



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

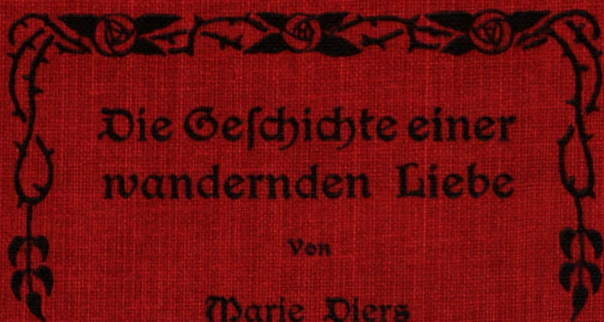
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Engelhorns
allgemeine

Roman-Bibliothek



Die Geschichte einer
wandernden Liebe

Von

Marie Diers



Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. □ Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Alle 14 Tage erscheint ein Band.

Preis jedes Bandes 50 Pf. Eleg. in Leinwand geb. 75 Pf.

(26 Bände jährlich, Gesamtpreis broschiert 13 Mark, gebunden 19 Mark 50 Pf.)

Über Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek schreibt der hamburgische Correspondent: Das ist ein Unternehmen, das in jeder Weise gefördert zu werden verdient! Als vor nun mehr denn 26 Jahren die ersten roten Bände erschienen, mag mancher Kurzsichtige und Engherzige den Kopf geschüttelt haben über das tolle Wagstück, wirklich gute und wertvolle geistige Kost zu so billigen Preisen zu verabreichen. Wenn man heute auf die lange Reihe von Jahren zurückblickt, wie viel ist da nicht schon erreicht! Fast kein Haus, keine Familie, wo die soliden Bände nicht ihren Einzug gehalten hätten; fast keine, noch so klein angelegte Privatbibliothek möchte die sich so freundlich präsentierenden roten Freunde aus ihrer Mitte missen. Und doch, noch gibt es viel zu tun! Noch gibt es Häuser, in denen die vermorschten und verrotteten Hintertreppenromane lieber gelesen werden. Hier wäre es Pflicht jedes Nächstherrn, die giftige Saat zu verdrängen und an ihre Stelle die gesunde und durchweg gute Kost der Engelhorn'schen Allgemeinen Romanbibliothek zu legen. Der glücklich Gehelpte wird, wenn er erst klar sieht, dem freundlichen Helfer sicher Dank wissen.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pfennig für den broschierten und 75 Pfennig für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Band 1. 2. Ohnet, Der Hüttenbesitzer. — 3. Conway, Aus Nacht zum Licht. — 4. Prach, Zéro. — 5. 6. Gréville, Waffilla. — 7. Aidt, Bornehme Gesellschaft. — 8. 9. Ohnet, Gräfin Sarah. — 10. Praddon, Unter der roten Fahne. — 11. Halévy, Abbé Constantin. — 12. Yerga, Ihr Gatte. — 13. 14. Reade, Ein gefährliches Geheimnis. — 15. Cheuriet, Gérard's Heirat. — 16. Gréville, Dofia. — 17. Praszewski, Ein heroisches Weib. — 18. 19. Morris, Eheglück. — 20. Pielland, Schiffer Waise. — 21. Colombi, Ein Ideal. — 22. Conway, Dunkle Tage. — 23. Boyesen, Spielhagen, Novellen. — 24. Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin. — 25. 26. Delpit, Ein Rutterberg.

Zweiter Jahrgang.

Band 1. 2. Ohnet, Der Steinbruch. — 3. Indau, Helene Jung. — 4. Bret Harte, Maruja. — 5. Die Sozialisten. — 6. Halévy, Crique. — 7. Wilbrandt, Der Wille zum Leben. Untrennbar. — 8. Valera, Die Illusionen des Dr. Faustino. — 9. 10. Farjeon, Zu fein gesponnen. — 11. Pielland, Gift. — 12. Pielland, Fortuna. — 13. 14. Ohnet, Lise Fleuron. — 15. Farina, Aus des Meeres Schaum. — 16. Frey, Auf der Woge des Glücks. — 17. 18. Croker, Die hübsche Miss Reville. — 19. Feuille, Die Verstorbene. — 20. Hopfen, Mein erstes Abenteuer u. a. G. — 21. 22. Alexander, Ihr ärgster Feind. — 23. v. Glümer, Ein Fürstensohn. Berlin. — 24. Bret Harte, Von der Grenze. — 25. 26. Conway, Eine Familiengeschichte.

Dritter Jahrgang.

Band 1. 2. **Remin**, Die Bersäulenin. — 3. **Graddon**, In Acht und Bann. — 4. **Schjöring**, Die Tochter des Meeres. — 5. 6. **Malst**, Lieutenant Bonnet. — 7. **Absut**, Pariser Ehen. — 8. **Marryat**, Hanna Warners Herz. — 9. 10. **Sopsfen**, Eine Tochter der Philister. — 11. **Gréville**, Eabelis Blüthung. — 12. 13. **Ohnet**, Die Damen von Croix-Mort. — 14. **Pasqué**, Die Gloden von Plurs. — 15. 16. **Daudet**, Fromont jun. und Rister sen. — 17. **Hopsen**, Der Genius und sein Erbe. — 18. **Reade**, Ein einfach Herz. — 19. 20. **Malot**, Baccart. — 21. **Morris**, Mein Freund Jim. — 22. **Stenkiewicz**, Hanna. — 23. **de Cinqseu**, Das beste Zell. — 24. 25. **Conway**, Lebend oder tot. — 26. **de Bonnieres**, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang.

Band 1. 2. **Jaggard**, Eine neue Judith. — 3. **Ohnet**, Schwarz und Koffg. — 4. **Fenillet**, Das Tagebuch einer Frau. — 5. 6. **Remin**, Jahre des Gärrens. — 7. **Lafontaine**, Gute Kameraden. — 8. **Lie**, Die Ehler des Commandeurs. — 9. 10. **Malot**, Rita. — 11. **Gréville**, Die Erbschaft Kenias. — 12. **Voß**, Kinder des Südens. — 13. 14. **Fogazzaro**, Daniele Cortis. — 15. **Farjeon**, Die Herz-Keune. — 16. 17. **Ohnet**, Sie will. — 18. **v. Wolzogen**, Die Kinder der Excellenz. — 19. **Farina**, Um den Glanz des Ruhmes. — 20—22. **Daudet**, Der Nabob. — 23. **Gurnett**, Der kleine Lord. — 24. **Cherriet**, Der Prozeß Frobeville. — 25. 26. **Graddon**, Stella.

Fünfter Jahrgang.

Band 1. 2. **Hopsen**, Robert Leichfuß. — 3. **Daudet**, Der Unsterbliche. — 4. **Guida**, Lady Dorotheas Gatte. — 5. 6. **Memini**, Marchesa d'Arceles. — 7. Was der heilige Joseph vermag. — 8. **v. Glümer**, Messa. Keine Illusionen. — 9. 10. **Phillips**, Wie in einem Spiegel. — 11. **Bielland**, Schnee. — 12. **Claretie**, Jean Mornas. — 13. 14. **Wood**, Auf der Fährte. — 15. **v. Roberts**, Satisfaktion. — 16. **Graviers**, Die Scheinheilige. — 17. 18. **Ohnet**, Doktor Rameau. — 19. **Peschkau**, Frau Regine. — 20. **de Maupassant**, Zwei Brüder. — 21. 22. **Farina**, Mein Sohn. — 23. **Gréville**, Dofias Tochter. — 24. **Lie**, Der Lotje und sein Weib. — 25. 26. **Daudet**, Ruma Roumeftan.

Sechster Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die tolle Komtek. — 3. **de Cinqseu**, Eine Sirene. — 4. **Phillips**, Iad und seine drei Flammen. — 5. 6. **Gunter**, Mr. Barnes von New York. — 7. **Cherriet**, Gertruds Geheimnis. — 8. **Conway**, Wunderbare Gaben. — 9. 10. **Ohnet**, Letzte Liebe. — 11. **Voß**, Die Sabinerin. — 12. **Memini**, Mia. — 13. 14. **Croker**, Diana Barrington. — 15. **v. Heigel**, Der reine Thor. — 16. **Pontoppidan**, Ein Kirchenraub. Junge Liebe. — 17. 18. **Daudet**, Die Könige im Exil. — 19. **Phillips**, Die verhängnisvolle Phryne. — 20. 21. **Ohnet**, Sergius Panin. — 22. **Ferac**, Achtung Schildwache. — 23. **Rabuffon**, Salonidhyle. — 24. 25. **Gunter**, Mr. Potter aus Texas. — 26. **Murray**, Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Roberts**, Preisgekrönt. — 3. **Ohnet**, Die Seele Pierres. — 4. **Cherriet**, Zum Ainderparadies. — 5. 6. **Aide**, Imogen. — 7. **Daudet**, Port Tarascon. — 8. **Hops**, Ein Mann von Bedeutung. — 9. 10. **Galkhin**, Ohne Liebe. — 11. **Morris**, Die Erbin. — 12. 13. **v. Wolzogen**, Die hähle Blonde. — 14. **de la Préte**, Mein Pfarrer und mein Onkel. — 15. **Voß**, Der Mönch von Berchtesgaden. — 16. 17. **Jaggard**, Oberst Quaritz. — 18. **Peschkau**, Noras Roman. — 19. **de Renzis**, Auf Vorposten u. a. Gesch. — 20. 21. **de Cinqseu**, Versteigete Rippen. — 22. **Jeffery**, Aus den Papieren eines Wanderers. — 23. **Cherriet**, Mein Onkel Scipio. — 24. 25. **Helyit**, Wie's im Leben geht. — 26. **de Renzis**, Verhängnis.

Achter Jahrgang.

Band 1. 2. **Croker**, Jrgend ein Anderer. — 3. **Gordon**, Fräulein Refeda. Ein Mann der Erlolge. — 4. **Fenillet**, Künstlerlehre. — 5. 6. **Böhlau**, In frischem Wasser. — 7. **Morris**, Die geprellten Versuchwörter. — 8. **Gordon**, Daphne. — 9. 10. **Remin**, Ein Genie der That. — 11. **Poradowska**, Mischa. — 12. 13. **v. Wolzogen**, Der Thronfolger. — 14. **Colombi**, Im Reisfeld. Ohne Liebe. — 15. **Maitret**, Eine Künstlerin. — 16. 17. **Gunter**, Niemand. — 18. **Heysse**, Marienkind. — 19. **Hillinger**, Schwarzwalddgeschichten. — 20—22. **Daudet**, Iad. — 23. Der schwarze Koffer. — 24. **Maitret**, Der Affenmaler. — 25. 26. **Mafterman**, Schwer geprüft.

Neunter Jahrgang. Band 1. 2. Ohnet, Im Schuldbuch des Hasses. — 3. Savage, Meine offizielle Frau. — 4. Zehren, Sein Centus. — 5. 6. Croker, Ein Zugvogel. — 7. Filon, Violette Merian. — 8. Jay, Früulein Kapitän. — 9. 10. Gordon, Ein puritanischer Hebe. — 11. Coppée, Das Stück Brot u. a. Gesch. — 12. Bret Harte, In der Prairie verlassen. — 13. 14. de Berkeley, Zwischen Bipp und Reiskstrand. — 15. Conway, Mein erster Klient u. a. Gesch. — 16. de Cinqsean, Auf steinigem Pfaden. — 17—19. Malot, Heimtlos. — 20. v. Heigel, Baronin Müller. — 21. Mairret, In guter Hut. — 22. Eckstein, Das Kind. — 23. 24. Warden, Das Haus am Moor. — 25. Ferras, Giovannino oder den Tod! Dreißig Prozent. — 26. Couduze, Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang. Band 1. 2. Cherbultez, Das Geheimnis des Hauslehrers. — 3. v. Wildenbruch, Das wandernde Licht. — 4. Fr. Anbyu, Einer alten Jungfer Liebestraum. — 5. Schubin, Schatten. — 6. 7. Croker, Unerwartet. — 8. Frauss, Ein Opfer. — 9. 10. Nielsen, Die Möwe. — 11. Finny, Geopfert. — 12. Dick-May, Unheimliche Geschichten. — 13. 14. v. Silow, Margarete und Ludwig. — 15. Mrs. Olyphant, Die Herzogstochter. — 16. Daudet, Briefe aus meiner Mühle. — 17. 18. Sims, Erinnerungen einer Schwiegermutter. — 19. v. Roberts, Cou. — 20. Fitz, Hof Gisse. — 21. 22. de Marchi, Don Cirillo's Hut. — 23. Schulz, Jean von Kerdren. — 24. Pillingner, Unter Bauern. — 25. 26. Savage, Prinz Schampis Brautwerbung.

Elfter Jahrgang. Band 1. 2. Ohnet, Das Recht des Kindes. — 3. v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch. — 4. Beard, Mademoiselle. — 5. 6. Bourget, Kosmopolis. — 7. Stodton, Eine schnurrige Geschichte. — 8. Coppée, Die wahren Reichen. — 9. 10. Bokk, Simson und Della. — 11. Jökai, Die gelbe Rose. — 12. Gréville, Verloren. — 13. 14. Croker, Zwei Herren. — 15. de Amicis, Eine Schultragödie. — 16. Harraden, Schiffe, die nachts sich begegnen. — 17. 18. Spielhagen, Sufi. — 19. Tim. — 20. Münch, Frauen. — 21. 22. de Berkeley, Die alte Geschichte. — 23. v. Heigel, Der Sänger. — 24. Sims, Möblierte Wohnungen. — 25. 26. Clifford, Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang. Band 1. 2. v. Wolzogen, Die Erbschleckerinnen. — 3. Ottolengui, Der Kameknopf. — 4. Clarctie, Die Cigarette und andere Geschichten. — 5. 6. Benson, Dobo. — 7. Zehren, Die Brüder. — 8. Howells, Pflichtgefühl. — 9. 10. v. Roberts, Revanche! — 11. Ferras, Pinel und Meißel. — 12. v. Gersdorff, Schwere Frage. — 13. 14. Rameau, Das Magdalenenhaar. — 15. Moore, Der Verkauf einer Seele. — 16. Savage, Wandelbilder. — 17. 18. Spielhagen, Selbstgerecht. — 19. Zerome, Roman-Studien. — 20. Busse, Jugendstürme. — 21. 22. Croker, Eine Familienähnlichkeit. — 23. van Horst, Verbotene Frucht. — 24. Moeller, Gold und Ehre. — 25. 26. Jota, Eine gelbe Aker.

Dreizehnter Jahrgang. Band 1. 2. Hoff, Villa Falconieri. — 3. Ohnet, Die Tochter des Abgeordneten. — 4. Hopfen, Die Siegerin. — 5. 6. Croker, Eine dritte Person. — 7. Gyp, Flederwischs Heirat. — 8. Pigot, Eine internationale Ehe. — 9. 10. Gerbrandt, Sich selber treu. — 11. Lott, Inselstischer. — 12. Böhlau, Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten. — 13. 14. Rod, Die weißen Felsen. — 15. v. Heigel, Der Herr Stationschef. — 16. de Berkeley, Ein Reisebenteurer. — 17. 18. Savage, Die Here von Harlem. — 19. Perga, Königstigerin. — 20. Boyesen, Selbstbestimmung. — 21. 22. Merz, Frost im Frühling. — 23. Niemann, Smaragda. — 24. Croker, Lady Hildegard. — 25. 26. Luska, Zu jung gefreit.

Vierzehnter Jahrgang. Band 1. 2. v. Wolzogen, Der Kraft-Mayr. — 3. Böhlau, Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten. — 4. Mathers, Das Wäschen vom Bande. — 5. 6. Ohnet, Der Pfarrer von Fapierses. — 7. 8. Schubin, Die Heimkehr. — 9. de Cinqsean, Vergessene Pflicht. — 10. Synne, Gauner-Ehre. — 11. de Amicis, Liebe und Gymnasist. — 12. 13. Croker, Ein Millionär. — 14. Prada, Im Joche der Liebe. — 15. Böhlau, Verpielte Leute. — 16. Robinson, Die goldene Hand. — 17. 18. v. Roberts, Die schöne Helena. — 19. Murray, Der Bischof in Not. — 20. Gréville, Das Geständnis. — 21. 22. White, Korruption. — 23. Vincent, Künstlerblut. — 24. Merrick, Eine persönliche Ansicht. — 25. 26. Orloffsky-Solowin, Die Nihilistin.

* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane
aller Völker

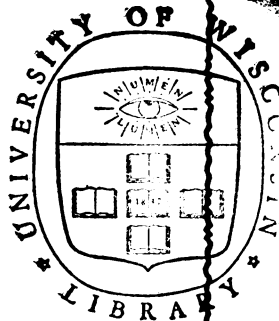
27. Jahrgang

Band 24

**Die Geschichte
einer wandernden Liebe**

Von

Marie Diers



Stuttgart 1911

Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1911 by J. Engelhorn's Nachf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

PT
2607
I 14
G 4

Erstes Kapitel

Der Magister Schönlein stellte mit altjüngferlicher Behutsamkeit seine Tasse, den Brotkorb und die übrigen Geräte seines Morgentaffees auf dem abgeschabten Präsentierbrett seiner Hauswirthin zusammen und trug alles in den kleinen offenen Treppensflur hinaus auf ein Tischchen, das in einer dunkeln Ecke stand. Beim Zurückkommen betrachtete er prüfend das glänzende Porzellanschild an seiner Stubentür, auf dem mit großen schwarzen Buchstaben, gleichsam trotzend der Ausdrucksweise jetziger Zeit, zu lesen war:

Magister Schönlein.

Dann zog er sein Taschentuch hervor und rieb mit spitzen Fingern jeden Verdacht auf eine Trübung der glänzenden Scheibe ab.

Im niedrigen, trotz der Morgenstunde schon heißen Stübchen, das wenig Möbel, gar keine Bilder, aber sehr viel Bücher an den Wänden hatte, die mit ihren meist halbgelösten oder ganz fehlenden Rücken einen lebhaften Verkehr mit ihrem Besitzer verrieten, trat er wieder an den Sofatisch, faßte die buntwollene Tischbede an ihren Zipfeln und schüttelte sie aus einem der beiden offenen Fensterchen in den um zwei Stock tiefer gelegenen Hof aus. Dabei blieb er ein paar Sekunden stehen und lauschte mit langem Halse dem Vogelgezwitscher aus den Bäumen des Nachbargartens.

Er war lang und hager, von einem unbestimmbaren Alter, mit schmalem, dünnen Kopf, einem spärlichen Haarwuchs, dem man nicht ansah, ob er grau oder blond war, und einem vollkommen bartlosen Gesicht. Als Bekleidung trug er ein sonderbares Ding aus Grasleinen, eine Art Zwischending von Joppe und Schlafrock. Es reichte ihm bis an die Kniee und schloß oben eng am Halse, in der Weise der sogenannten Lutherröcke, wie sie die Pastoren tragen. Aus diesem Abschluß streckte sich ohne Kragen oder Binde der lange, knochige Hals hervor.

Als dieser Einsiedler dem Vogelkonzert eine Weile gelauscht und damit gleichsam eine Art von Morgenandacht abgehalten hatte, zog er den Kopf wieder zurück und mit dem Abglanz einer

genossenen Freude im Gesicht legte er die Tischbede mit derselben ängstlichen Genauigkeit zusammen, mit der er vorhin sein Kaffeegeschirr dem Umfang des Brettes angepaßt hatte. Dann trug er sie auf einen Stuhl, der eigens dazu im Fenstereck neben einer Kommode stand und schon gleichsam seine Platte dem gewohnten, täglich zu derselben Stunde sich wiederholenden Amt entgegenstreckte.

Dies war getan.

Die alte Uhr, deren rundes Gesicht auf vier schwarzen Säulen ruhte, blickte von dem Bord des gelben Schreibtisches ihren Herrn an und sagte: Es ist zehn Minuten vor acht, gerade wie es sein muß, Magister. Da setzte er sich unter ihr nieder und schlug das dicke griechische Werk, auf dessen Titelblatt „Patrum Apostolicorum Opera“ stand, an der eingezeichneten Stelle auf. Dies war das letzte Weihnachtsgeschenk seiner vereinigten Schüler und Schülerinnen.

Nach all dem, was sich durch jahrzehntelanges Hereinlesen in diesem langen, dünnen Kopfe bereits abgelagert hatte, konnte der gute Magister mit Fug und Recht Professor sein. Aber dazu fehlte es am Nötigsten. Trotz heißen, ja verzweifelten Bemühens war der damals noch jugendblonde Kandidat Fritz Schönlein nicht über die Schwelle des zweiten Examens hinübergekommen. Drei Anläufe waren mißglückt, der vierte wurde ihm noch aus besonderer Rücksicht für seinen mittlerweile verstorbenen Vater, den Präpositus Schönlein, zugestanden — aber den machte er dann gar nicht mehr. Ein paar Tage vor diesem letzten Versuch gab er den Kampf auf. Er hatte sich vorher selber geprüft und wußte, daß er keinen Namen, keine Zahl, keine konkrete Tatsache aus der Kirchengeschichte, aus der Pädagogik, aus der Dogmatik auch nur annähernd sicher wiedergeben konnte, ja daß ihm sogar der deutsche Text der Bibelsprüche auch an den geläufigsten Stellen, die jedes Kind kennt, nur verschwommen im Gedächtnis haftete.

Bei dem ersten Examen hatte wohl noch die Schulgewohnheit nachgewirkt. Er war noch jünger, noch kindlicher, hatte sich noch nicht in eigene und eigensinnige Wege verirrt. Man hielt ihn damals in seiner Familie sogar für hochbegabt. Sein Vater kannte alle Examinatoren. Er ging blind und led hinein. Damals, wußte er, war schon eine leise Verwunderung, daß es nicht glänzender gegangen war. Er kam nur so eben durch. Man über sah manches, half ihm sogar nach. Er war selber verblüfft. Während alle andern sagten: „Nun, das ist eben mal ein bißchen Pech gewesen, das passiert den Besten,“ — blickte er

schon mit einem dunkeln Bangen, als schwante alles um ihn her, in die Zukunft, in das zweite Examen. Wie sollte denn das werden?

Daß er freiwillig zurücktrat, war eine der seltenen Lebens-Auflagen, die er in seinem verworrenen Dasein beging. Er zog in das hübsch gelegene alte Städtchen Möllentin, versammelte alle Bücher seines Vaters um sich und wartete mit dessen hinterlassenen Gelde, daß er Privatstunden bekäme. Und da die Schule an diesem Ort nicht hoch stand, bekam er sie auch.

Da gab er sich selber den Titel Magister, denn ein Kandidat war er nun nicht mehr, seit er aufgehört hatte, um etwas zu kandidieren. Wurde auch mittlerweile zu alt zu dieser jugendlichen Bezeichnung. Und ein Titel, fand er, läme ihm zu.

Die Möllentiner lachten erst ein bißchen, gewöhnten sich aber sehr rasch und nahmen ihren Magister hin wie den diden Turm ihrer mächtigen alten Kirche, ihre holprigen Straßen und ihren wunderschönen See.

Genau eine volle Stunde las der Magister in den apostolischen Vätern. Hin und wieder schlüpfte ein befriedigtes oder spöttisches Lächeln durch seine Gesichtsfalten, dann machte er mit dem Bleistift ein Strichlein an die Stelle oder schrieb in kleinen, kaum leserlichen Buchstaben eine Bemerkung, meist lateinisch, hinein. Als das runde Gesicht auf den schwarzen Säulen ihm sagte: Es ist zehn Minuten vor neun — schlug er mit einem Seufzer das große Buch zu und studierte den Stundenplan, den er sich an das untere Bord des Schreibtisches mit vielen kleinen Nägeln angeschlagen hatte.

Sein unmutiges Gesicht erhellte sich im Augenblick. „Ach, heute ist ja Donnerstag. Richtig! Hätte ich das gedacht! Und ich glaubte, wir wären erst am Mittwoch. Aber der Ulrich ist ja gestern dagewesen, richtig, richtig. Heute kommt ja die Ebeli Magnussen.“

Er war mit einem Male ganz vergnügt und aufgereggt. Sprang empor, holte aus dem Regal ein Weltgeschichtsbuch, blätterte mit hastigen Fingern, steckte die Nase tief hinein. „Heinrich I. 919 bis 936, Otto I. 936 bis 973; 936 bis 973, 936 bis 973 — na, ich kann ja mal hingucken, wenn's mir wieder entfällt. — Adelhaid, Theophano — die Ungarn 955 — Markgraf Gero — ja, ja, ich weiß schon ungefähr — Bilder wird sie auch sehen wollen — was haben wir denn hier — ach Gott, die Bauwerke, die interessieren sie ja nicht — Kirche zu Gernrode, von der Südseite — na ja, aber so ein Mädeldchen hat dafür eben keinen Geschmack — wenn nur die Bildnisse besser wären — schauerlich —

na ja, ich muß es ihr eben interessant erzählen — — Wie war doch die Zahl? Fufsch, natürlich. Nachsehen, ach so, ach so: 936 — neun — drei — sechs — ist doch leicht zu behalten. $3 + 6 = 9$. Aber die Neun kommt zuerst. Dann 973. 73 — ich werde nochmal 73 Jahre alt werden. 73 Jahre. 973 — —

„Ach Gott, die Eveli! Und ich dachte, es wäre Mittwoch!“

Der gute Magister war ganz zapplig geworden. Das machte, er war in der That ein ganz klein bißchen verliebt in dies Eveli. Es war beinah seine einzige weibliche Schülerin; da war zwar noch Gretchen Bolle, die Tochter des Magistratssekretärs, die Lateinisch bei ihm lernte, aber die war strebsam, steif, bodig und im Wesen wie ein Junge. Eveli dagegen erinnerte ihn beständig an seinen Jugendtraum, den er hatte fahren lassen, als er das zweite Examen fahren ließ. Es bestand aber keine weitere Ähnlichkeit zwischen dem Jugendtraum und dem fünfzehnjährigen Kind des Stadtdoktors von Möllentin, als daß sie beide weiblichen Geschlechts waren, liebe, zarte Gesichtchen hatten, gerne lachten, und sich ihnen das weiche, hellbraune Haar lieblich um die Ohren kräufelte.

Das waren die Lebensfreuden, die Lichtpünktchen in dem dürren Dasein des Herrn Magisters, ohne daß irgendwelche Besorgnis in dem Falle vorlag. Sein Ruf in der Beziehung war so fledenrein, daß selbst die ängstlichsten Seelen der Stadt nichts dabei fanden, daß Herr und Frau Doktor Magnussen ihm ihren Badsisch in Unterricht schickten. Unter dem losen Volk der Mädchenschule aber hatte er die ehrenvolle Bezeichnung „Magister Lämmlein“ erhalten.

Indem sprang etwas draußen die Treppe herauf.

Er kam plötzlich in Aufregung. „Wie war's doch? Wie war's doch? 900 — wie alt wollte ich doch werden? 76? Nein, da war eine Drei drin. Ach Gott, die Zahlen! Und die Eveli weiß sie immer so gut. Ich alter — — na, da haben wir's ja — 973 — — Guten Morgen, Eveli.“

„Guten Morgen, Herr Magister.“

Das lustige Kind stand schon mitten in der Stube; es trug ein halblanges, hellblaues Blusenkleidchen mit weißen Streifen und vieredigem Halsauschnitt. Zwei lange braune Böpfe mit blauen Bändern hingen über die Schulmappe herüber, die sie kindlicherweise noch am Riemen über die Schultern trug. Sie schlenkerte die Mappe herunter und warf sie krachend auf den runden, gelben Sofatisch, von dem vorhin Magister Schönlein sein Kaffeegeschirr und die buntwollene Tischdecke abgenommen hatte.

„Hu, Herr Magister, ist das hier oben aber heiß!“

Er kannte ihre Seufzer und Entrüstungen über seine ärmliche Behausung schon. Bald waren ihr die zwei Treppen zu hoch, bald war's hier zu dunkel, bald zu heiß, bald zu kalt. Keiner seiner Schüler war so anspruchsvoll wie das Eveli. Es kränkte ihn wenig, ja, er hörte kaum darauf, er war das schon so sehr an ihr gewöhnt.

„Wir haben heute Geschichte,“ sagte er wichtig und schulmeisterhaft, ging mit seinem Gesichtsfolianten auf den Sofa-Platz, auf dem er zwar unbequem saß, den er aber seiner Magisterwürde für angemessen hielt, streckte seinen langen Hals aus der tragenlosen Jacke, sah seinen Bögling drohend an und fragte, einmal wie allemal: „Hast du auch was gelernt?“

„Natürlich,“ sagte diese sicher. „Soll ich anfangen?“

„Ja, fange an.“

Und es ging los.

Die Wahrheit war die, daß einerseits an diesem frischen, lebendigen Vortrag von Kinderlippen der einsame Schulmeister sich nicht nur einen tatsächlichen Zuwachs von Wissen holte (denn, wenn Eveli eine Zahl aussprach, so tief und sicher, wie er in seinem ganzen Leben noch keine ausgesprochen hatte, so verfing sich diese Zahl nicht selten mißsamt dem Wohlklang der jugendlichen Stimme in seinem alten, widerspenstigen Gehirn und blieb dort hängen), sondern daß er auch eine Art musikalischen Genusses, wenn man davon bei einem solchen verstaubten Stubengelehrten sprechen kann, einen unbewußten Schönheitskult, eine feine, begeisterte Daseinsfreude aus diesem schülerhaften Vortrage zog. Andererseits wieder, und davon hatte er nun keine Ahnung, war Eveli Magnussen in der Tat außerordentlich gut vorbereitet. In der Mädchenschule bei Fräulein Dachsteiger galt sie für einen Wildfang und Nichtsnuß, sie lernte nichts, schrieb ihre Aufgaben von tugendhaften Mitschülerinnen ab, schmauste während der Stunden ihre Buttersemmel und zeichnete Karikaturen unter dem Tisch.

Aber für Herrn Schönlein lernte sie. Es kam vor, daß er ihr, da er gar keinen Überblick über solche kleine Mädchenkraft hatte, geradezu Unsummen aufgab. Eveli überfah das sofort — aber darin hatte sie einen baddischhaften Ehrgeiz: sie opponierte mit keinem Wort, mit keiner Miene. Ja, sie überlegte im voraus, wie sie diesen neuen Streich ihres Lehrers daheim vor dem Papa verstecken sollte. Denn der durfte das um Gottes willen nicht wissen, sonst gab es Spektakel. Lieber arbeitete sie heimlich des Nachts oder ließ sich von ihrem Weder um vier, halb fünf in der Frühe herausklingeln.

Eine eigene herbe Süßigkeit steckte in diesem kleinen Martyrium. Gerade das machte ihr den sonderbaren Lehrer lieb und vertraut. Auch daß man in der Stadt über ihn lachte und ihn nicht ganz ernst nahm. Sie verteidigte ihn dann nie, das war ihr nicht der Mühe wert. Aber sie hatte ein kleines heimliches Zucken in sich: Nacht ihr nur alle, ich weiß es ja doch besser.

Ihr Stolz war, das Erlernte vor ihm auszubreiten. Sie schwelgte förmlich darin. Ihre junge Stimme hatte Klang und einen reizvollen Wechsel der Tonfarbe, an dem sie sich, halb unbewußt, selber entzündete. Die vollkommene Sicherheit des Gegenstandes, die ihre eifrige Vorbereitung ihr gegeben hatte, unterstützte sie. Bisweilen malte sie, in Geschichte und Geographie, besondere Situationen oder Bilder nach freier Phantasie noch aus. Es war ein ledes Spiel von Lebenslust und erstem jungem Selbstentzücken.

Herr Schönlein ließ sie immer. Sie konnte sprechen, so lange sie mochte, und wenn mehr als die halbe Stunde darüber hinging. Zeitgefühl hatte er sowieso nicht. Wenn sie dann fertig war, fing er an.

Nun saß sie angelehnt, gerötet von Freude und leiser Anstrengung, und sah ihn an. Und dann begann sein Spiel.

Erst ging es stotternd. Er kam wieder mit den dummen Zahlen oder Namen, oder was es sonst war, nicht gleich voran. Er wollte durchaus die eine Zahl doch paden, doch wieder kriegen, die zum zehnten- und zwanzigstenmal ent schlüpfte. Er schluckte und murkste. Verslummte ganz. Stieß lomische Töne aus. Sein ganzer dünner Kopf wurde rot. Es war ein geradezu verzweifelltes Ringen um die eine gräßliche Zahl. „Und ich schlage sie nicht auf!“ schwur er sich zu.

Eveli saß und wartete. Sie kannte diese Anfangsflöße. Sehr interessant war es ja nicht gerade, dabei zuzugucken, aber sie dachte nicht daran, sich zu langweilen. Hier oben im Stübchen beim Magister war alles, wie es war. Vor zwei Jahren hatte sie auch noch gelacht und es dumm gefunden — daran dachte sie jetzt nur mit äußerster Verachtung. „Da war ich ja noch ein kleines Gör.“

Unterdessen kam die Krisis. Herr Schönlein vergaß seinen Schwur. Mit seinen hastigen, langen Fingern riß er ein paar Seiten herum, steckte die Nase hinein, fand es — „ach so — na ja, natürlich: 936 bis 973“. Und dann kam er in Schuß.

Es wußten wenige Menschen, wie es war, wenn Magister Schönlein in Schuß kam. Dazu gehörte viel Geduld, Aufmerksamkeit und ein bißchen Liebe. Seine guten Eltern hatten es

seinerzeit gewußt, hin und wieder ein Freund, höchst selten ein Lehrer, nie ein Weib. Aber heute wußte es des Doktors kleines Eveli.

Niemals, bei den tüchtigsten Lehrern und Lehrerinnen, war irgend so etwas wie Wissensdurst bei diesem Durchschnittsbadfisch Eveli zum Vorschein gekommen — der unmöglichste aller Pädagogen, der alte entgleiste, halbtomische Kandidat Schönlein weckte ihn. Ohne sich zu rühren, still wie der Stuhl, auf dem sie saß, harrte Eveli des Moments, in dem Ringen und Stoden abbrach, in dem der Magister gleichsam zu sich selber kam — und nun: in Schuß geriet.

Nun wurde es wirklich schön.

Und was unter den Lebenden wohl niemand wußte, das ahnte dieser törichte, flüchtige kleine Mädelskopf: Magister Schönlein in seiner engen, staubigen Welt, in seiner unglücklichen irdischen Hülle — er war dennoch ein Begnadeter.

Wenn er die Dinge erst hatte, wenn er durch ihre mühselige Rinde, die ihm soviel Not und Qual machte, an der sein äußeres Leben zerschellen mußte, erst hindurch war, dann war er auch, wie kein anderer. Komme mal erst einer und zeige einen Lehrer, einen Professor, der so — so inmitten der allen verfunkenen Welt stand! Der so — so mit der Vergangenheit zu reden wußte! Der mit einem so königlichen Blick das Große, das Ganze zu umspannen vermochte!

Da standen die Toten auf, da lebten die Steine, da sprach eine ganze alte, vergangene Kultur, als wäre es heute! Da liefen die Fäden des Staatswesens, da blinkte durch Gebüsch und Felsgestein der brausende Strom des geistigen Lebens damaliger Zeit. Da brachen Herzen, da loderte Ehrgeiz, da winselte Schwäche. Schauer durchrieseln des Hörers, des Sprechers Gebein, da sie plötzlich wie durch Blitzstrahl erhellt Gesichter sehen, so fremd, so einer unverständlichen Kultur angehörig — und doch mit einem Male so jäh verwandt, so nah, so gleich, so ganz wir selbst, wir Lebenden, hier Sitzenden!

Das durfte Eveli, der kleine, dumme, selbstfrohe Badfisch, erleben!

Die braunen Augen groß, voller Tränen, die Wangen heiß, so sah sie ihren Magister an, als er plötzlich verwirrt mit einem unsicheren Lächeln abbrach, zur Uhr hinübersah, sich besann, was die Zeiger wohl meinten, dann ganz rot wurde und mit einem heftigen Knall das Buch, in das er seit dreiviertel Stunden nicht mehr hineingeblickt hatte, zuschlug.

„Bis hierher lernen, alle Zahlen mit,“ sagte er.

Eveli blinkte mit den Augen, um die Tränen daraus zu vertreiben, bückte sich, leckte den Bleistift und machte sich eine Notiz.

„Nun wollen wir Latein nehmen, Eveli.“

Das mit dem Latein war auch so eine Geschichte, ganz à la Magister Schönlein. Der Papa wußte nämlich nichts davon, hätte es auch gar nicht erlaubt. Es war aber leicht, etwas vor ihm zu verstecken, da er nicht viel zu Hause war. Die Mama war auch in dieser Hinsicht nicht sehr eng an Gewissen. Was verstehen denn Männer von Mädchenerziehung? — war ihre Ansicht. Gar nichts. Die wollen nur gute Hausfrauen haben. Das wußte sie aus eigener Erfahrung. Nein, ihre Eveli sollte einmal mehr werden als sie. Und sie baute heimliche Pläne, in deren Hintergrund ein Doktorhut winkte.

Der gute Magister dachte an so etwas nun freilich gar nicht. Er hatte nur, als er seiner Schülerin französische Stunden geben sollte, in seinem Kopf gefunden, daß dies ohne lateinische Vorbildung nicht ginge. Und daher segelte das Latein einfach unter der Flagge des Französischen mit, denn dieses letztere war vom Papa natürlich, wenn auch seufzend, als „verfluchte sogenannte Bildungsmode“ zugestanden worden.

Mit den Sprachen war es wieder ein eigenes Ding. Auch die hatten ihre Rinde: die Vokabeln, im Französischen die Aussprache und ähnliche höchst notwendige Einrichtungen. Durch sie mußte der arme Herr Schönlein auch erst wieder mit saurer Mühe hindurch, bis er war, wohin er gehörte: bei dem inneren Aufbau, den Sprachgesetzen.

Und da kam wieder dasselbe Wunder, wie vorher.

Das tote Gefüge bekam Leben. Man stand plötzlich darinnen wie in einem unermesslichen Bau, der ein Menschenwerk und doch in seiner grandiosen Ordnung wie von göttlichem Geiste durchweht ist. Aus scheinbar Unbedeutendem erhebt sich die eherne Konsequenz. Und gleichsam unregelmäßig und doch nur wie das schmückende, spielende Beiwerk am allzu ernstern Dom schlingen sich um die Säulen und Gebälke die lustigen kleinen Ausnahmen herum, die ledern Flüchtlinge vom Gesetz, die dennoch ihm nicht entweichen, ihm nur zur Bier reichen können.

Hier horchte Eveli ohne Tränen. Aber ernst, gespannt bis in jedes Glied hinein. Ihr Magister hatte ihr etwas beigebracht, von dem er selbst nicht wußte, wie lösbar und wie selten es war: das ehrfurchtsvolle Staunen vor dem aus Menschenkraft und Menschenrang allmählich Gewordenen — ja, vor dem, was war, ehe der Mensch seine Bedürfnisse und seine Sehnsucht

ihm einordnete, damit sie Bestand gewannen in der Form: vor dem Gesetz.

Und dann einen Schritt weiter zurück ins Absolute: in die Mathematik.

Ohne Pause oder Pauslein ging es weiter. Nur der erschreckte Blick zur alten Uhr, das mehr oder weniger heftige Erröten, das halbe Besinnen, der entschlossene Knall mit dem für heute erledigten Buch, das schwere, qualvolle Hineinfinden in den neuen Gegenstand — das war dasjenige, was in Magister Schönleins Unterricht sozusagen die Pause markierte.

Mathematik. Eigentlich hieß es Rechnen. Rechnen — der arme Schönlein, der unwürdigste Supplikant um die Gunst der heiligen Zahl!

Nein doch! Nicht der Zahl, sondern der Zahlen! Er mußte es sich schwer vorrechnen, daß $7 \times 12 = 84$ sei, aber daß es so sei, daß es unter allen Umständen so sein müsse, daß keine Menschenmacht auch nur ein Deut daran ändern könne, noch dies werde, solange noch ein Menschenhirn im Blutumlauf poche — das erfüllte ihn mit heiliger Begeisterung.

Die Mathematik schien ihm die größte, weil die unmittelbarste Wissenschaft. Hier hat nicht erst der Mensch seine Linien in die großen, schon vorhandenen hineingezeichnet, sondern hier liest er nur nach, was von Ewigkeit her da ist! Hier sucht er mit stammelndem Verstande den Gesetzen nachzutommen, die da waren, ehe er wurde, in die sein Witz und all seine stolze Klugheit sich erst Schritt für Schritt finden muß. Hier gilt keine Willkür, hier spielen keine Ausnahmen. In unerbittlicher Notwendigkeit richtet die unendliche Ordnung sich hier vor unsrer erschauernden Erkenntnis auf.

Wie war es hier angesichts der Unermesslichkeit dem Magister so gleichgültig, ob er selber rechnen könne oder nicht. Dieser Umstand schien ihm so winzig, daß er nicht einmal Respekt vor großen Rechnern hatte. Es war ihm nicht, als ob sie der heiligen Mathematik näher stünden als er. Den Mast auf und ab klettern können, macht es denn das? Aber begreifen, begreifen den stolzen Bau des Schiffes, den kühnen Flug auf dem Meer der Zeit, erbebend schauen, wie hier Gottes Hand die Welten baute, ohne uns zu fragen — das ist Glück, das ist Wissen. — —

Eveli konnte nicht besser rechnen als ihr Magister, oder wollte auch bloß nicht. Sie lernte auch nichts bei ihm. Die Aufgaben, die er ihr stellte, waren lächerliche Produkte seiner Absoluttheorie. Denn sie dienten ihm nur dazu, ihr bald diese, bald jene Seite seiner eigenen Auffassung klarzumachen. So bekam

sie bald einen schweren mathematischen Lehrsatz zu beweisen, bald eine kinderhaft leichte Addition oder sonst eine Aufgabe aus den ersten Zahlentreisen.

Eveli wunderte sich über nichts. Sie war jetzt so mit ihrem Magister verwachsen, daß sie ihn immer verstand. Es war ihr auch ganz egal, ob sie schwer oder leicht für ihn zu rechnen hatte, weil in dem wunderlichen Weben, das sie in diesem Mansardenstübchen umspann, eine Ahnung sie umschattete von dem Wesen aller Dinge, dem jedwedes Beiwerk doch nur dienen muß, wo es gerade steht, bald dort, bald hier.

Statt zwölf war es dreiviertel eins vorbei, als Herr Schönlein plötzlich wieder den bekannten Uhrenblick bekam, ganz entsetzt starrte und darüber sogar das Zuschlagen des Buches vergaß.

„Eveli, nun kommst du zu spät zu Mittag! Deine Mutter hat gesagt —“

Eveli sah sich gleichgültig um.

„Papa kommt heute erst um vier,“ entgegnete sie.

Das beruhigte ihn gleich. Soviel Weltfönn hatte er denn doch noch, um zu wissen, daß er von der Mama nichts zu fürchten habe, daß aber in dem langhärtigen Doktor sein heimlicher Feind lauerte — in betreff Evelis.

„Aber Ihr Essen ist jetzt kalt,“ sagte Eveli.

Schönlein hatte die Bestimmung getroffen, damit er nicht durch das Klopfen seiner Wirtin gestört werde, daß sie alles, was sie mit ihm abzumachen habe, auf den dunklen Tisch am Treppenwinkel niederseze — inklusive Mittag. Das stand nun natürlich schon seine guten drei Viertelstunden dort.

„Das schadet nichts,“ sagte Schönlein, und das war seine unverfälschte Herzensmeinung. Wenn es nach seinem Wunsch gegangen wäre, so gäbe es längst schon kondensierte Pillen, von denen man mittags eine hinunterschluckt und damit seinem Körper den schuldigen Tribut entrichtet hat.

Eveli ging hinaus. Im Treppenflur roch es nach Rüben und Hammelfleisch. Wenn er doch mal was Interessantes zu essen bekäme! dachte sie mitleidig.

Zweites Kapitel

Unterdes war der Sommer vorüber gegangen. In dem großen Dottorgarten fielen schon die ersten gelben Blätter still zur Erde. Man sah es durch die Glastür in dem Gartenzimmer, in dem gegessen wurde. Herr und Frau Doktor Magnussen saßen schon bei der Suppe, Evelis Plak war noch leer.

Die Doktorin war in peinlicher Aufregung. Heute hatte ihr Mann ausdrücklich um halb eins das Essen gewünscht, weil er nach eins auf eine längere Landtour fortwollte. Dabei erwartete er natürlich, daß Eveli auch mitessen werde. Es war aber heute wieder der Magistertag. Frau Doktor Magnussen hatte es ihrer Tochter diesmal gründlich eingepaukt, pünktlich zu kommen, und die hatte es auch versprochen. Aber nun war sie doch nicht da!

Der Doktor war in gewissen Dingen reizbar, so weitherzig er dann wieder in andern war. Er mochte seine Frau nicht ärgern, aber man sah ihm seine Nervosität an, wie er sich hin und wieder die kahle Platte kratzte oder in seinem langen dunkelbraunen Bart herumwühlte.

„Ich doch, Hans,“ sagte seine Frau. „Eveli wird sich natürlich wieder mit einer Freundin auf dem Heimwege verplappert haben, das dumme Ding.“

Sie wußte ganz genau, daß dies nicht so war, aber es schien ihr politischer, eine ungefährliche Freundin vorzuschieben als den gefährlichen Magister, den ihr Mann sowieso nicht mochte.

„Freundin —?“ wiederholte der nur ironisch und dokumentierte damit mehr Verständnis für die Politik seiner Frau, als dieser lieb war.

Indem wurde draußen im Hausflur die Tür aufgestoßen mit einer Wucht, daß die alte Hausglode einen ohrenzerreißenden Lärm anstellte, jagende Schritte näherten sich, und auf der Schwelle erschien Eveli, erhitzt, mit unordentlichen Böpfen und einem ganz bösen Gewissen in den aufgerissenen Augen.

„Entschuldige, Papa, ich —“

„Es ist sieben Minuten nach halb eins,“ sagte er mit einer Bedächtigkeit, die Schlimmes ahnen ließ, „um zwölf ist deine Stunde aus. Soll sie vielmehr aus sein. Setz dich. Du kannst nichts dafür, Eva. Ich werde mit deinem Herrn Schönlein ein paar Worte reden.“

Das klang böse. Eveli wurde krebsrot, die Mutter sah sehr beunruhigt aus. Sie schöpfte die Suppe für die Tochter ein, während sie murmelte: „Laß doch, Hans. Du weißt ja noch gar nicht —“ Aber es klang sehr unsicher, und weiter kam sie auch gar nicht.

Eveli aber bekam Mut. Reden und Lachen mochten sie über ihren Magister, was sie wollten, das kannte sie nicht anders, aber tun ließ sie ihm nichts. Sie schleuderte ihre Mappe krachend auf einen Stuhl, daß sie wieder herunterfiel, und alles, was im Federkasten war, herausklapperte; der Hut flog obendrauf,

und ohne sich danach noch umzusehen, stand Eveli wie ein Engel der Rache am runden Tisch.

„Was willst du eigentlich mit ihm, Papa? Daß er sich mit mir abquält? Ist das was Unrechtes? Wenn's mir doch schwer wird, das Begreifen! und er sich plagt! Neulich hast du erst gesagt, das Geld dafür ärgert dich. Nimmt er mehr, weil er länger gibt? Keinen Pfennig. Er denkt nicht an Geld, er! Er will mir bloß was heibringen. Und du willst mit ihm Lärm machen, weil er gut ist? Mach's lieber mit mir, weil ich dumm bin!“

„Aber — aber — Eveli — aber Eveli —“ hauchte die Mutter entsetzt dazwischen.

Dem Doktor aber gefiel diese wilde Szene. Wenigstens nach der einen Seite hin. Er konnte keine verzagten Weiberchen leiden. Das war's, was ihn an seiner Frau reizte und doch wieder lahmlegte, daß sie nie ganz gerade heraus mit ihm war. Er fühlte dabei eine Schwäche, die ihm in bestimmter Hinsicht Schonung abnötigte, ihm aber doch auf die Nerven fiel und ihn verstimzte.

Was ihm sein Eveli aber da zu hören gab, gefiel ihm sachlich auch gar nicht.

Er war sofort der Ansicht: nun hat sie sich richtig in dies alte, verunglückte Klappergestell verliebt. Ausgerechnet in das! Sperrt diese verrückten Dinger nur mit einem leibhaftigen Esel zusammen und sie spielen euch die schönste Titania vor. Ja, ja, die Jahre! Es ist schon Zeit, sich vorzusehen. Aber das kommt bei dieser Art Bildung heraus. Als wenn die alte brave Dachsteiger ihr das bißchen Französisch nicht ebensogut beigebracht hätte.

„Rege dich nicht auf, mein Döchtling,“ sagte er mit einer Gelassenheit, die fürchterlich war, „setz dich und isß die Suppe, die Mutter dir eingetan hat, kannst dir auch mal mit den Händen das Haar glatt streichen. So und nun mache deinem Vater nicht solche wütenden Augen. Ich fresse dir deinen Magister nicht.“

Eveli saß. Die Aufregung schlug plötzlich nieder. Ihre Lippen zitterten schon, als sie in verändertem Ton sagte: „Versprich mir, daß du ihm nichts tußt.“

„Um —“ sagte der Doktor. „Liebe Berta, willst du jetzt nicht lieber klingeln. Ich kann mit dem Fleischgericht nicht warten, bis Eveli abgegessen hat. Und sofort nach Tisch möchte ich einen ganz starken Kaffee haben, ich habe heute einen heißen Tag vor mir.“

„Ich gehe lieber selbst,“ sagte die Doktorin in ihrer scheuen Art, die, gerade heraus gesagt, bedeutete: ich lasse euch beiden lieber jetzt allein. Denn sie wußte selbst, daß sie ihrem Mann in kritischen Fällen bisweilen auf die Nerven ging, und er sich mit seinem Kind allein viel schneller wieder zurecht fand.

„Papa —“ sagte Eveli rasch, halb trotzig, halb glühend. „Du sollst's mir versprechen.“

Sobald seine Frau aus der Tür war, kam dem Doktor Magnussen seine gute Laune wieder. Er hatte zuzeiten einen Heiden Spaß an seinem Backfisch.

Kann sie dafür, wenn sie in das Klappergestell verliebt ist? dachte er. Warum gebe ich ihr keine andre Nahrung?

Und während das Dienstmädchen zum Tellerwechseln hereinkam, teilte er seinen mächtigen Bart mit beiden Händen, blinzelte seine Tochter an wie ein gutmütiger Rübezahl und sagte: „Ich versprech's dir, Lütting.“

„Innerlich sagte er: ich verspreche dir noch viel mehr als das.“

* * *

Abends kam er spät nach Hause. Er war entsetzlich abgearbeitet. Seine Frau hatte sich früh gelegt, sie litt viel an nervösem Kopfschmerz, und er selber hatte ihr auf das Bestimmteste verboten, ihn jemals zu erwarten. Die Jahreszeit war bereits so weit, daß man schon seit länger als acht Uhr die Lampe brennen mußte. Auch im Schlafzimmer auf einem Nebentisch brannte eine.

Als Doktor Magnussen sah, daß seine Frau noch wachte, setzte er sich neben ihr Bett auf einen Stuhl, der unter seinem schweren Gewicht krachte.

„Berting, ich habe mir heute unterwegs was ausgedacht. Wegen Eveli, weißt du.“

„Ja?“ fragte sie ängstlich und hob den Kopf ein wenig. Sie war schon immer in Sorge, was nun Neues kommen werde. Denn was ihr Mann sich ausdachte, war ihr meist entgegen, und da mußte sie sich entweder gegen ihr eigenes Empfinden fügen, oder sie mußte versuchen, es auf Schleichwegen zu umgehen, und beides war anstrengend und quälend.

„So wie jetzt geht's nicht weiter. Sie wird mittlerweile groß und kriegt unflare Gefühle. Denen muß man nachhelfen, siehst du.“

„Nachhelfen?“ fragte sie ganz verwirrt und erschrocken.

Er lachte ein bißchen unbehaglich vor sich hin.

„Gott, meine lütte Berta, du bist immer so in Angst, wenn

ich etwas zu dir sage. Du hättest einen ganz andern Mann haben müssen. Einen Feinen, weißt du, einen, der ein bißchen mehr Zeit hat —“

„Oh — Hans!“ Sie saß jetzt ganz aufgerichtet. Wenn er so mit ihr redete, konnte er sie um und um drehen. Da wußte sie mit einmal, wie ganz erschrecklich lieb sie ihn hatte, lieber als die ganze Welt, beinah noch lieber als das Eveli selbst — ja, daß er überhaupt ihres Lebens einzige und große Liebe gewesen war und immer blieb.

„Hans, wie kannst du so was sagen! Mein alter, lieber, einziger Herzenshans!“

„Nu ja, nu ja, nu ja, bist ja auch mein Süßling!“

Er nahm diese Liebeswellen ungleich gelassener, weil er das Auf und Ab bei seinem sensitiven Frauchen zur Genuge kannte. Doch immerhin setzte er sich jetzt auf ihren Bettrand, streichelte ihr erhitztes Gesicht und küßte die kleine nervöse Hand, die nach der seinen angelte.

„Nun höre mich mal ganz vernünftig an, Berta,“ sagte er, „ich bin nämlich hundemüde, und es ist möglich, daß sie mich heute nacht nochmal 'rauskingeln. Aber dies muß erst vom Herzen 'runter. Also, Eveli —“

„Ich weiß schon, was du willst,“ sagte die Doktorin plötzlich mit tiefer Verzagttheit.

„Ja, du Prophetin?“ fragte er belustigt. „Was denn?“

„Sie soll die Stunden bei Schönlein aufgeben,“ erklärte sie mit düsterem Triumph.

„So? Das soll's sein? Nun gerade nicht! Siehst du wohl, nun gerade nicht! Ich bin gar kein solcher Wüterich, wie du immer denkst. Sie soll ganz was andres. Und dann mag sie ihren gelehrten Krempel behalten, solange sie selber nämlich will.“

„Was soll sie denn?“ fragte Frau Magnussen, nun wieder ganz in ihre Unsicherheit zurückgewiesen.

„Sie soll Tanzstunde haben. Richtige dumme, dämliche, alberne Tanzstunde. Das soll sie.“

„Tanzstunde? Aber Hans! Aber wo denn? Hier in Möllentin?“

„Gott bewahre! Hier gibt's ja keine flotten Bengel. In Herrmanspfort natürlich, wo ein Gymnasium ist und höhere Töchterschule und richtige Kurse der heiligen Jugendeslei.“

„Aber Hans! Wie soll sie denn dahin kommen?“

„Auf der Bahn, liebe Frau. Wie alle Menschen der Jetztzeit. Und du wirst die Güte haben, sie einmal wöchentlich dorthin zu begleiten.“

„Ja, aber Hans, hältst du das für richtig? Sie ist doch noch solch ein Kind!“

„So? Na gleichviel. Um so besser. Wie lange wollen wir denn noch warten? Hast du nicht auch tanzen gelernt? Bereust du das so sehr?“

Dies war eine gefährliche Anspielung. In der Tanzstunde hatte sie den Primaner Hans Magnussen, damals noch einen schlanken Milchbart mit schönen braunen Haaren, zum erstenmal gesehen. Und doch —

Evelis Wege sollten nicht ihre Wege werden. Ging das nun schon so schnell los? War das nun doch wieder die Meinung der ganzen Sache, für Eveli so rasch wie möglich einen Mann zu finden? Tief das nun wieder den alten, ewig gleichen Weg?

Sie war müde und verzagt. Sie konnte ihrem großen, sicheren Hans niemals klarmachen, was sie wollte. Er hätte sie gleich wieder mißverstanden. Sagte sie etwas gegen die Tanzstunde, so hörte er etwas Persönliches gegen sich selbst heraus, als reue sie ihre Wahl. Das tat sie doch gar nicht. Und doch, sie fand auch jetzt noch: Besser auf Liebe und Ehe verzichten, als immer so unfrei sein, so unselbständig, so ewig in Angst und Unterdrücktheit, wie sie es war.

Ach, Eveli, Eveli, nun hat er wieder das mit den Tanzstunden! Ach, was soll ich nur tun für dich!

* * *

Es gab auf der ganzen Welt keine Schleichwege, auf denen Frau Doktor Magnussen die Tanzstunde für ihre Tochter und somit den ihr allzu normal dünkenden Verlauf in Evelis jungem Leben hätte umgehen können.

Man vermochte vor dem Papa allerlei zu verstecken, was er nicht wissen sollte, in der Art des Latein, das man mit dem Französisch zudeckte, man konnte auch mit Geduld und Ausdauer manches aus ihm herauspressen, was er eigentlich nicht wollte und dann beständig beknurrte, wie die ganze Magisterei, die gar nicht nach seinem Sinn war — aber etwas unterschlagen, was er sich schon großartig in den Kopf gesetzt hatte, das war platterdings unmöglich.

So saß Frau Berta Magnussen wieder recht mittendrin im Unglück und sah ihr ganzes Leben vom Standpunkt der Verfehltheit an, wie immer, wenn nicht gerade eine der großen Liebeswellen zu ihrem Hans über sie hinging.

Sie stammte aus einer ultrakorrekten Beamtenfamilie, in der die Söhne dem Juristenberuf des Vaters folgten, die Töchter

zu musterhaften Hausfrauen erzogen wurden. Das verstand sich alles von selbst. Aber die junge Berta war schon damals zugleich schüchtern und rebellisch gewesen — eine höchst unglückliche Mischung.

An ihrem Hochzeitstage weinte sie — eben weil sie heiraten mußte und nun weiter doch nichts wurde als alle ändern. Aber als Hans Magnussen ihr die Tränen wegwüßte, war sie doch wieder selig beglückt.

Weil das Leben nie mit ihr die Probe gemacht hatte, sie werden zu lassen, was sie wollte, hatte sie auch nie gelernt, daß sie in Wahrheit gar nichts anderes sein konnte, als was sie war: ein geschütztes, behütetes, ewig abhängiges kleines Frauchen. Wie zerzaust, wie verängstigt sie wohl dagestanden hätte im Kampf ums Dasein! Wie sie gejammert und geweint hätte nach einer starken, schützenden Hand! Aber davon hatte sie jetzt keine Ahnung, während sie mit heißen Backen die beim Möllentiner Buchhändler heimlich bestellten Brandschriften der ersten Frauenrechtlerinnen las.

Ihr guter Hans hatte ja so unglaubliche Ansichten, aber gegen die kam sie natürlich nicht auf.

Er meinte, er müsse es wissen, das ganze Studium sei Blaf. Wer nicht müsse, solle seine Finger davon lassen und sich seine schöne Naivität erhalten. Was denn bei allem Studium herauskäme? Je tiefer man seine Nase hineinstecke, je verzweifelter würde man, wenn man sehe, daß man im Grunde ja doch gar nichts wisse. Wenn man gar nicht damit erst anfinge, sei man viel glücklicher, habe noch die ganze Welt in der Tasche. Das sei nachher vorbei. Wer richtig studiere und denke, müßte sich eigentlich eine Kugel vor den Kopf schießen. Täte er das aus irgendwelchen Rücksichten nicht, so könne er zusehen, wie er sich mit seinem verpfuschten Dasein, selbst ein Daseinspfuscher, abfinde. Vornehmlich die kleinen Frauen solle man vor diesem Raizenjammer bewahren. Glücklich sollten sie werden, vergnügt, gedankenlos, ihres Menschheitselends unbewußt. Unsinn sollten sie schwagen, lachen, sich um Kleinigkeiten aufregen, hübsch kochen lernen und gesunde Kinder kriegen. Das sei das große Geheimnis. Und so sollte seine Frau sein und seine Tochter auch.

Dies war die Lebensanschauung von Doktor Magnussen, unter der sich seine Frau nun schon an die sechzehn Jahre quälte — aber immer mit derselben idealistischen Hoffnung, daß sie ihren großen bärenhaften Mann mit ihren scheuen, ängstlichen kleinen Einwürfen noch einmal überwinden und ändern werde.

Vorläufig aber fingen die Tanzstunden an.

Es war Herbst geworden, die Tage kurz, die Abende kalt, naß und windig. Eveli war froh und ein klein bißchen bange vor dem, was ihr bevorstand. Sie war so fremd in Hermannspfort. Es war ein Trost, daß Frau Apotheker und Frau Amtsverwalter, durch das Beispiel bei Magnussens angeregt, ihre Töchter auch in dem Kursus anmeldeten, und daß nun also jeden Sonnabendnachmittag eine ganze kleine Kavallade in die Bahn nach Hermannspfort einstieg; aber diese beiden Mädchen standen Eveli fern, und sie mochte sie nicht einmal, nannte sie Bierlappen und galt in der Schule als ihre Widersacherin. Dennoch schmiedete jetzt das gemeinsame Bangen sie aneinander.

Eveli stand eigentlich mit ihrem Magister nicht so, daß sie ihm viel Persönliches erzählte. Es fiel ihnen beiden nicht ein, daß es außerhalb der Stunden noch etwas Wichtiges gäbe. Nur allenfalls der strenge Papa und die verpackte Mittagsstunde spielten hin und wieder eine Rolle. Jetzt aber saß die Tanzstunde doch ziemlich oben auf.

Am Sonnabend von zehn bis elf hatte Eveli, zwischen zwei Knaben eingeschoben, die für das Einjährige und die Tertia vorbereitet wurden, eine vereinzelt Geographiestunde. Herr Schönlein war nie gereist, er kannte die Welt hinter den Grenzen seines Vaterländchens nicht, sprach auch den schönsten, unverfälschtesten Heimatsdialekt. Aber er fühlte sich darin seinem Abgott Kant gleich, daß er im Geist den ganzen Erdteil besuhr und sich überall zu Hause wußte. Vielleicht litten seine Vorträge an Phantasiefehlern, nie an Langweiligkeit. Aber heute fuhr Eveli nicht mit.

Als er in Kleinasien war und Smyrna eben verlassen wollte, sagte sie mit dumpfer, trostloser Stimme mitten in seinen Vortrag hinein: „Herr Magister, ich habe nicht aufgepaßt.“

Der hörte jählings auf, starrte sie an, ließ den Mund halb aufgeklappt.

„Was — was soll das —?“

„Nein, ich habe nichts gehört, gar nichts,“ sagte Eveli zerknirscht, aber ehrlich.

„Was? Gar nichts? All das Schöne, was ich dir sagte? Von der Levante? Was habe ich gesagt von den Meeresschaumgruben? Weißt du es nicht? Du mußt es doch wissen!“

„Nein.“

„Aber vom Libanon? Eveli, vom Libanon!“

„Nein. Ich habe nicht aufgepaßt.“

„Du hast —“ Die Hände sanken ihm herunter.

„Du hast wirklich nicht aufgepaßt? Gar nicht? Keinen Augenblick? Die ganze Stunde nicht?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Eveli und bekam große Tränen in die Augen. Ihr war so schlecht vor ihres Magisters Verzweiflung, daß sie am liebsten unter den Tisch gekrochen wäre.

„Ich hab' dir doch — vom Ararat,“ begann er mit kummervoller, stodender Stimme.

„Vom Ararat! Ja das habe ich noch gehört!“ rief sie aufleuchtend. „Aber dann —“

Er sah sie hilflos an, sie ihn auch. Beide wußten nicht, was sie nun machen sollten. Da hatte der arme Schönlein wieder einen der seltenen Glücksmomente, in denen er aus purem Zufall einmal gerade die richtige Frage tat.

„Woran hast du nun eigentlich gedacht, Eveli, in der ganzen Zeit?“

Die Frage hatte etwas Erlösendes. Der Weg war wieder frei. Eveli hatte das Gefühl, als wenn sie nach dieser großen Angst nun wieder atmen könne. Und sie tat es tief und lange und antwortete dann: „Ich habe an heute abend gedacht. Da fahre ich mit Mama nach Hermannsöport zur Tanzstunde.“

„Du? Was sollst du denn da?“

„Tanzen lernen. Papa will's.“

„Tanzen lernen?“ wiederholte er ungläubig. „Das kannst du doch wohl von allein.“ Und dann plötzlich mißtrauisch werdend: „Nur ihr Mädchen? Oder sind auch Jungens dabei?“

„In den ersten Stunden noch nicht,“ berichtete Eveli. „Der Tanzlehrer hat zu Mama gesagt, erst genierten sich die jungen Herren noch so, weil sie viel ungeschickter wären als wir. Darum müssen wir schon mehr können, wenn wir zusammenkommen.“

„Ich habe nie tanzen gekonnt,“ sagte Herr Schönlein und sah an seinen langen Beinen nieder. Dann blickte er Eveli an, und ein plötzliches Gefühl von Angst, Wehmut, Leid überfiel ihn. Es war so bange und doch dunkel und unerklärlich. Ihm war mit einem Male, als breche da etwas in sein Leben ein, was alles ändern, allen Frieden und alles Schöne zerstören werde. Seine Hand hob sich vom Tisch, er hätte sie beinahe ausgestreckt, weil er das Gefühl hatte, er müsse das Eveli festhalten, es sei etwas da, was sie fortholen wolle.

Ja, halb fort war sie ja heute schon gewesen. Er hatte sie gar nicht mit in Kleinasien bei sich gehabt. Oh, wie schrecklich war das alles!

„Eveli,“ sagte er ängstlich, „laß das doch. Laß doch das dumme Zeug, nicht? Was willst du da? Tanzen ist so dumm.“

Tanzen kann jedes Dienstmädchen. Sag doch deinem Papa, du willst da gar nicht hin. Geld kostet's ihm doch auch bloß, und was hast du da? Und wenn du des Abends immer auf der Bahn fahren sollst und bist so heiß vom Tanzen, dann erkältest du dich doch bloß. Dann kriegst du noch 'ne Lungenentzündung. Daß das lieber, Eveli, nicht?"

Eveli saß da und konnte es nicht mehr aushalten. Ihr lieber Magister bat und bettelte sie so viel, und sie mußte doch, es ging nicht anders. Mama wollte es ja auch nicht, und was half das alles. Gegen Papa war doch kein Ankommen.

Und das Schrecklichste: daß sie es eigentlich doch auch gern selber wollte, und wenn sie jetzt zu Papa ginge, wegen Herrn Magister, so wäre sie gar nicht mit dem Herzen dabei. Wenn sie ihn auch bäte, würde sie immer denken: Ach, wenn er bloß nicht nachgibt! Und dabei wollte sie doch für ihren Magister alles tun, aber auch alles, alles, alles. Wenn jetzt ein großes Feuer dagewesen wäre, mit Freuden wäre sie durchgelaufen, für ihn, für ihn! Und durchs Wasser! Und in den Tod! O wenn sie gleich hier umfallen könnte und für ihn sterben, wie schön wäre das!

Nein, gibt es denn so etwas auf der Welt, daß man ganz zerrissen ist inwendig, daß man dies will und doch eigentlich wieder das andre?

Oh, wie das weh tun kann, wie das verzweifelt macht! Nie, nie hatte sie so etwas gefühlt.

„Willst du es noch mit deinem Papa besprechen?“ fragte Schönlein nach einer Pause. Und plötzlich, wie ihm die eigenen Worte im Ohr nachklangen, befiel ihn eine große stille Scham.

Er merkte mit einem Male, was er alles geredet hatte, und es wurde ihm plötzlich auch klar, warum. Er war eifersüchtig, er wollte seine liebe kleine Schülerin nicht andern lassen, sie sollte all ihr Vergnügen nur hier bei ihm, in seiner Bücherstube finden!

Ihm war so elend zumute. Einerseits war er jetzt soweit, daß er Vernunft annahm. Ich bin ein alter Wurm, dachte er ärgerlich, was soll solch junges Mädelschen bei mir. Andererseits hatte er sich noch nie Mühe mit der Selbsterziehung gegeben und sich stets zu fühlen erlaubt, was er wollte. Das ging nun nicht so rasch zu ändern. Seine Gedanken griffen beständig auf das Thema zurück, das sein Verstand schon verloren gab.

Sie könnte am Ende die Tanzstunde doch noch lassen — —

Da aber geschah ihm etwas Großes, das ihn selbst verblüffte, und seine eigenen Worte wuchsen über ihn hinaus, denn ehe

er noch mußte, was er eigentlich sagen wollte, sprach sein Mund schon selber: „Übrigens, Eveli, wenn's dir großen Spaß macht, ich will's dir auch nicht verderben.“

Als sie diese sanften Worte hörte, war es mit ihrer letzten Fassung aus. Sie fing an, bitterlich zu schluchzen.

Oh, wie habe ich ihn lieb, dachte sie. Lieber als die ganze Welt! Wenn hier doch ein Feuer wäre, daß ich es ihm gleich zeigen könnte! Und die Tanzstunden, die dummen Tanzstunden! Hingehen muß ich ja, aber aus Pflicht. Mein Herz bleibt hier, bei ihm, in seiner Bücherstube, und was nach Hermannspfort fährt, ist nur eine Puppe ohne Herz und Seele. Das werden bald alle merken.

Als der Magister Schönlein das Kind so weinen sah, war er erschrocken, sprang auf und hastete zu ihr, sie zu trösten. Und da er ihr so nah kam, war sie von plötzlicher demutsvoller Kühnheit erfaßt, umschlang seinen Arm und drückte ihren verwaschenen Kopf daran.

Da erschraf er noch mehr, bis ins Herz hinein, so wie er noch nie erschrocken war, und ganz verlegen und verwirrt zog er leise und ängstlich seinen Arm aus dem ihren. Und als sie, noch ehe es elf schlug, hinausgelaufen war, stand er am Fenster und dachte nach, ob dies ein großes Glück oder ein großes Unglück gewesen sei, daß ihn eben betroffen habe.

Drittes Kapitel

Jetzt konnten die Herren Jungen so viel, daß sie zugelassen werden durften zu der gemeinsamen Tanzstunde. An diesem Abend bekamen die kleinen Damen Leibweh vor Lachen.

Erstens hatten die Unglücklichen sämtlich leuchtende weiße Glacéhandschuhe an den reizenden Tagen, die jetzt gerade in den Wachstumsjahren einen besonders ausgeprägten Körperteil bildeten. Ferner waren sie geschheitelt und pomadisiert, und die Hälse unter den neuen „Rauf-und-runter-Tragen“ waren gerötet von der Waschbürste. Dann wurden sie einzeln vom Tanzmaitre durch eine Seitentür in den Saal geleitet, mußten erst nach rechts eine Verbeugung zu den Müttern im Hintergrunde machen, dann eine allgemeine an die Gesamtheit der Mädchenblüten, die in einem Halbkreis an der Wand saß, und dann hieß es, von Platz zu Platz gehend sich zu verbeugen und seinen Namen vor einer jeden ehrfurchtsvoll zu murmeln.

Das war die erste Berührung der beiden Welten, aus denen die Menschheit besteht.

Das Leibweh der jungen Guldbinnen war erklärlich, denn das, was dereinst die Herrschaft über die Schöpfung antreten sollte, besaß sie vorderhand noch nicht über die eigenen Gliedmaßen. Die Verwirrung der Arme und Beine war unendlich. Wie mancher unter den Jünglingen hat sich an diesem Abend gewünscht, ohne Arme, die ihm doch nur im Wege waren und ihn sterblich blamierten, geboren zu sein! Dazu kam die Unzartheit des Maitre, der sich nicht entblödete, bei einer Verbeugung, die in der Not des Augenblicks allen voraufgegangenen Übungen nicht mehr entsprach, mit einem raschen Griff und Druck in den Nacken nachzuhelfen.

Eveli Magnussen war mehrere Male nahe daran, sich soweit zu verlieren, daß sie laut herausprustete, als sie in einen gescheitelten Kopf nach dem andern hineinblickte, von Pomaden- und Parfümduft umweht fühlte und das eintönige, und verlegene Vorstellungsgemurmel an ihr vorbeizog. „Müller — Schröder — Kowalschky — Göze — Scheel — Peters — Burthardt — —“ Aber sie nahm sich mit heillosen Gewalt zusammen und blieb todernt, da ihr auch von drüben die angstvollen Augen von Mama, die ihres Lächlerleins leicht gekitzelte Natur kannte, warnend zuwinkten.

Wer von diesen Scheels, Meiers, Pohls ihr erster Tänzer war, wußte sie damals noch nicht. Jedenfalls blieb sie nicht sitzen, und er war hochblond, das war alles. Dann bemühte sie sich krampfhaft, eine gute Figur mit ihm zu machen, aber es wollte noch nicht recht etwas werden. Er hielt sie aus Schüchternheit so lose, daß sie ihm ein paarmal entglitt, und sie mochte ihm nicht sagen, sie fester zu fassen, weil dieses sich doch wohl für eine junge Dame nicht schickte. Trotzdem traten sie einander auf die Füße, stolperten und waren fast in keinem einzigen Takt ganz zusammen.

„Eins, zwei und drei — eins, zwei und drei —“ schrie der Maitre in die Klaviermusik hinein. Es half nicht viel. Kläglich, greulich war der erste Anfang.

Sie kam eben mit ihrem Tänzer an der Mutterreihe vorbei. „Eveli, du tanzest wie ein Reitpferd!“ zischte es an ihrem Ohr. „Kürzere Schritte, Kind — —“ vorbei.

Mit einem tiefverlegenen Lächeln verabschiedete sich ihr Tänzer von ihr. Sie sah jetzt, daß es ein hübscher, mittelgroßer Junge war, mit einem leider noch allzu kindlichen runden Apfels Gesicht. Es gab Interessantere hier.

„Darf ich um die Ehre bitten, gnädiges Fräulein. Erlaube mir meinen Namen zu wiederholen. Passow.“ Ja, das war ein anderer!

Er hatte ein fedes bräunliches Gesicht, war groß und schlant und machte eigentlich gar keine komische Figur. Seltfam, daß ihr der unter den andern nicht aufgefallen war.

Er nahm sie auch gleich anders in den Arm. Fest und sicher. „Tanzen Sie in diesem Winter zum erstenmal, gnädiges Fräulein?“

„Ja. Und Sie?“

„Ich? Oh, ich bin nur zum Besuch hier, mir macht das Lämmerhüpfen Spaß. Und unser Maître ist froh, wenn er Herren hat. Ich habe im vorigen Jahr Stunde gehabt.“

„Ach —“ staunte Eveli ganz ehrfürchtig.

Dies war ein andres Tanzen! Wie er sie hielt! Sie mußte ja gut tanzen! Diesmal nickte Mama ihr zu, nichts von Reitpferd stand in ihren Augen. Ordentlich stolz sah sie aus.

„Wie tanze ich?“ fragte sie und erwartete ein Lob.

„Oh — noch ein bißchen kindlich. Es wird schon werden. Tragen Sie immer Böpfe?“

„Ja. Wie denn sonst?“

„Na, die andern lösen's doch auf und lassen's ums Gesicht herumplustern. Sehen Sie doch. Aber behalten Sie's nur so, wie es ist. Das ist sehr niedlich.“

Niedlich und kindlich — Eveli war ein bißchen pikirt, als sie wieder saß. Er war ihr doch zu überlegen, dieser Herr Passow. Er gehörte hier auch wohl nicht recht her.

Da kam wieder ihr Apfelgesicht.

Sie fühlte sich jetzt sicherer. „Sie müssen mich fester halten,“ sagte sie.

„Ja,“ entgegnete er eilig, errötete tief und tat es. Diesmal ging es wirklich besser, wenn auch nicht gut.

Pause. Die Mädels untereinander.

„Kinder, wovon habt ihr euch unterhalten? Man muß Konversation machen, sagt meine Mutter. Was sagt man denn?“

„Das ist doch nicht schwer,“ meinte Eveli.

„Nein? Du, die sagt, das ist nicht schwer. Mit wem hast du denn getanzt? Ach, Kinder, die hat ja mit Passow getanzt. Na, da ist's kein Kunststück. Der weiß ja immer was.“

„Wer ist das?“ fragte Eveli.

„Paul Passow, der Sohn vom Superintendenten. Ein ganz Gerissener, sage ich dir. Daß der gleich mit dir getanzt hat, keine Magnussen!“

Dies sagte ein schon etwa siebzehnjähriges Mädchen, das aufgeputzt und erregt aussah.

„Ja, er probiert immer erst die Neuen durch. Wen hat er denn jetzt eigentlich?“

„Pst, Grete! Magda Schneider hört dich ja.“

„Pst's die?“

„Ja doch. Hast du denn das nicht gemerkt?“

Eveli, die sich noch merkwürdig fremd bei diesen Gesprächen fühlte, faßte sich ein Herz und fragte, wer ihr Apfelgesicht sei.

„Der? Ach so, der kleine Willi Göze. Niedlicher Junge, nicht? Von Rechtsanwalt Göze der Jüngste. Der paßt zu dir, Eveli. Findet ihr nicht? Zu niedlich die beiden. Auch in der Größe. Und ganz verschossen tat er in dich. Wenn ihr beide erst besser tanzen könnt, wird's zu reizend aussehen.“

Eveli wurde ganz verlegen. Was war das? Verschossen war der in sie? Ach nein, wie sollte das denn sein? Er kannte sie ja noch gar nicht . . . Aber wie die Musik losging, sprang er drüben auf wie aus der Pistole geschossen, flitzte auf sie zu, aber schon kam ihm ein anderer zuvor und machte vor Eveli seinen Diener, als eben Willi Göze heranfuhr und mit ihm zusammenprallte.

„Au —“ sagte der andre. „Scher dich man weg, Göze, ich war zuerst hier. Nicht wahr, Fräulein?“

„Ja,“ sagte Eveli, aber ihr junger Freund tat ihr leid, und sie warf ihm einen freundlichen Blick zu, der ihn tief erröten machte und ihn sichtlich entschädigte. Nun ging er an eine Säule, stand da, folgte Eveli mit den Augen und wartete, bis der Tanz vorbei war.

Ach ja, ach ja, er war wirklich in sie verliebt. So rasch ging das! Wie drollig das war! Wie interessant!

„Kind, Eveli,“ sagte Frau Doktor Magnussen in der Garderobe.

„Du hast ja unglaublich viel getanzt. Du warst ja ordentlich begehrt, meine kleine Ballprinzessin!“ Und sie streichelte ihr das heiße Gesichtlein, gar keine Frauenrechtlerin in diesem Moment, sondern ganz eille und glückliche Mutter.

* * *

Was für einen geheimnisvollen Reiz sie doch hatten, diese Fahrten nach Hermannspfort und wieder zurück nach Möllentin! Diese kalte, nasse, stürmische Witterung, die Laternen flackernd im Wind, der Zug mit den feurigen Augen, der durch den Nebel kam. Und dann alle die Umstände mit dem weißen Kleid unter Mamas Abendmantel, der so lang und närrisch bis auf die Füße hing. Das Herumtreten in den großen Galoschen, das Reden unterwegs, das immer solchen Unterton hatte, solchen erwartungs-

vollen, das Einfahren in Hermannspfort, das Zurückfahren mit der Mischung von Bedauern: nun wieder ganze acht Tage bis zum nächstemal — und dem entzündungsvollen Herumplätchern in Erinnerungen.

Selbst die beiden Möllentiner Gefährtinnen, die Eveli früher nicht leiden konnte, bekamen jetzt einen Hauch von dem Zauber mit, der alles umwob.

Mit dem Apfelgesicht ging es rasch vorwärts. Er selber veränderte sich auch, wurde länger, wichtiger, erwachsener. Das Kindliche verschwand unter einer rapid leimenden, pudrigen Männlichkeit. Doch diese machte Eindruck. Keine der kleinen Damen bekam mehr Leibweh vor Lachen, es war alles ganz natürlich und in der Ordnung.

Willi Göze und Eveli Magnussen gehörten zusammen, Eveli hatte ihren festen Tänzer. Mindestens in jeder zweiten Tour sah man den hochblonden und den braunzöpsigen Kopf nebeneinander. Es war der Mama Magnussen schon ein bißchen zu viel, sie wurde ängstlich. „Eveli mußte sich nicht so festlegen.“ Andre Mütter trösteten sie. „Es sind ja noch Kinder, das hat nichts zu sagen, und auf die Weise bleibt Ihr Töchterchen wenigstens nie sitzen.“ Nein, das war schon wahr.

Eveli hatte anfangs die Konversation auch gar nicht schwer gefunden. Man sprach eben vom Eislaufen, von der weiten Entfernung bis Möllentin; Willi Göze fand die Hermannspforter Verhältnisse „unglaublich kleinstädtisch“, er zitierte immer Hamburg, wo er einen Onkel wohnen hatte. Dann kam man auf die Schule und die Lehrer. Willi Göze saß in Untersekunda und hatte den üblichen Vorrat von Schülergeschichten, die er aber meist andern entlehnte. In Wahrheit war er ein ganz harmloser und fleißiger Junge, der seinen Lehrern keine Not machte. Er spielte sich aber vor Eveli als ein großer Unruhestifter und Nichtsnutz auf. Eveli mußte auch berichten; am schönsten gefiel ihrem Kavaliere der Name des Fräulein Dachsteiger. Davon konnte er gar nicht genug hören. „Wissen Sie nicht noch einen Ull von Fräulein Dachsteiger? Erzählen Sie doch mal, wie Sie sie ärgerten. Ich glaube, Sie können die Leute schrecklich ärgern, Fräulein Eveli.“

Den Magister Schönlein aber erwähnte Eveli nur ganz, ganz flüchtig. „Ich habe dann auch noch Privatstunden bei einem älteren Herrn.“

„Älteren Herrn?“ fragte er neugierig. „Wie alt denn?“

„Ich weiß nicht. Er ist sehr gelehrt.“

„Gelehrt, so —“

Das plötzlich Ablehnende an Eveli fiel dem Jüngling sofort auf.
„Sie schwärmen wohl für ihn?“ schoß es wie eine Pistolenkugel aus Willis rotem Mund.

„Ach, Unsinn!“

Sie wurde plötzlich junge Dame, ganz kühl und reserviert. Der Jüngling wagte mit keinem Wort mehr in sie zu bringen, aber die ersten Eifersuchtsqualen tobten in seiner Brust. Er beschloß nach langem, dumpfen Grübeln, der Apothekertochter aus Möllentin, die er bisher sträflich vernachlässigt hatte, den Hof zu machen, um von ihr herauszubekommen, wer und wie dieser gefährliche Privatlehrer sei.

Eveli aber war für diesen ganzen Abend eigentümlich schweigsam, wie in eine schwere, dunkle Wolke gehüllt, die sie nicht wieder losließ.

Sie wußte nicht, was mit ihr war, was sie fühlte — wer sie selber war. Seltsam wogte in ihr Helles und Dunkles, Banges und Seliges durcheinander.

* * *

Es ist nicht mehr, wie es war, dachte der Magister Schönlein. Er hatte merkwürdig früh geschlossen, Punkt zwölf Uhr. Er hatte sich sowieso hinschleppen müssen mit der Stunde; kaum, daß er noch etwas Rechtes zu sagen wußte. Es lag solche Schwere über allem, kein einziger Funke war darin. Paßte das Eveli nicht auf?

Er tat ein paar mißtrauische Fragen. O doch, sie wußte schon, sie hatte gehört. Aber es kam ihm vor: es war so ein leeres Zuhören. Nur gerade, daß sie die Worte faßte. Ihre Seele war nicht mit dabei.

Einmal hier, in dieser Stube, an diesem selben Tisch war ein großes Bangen über ihn gefallen. Ein Bangen vor einem plötzlichen Zuviel in seinem Leben. Davor war er nun wohl sicher, dachte er mit einem bitteren Lächeln.

Nun hatte diese Tanzstunde doch alles zerstört! Was hatte er jetzt? Seine eigene Lust an den Stunden war auch fort!

Er war so auseinander, so verbittert, in seinem guten Recht gekränkt, daß er dachte, als die Uhr endlich zwölf schlug (was er sonst nie gehört hatte in Evelis Unterricht), es sei das Beste, jetzt gleich Hut und Stock zu nehmen und Eveli nachzugehen bis zu ihrem Vater und den zur Rede zu stellen.

Was er sich eigentlich denke mit dieser Art von Erziehung? Ob das väterlich und weise sei? „Eveli war so gut im Zuge, so gut wie keins der Kinder, und nun ist sie herausgerissen um

solche Alberei, solche Döselei, wie sie jede Gassendirne auf dem Tanzboden treibt. Nun hat sie bloß noch ein halbes Ohr, einen halben Sinn für alles, nun denkt sie nur noch an ihre Kleider und Schuhe und an die Geden, mit denen sie tanzt. Und was hätte aus ihr werden können! Sie war so tief und sinnig, und nun ist alles verdorben!"

Diese Rede hielt Herr Schönlein im stillen, während Eveli mit einem verträumten Blick ihre Bücher einsammelte und gar nicht einmal merkte, wie zeitig es war, und dann zu ihrem Winterjäckchen ging, das neben der Tür hing.

"Also zu Donnerstag das Thema a und b im Französischen, Herr Magister? Oder nur a?"

Er sah ihr nach und wußte plötzlich, daß er ja doch nie zu ihrem Vater gehen würde. Dazu war er ganz einfach viel zu feige. Er hatte die richtige Stubengelehrtenfeigkeit vor dem raschen Zupaden, vor dem Zusammenprall mit Latmenschcn. Nie im Leben würde er die schöne Rede, die er innerlich eben so tadellos gewußt hatte, vor dem schwarzen Bart des Doktors und seinen funkelnden, blanken Augen halten.

Das erbitterte ihn noch viel mehr. Er sah sich plötzlich in überhand nehmender Nervosität zu einer kläglich passiven Rolle verurteilt. Immer mußte er auf sich herumtanzen lassen! Wie die Laune stand! War man gut zu ihm, so freute er sich. War man nachlässig und geringschätzig, so hatte er das eben zu tragen.

Nein! Das wollte er nicht mehr!

"Ich weiß nicht, Eva Magnussen, ob es überhaupt noch großen Zweck hat, die ganze Geschichte —" sagte er von seinem Sofaplatz her mit bebender Stimme. "Ob du a und b im Französischen machst, oder ob du keins machst, scheint mir jetzt nicht mehr so wichtig. Teile doch deinem Vater mit einer Empfehlung von mir die Anfrage mit, ob es nicht jetzt an der Zeit wäre, die Stunden abzubrechen. Wir verlieren beide unsre Zeit, und dein Vater gibt nutzlos das Geld aus —"

Er hörte auf, bis zum Umfallen erregt von seinen eigenen Worten.

Die Genugtuung hatte er jetzt, daß Eveli sich mit einem Ruck herumdrehte, halb zu Tode erschrocken, ganz blaß geworden, ihn anstarrte. Beinahe hätte sie die Mappe zur Erde fallen lassen, griff noch im letzten Moment danach. Sie sah so namenlos erschüttert aus, daß er sich plötzlich wieder dumm und voreilig vorkam und gar nicht wußte, wie er nun wieder zurück sollte.

"Was — warum denn — was habe ich denn —?" stotterte das Kind.

Jetzt nur nicht den Kopf verlieren, sagte sich Schönlein geängstigt vor, denn er war nahe daran, alle seine vorigen Worte für Blödsinn zu erklären und das Ebeli ohne Schwertstreich wieder in alle ihre Rechte einzusetzen. Aber dann hätte er ja ganz bei ihr verspielt, und sie konnte womöglich mit ihren Tanzstundengedenken ihn noch verspotten. Er fuhr sich mit dem Taschentuch wild und krampfhaft über Stirn, Mund und Wangen, redete den Kopf wie ein Habicht über den Fisch, zähmte sein lautklopfendes, altes Herz, das sich so jämmerlich und trostlos verfangen hatte, und sagte mit einer nervösen Würdigkeit, die spitz und herausfordernd klang: „Du hast ja jetzt doch nur Sinn für die Tanzstunden. Ich merke das in jeder Stunde. Die Aufmerksamkeit ist erzwungen und äußerlich. Du bist eine andre. Du bist von der allgemeinen Seuche erfaßt. Darum will ich dich nicht länger mit meinen langweiligen Stunden quälen.“

Aber der arme Magister hatte kein Glück mit diesen weltklugen Kniffen.

Ebeli wurde blutrot unter seinen Reden. Sie empfand diese jählings niedersausenden Beschuldigungen als so ungerecht, so grausam, so häßlich. War er ihr nicht immer der Beste und Höchste gewesen?

Was warf er ihr eigentlich vor? Was hatte sie ihm getan? Warum griff er mit so harten, bösen Händen in ihre schönsten Freuden hinein?

Sie zitterte vor Qual und Zorn. Ihre Augen füllten sich mit dicken Tränen, ihr Mund zuckte. Sie hätte ihm gern geantwortet, jede Beschuldigung ihm zurückgeworfen, sich verteidigt, ihn in Grund und Boden beschämt, aber sie konnte ja nicht. Sie bekam ja kein Wort heraus, oder es wäre eine laute Heulerei geworden. So riß sie nur ihr Tüchlein aus der Tasche, stopfte es in den Mund, riß mit den Zähnen ein Stücklein vom Saum ab, stieß mit erstickter Stimme hervor: „Adieu, Herr Magister!“ lief davon und ließ ihn in großer Unruhe, in Zweifeln, Hoffnung und Furcht zurück.

* * *

Sie aber war noch in derselben Aufregung, als sie zu Hause ankam.

Vor der Tür stand Papas Wagen, und er trat gerade auf die Diele, so daß sie an ihm vorbei mußte.

„Holla,“ sagte er, denn er hatte ein Auge für seinen Badfisch. „Was ist denn mit dir los? Wie siehst du denn aus?“

„Ach gar nichts doch — ich —“

Er hielt sie am Ärmel fest, als sie an ihm vorüberschlüpfen wollte.

„Stehen geblieben. Was hat's geseht? Eine Moralpaute beim heiligen Magister? Nichts gelernt gehabt, he?“

Da brach es doch los, das laute, jämmerliche Heulen. Der Seelenschmerz ließ sich nicht mehr halten.

„Und ich habe immer alles gelernt, Papa! So gut! Immer! Oft bis ganz spät, du weißt's nur nicht! Frag' Mama. Oft war's so viel, und immer hab' ich's gelernt! Und ich habe nie an die Tanzstunde gedacht, immer mich gleich wieder besonnen, wenn ich mal dran dachte. Und so gut aufgepaßt! Ich weiß gar nicht, was er von mir will! Was soll ich denn noch? Er kann mir ja sagen, was ich schlecht gemacht habe. Frage ihn doch, fahr' hin, Papa, und frag' ihn. Nichts hab' ich schlecht gemacht. Und nun sagt er, ich soll dir sagen, er will mir keine Stunden mehr geben, weil ich nicht aufpasse. Und ist doch gar nicht wahr. Ich wär' schon ganz verdorben, sagt er, ganz angesteckt von der Seuche —“

„Seuche hat er gesagt?“ sagte Doktor Magnussen und hielt sein lamentierendes Kind immer noch am Ärmel fest. „Seuche ist gut. Also, er will dir keine Stunde mehr geben, Lütte? Na, da heule nur nicht, dem Mann kann geholfen werden.“

Vor dem Ton ihres Vaters stodten plötzlich Evelis Tränen. Ein jäher Neueschreck erfaßte sie, daß sie dies alles gerade hier, gerade vor dem Papa, herausgesprudelt hatte. Sie wußte doch — ach Gott, ach Gott, was hatte sie bloß angerichtet!

„Papa, was willst du tun —?“ stotterte sie voller Angst. Er sah so erschrecklich undurchdringlich aus.

„Das geht dich vorläufig weiter nichts an, Eveli. Trag man deine Bücher nach oben und pack sie weg. Brauchst sie nicht wieder auszapfen. Was so 'n kleiner Kindskopf braucht, das gibt's bei Fräulein Dachsteiger noch allemal. War schon so zurückgesetzt genug, das alte Wurm. — Einem die Tochter so nach Haus zu schicken, na, ich danke.“

Damit ging er langen Schritts dem Ausgang zu.

Eveli war wie geschlagen. Einen Moment stand sie noch starr, dann flog sie dem Vater nach. Nein, nein, nein, er durfte nicht, er sollte nicht — nein, zu Leid durfte dem Magister nichts geschehen. —

Der Vater stand schon auf dem Trittbrett. „Da hinten nach der Bäckerstraße, wo der Herr Schönlein wohnt —“ hörte sie ihn in kurzem Ton dem Kutscher zuzurufen. Ihren hilflosen Aufschrei ver- schlang das laute Knattern der Räder auf dem höckrigen Pflaster.

Sie stand da und sah dem Wagen nach. Ihr war, als stürze ihr eine ganze Welt zusammen. Was nun? — Gab es denn das — ein Aufhören mit den Stunden — und so, und so?

Oh, sie dummes, dummes, verrücktes, gedankenloses, widerliches Göt! Was hatte sie getan! Was hatte sie getan! Was würde der Vater mit ihrem armen Magister machen? Vater konnte so grob sein. Mit ihrem lieben, lieben, schönen Magister!

Und wenn er ihr auch unrecht getan hatte —

Sie ging langsam ins Haus zurück. Die breite Wendeltreppe nach oben in ihr Stübchen. Ihre Tränen waren von der heißen Angst aufgesogen.

Aber als sie jetzt an ihrem Bücherschränken stand und ihre Bücher darin einpackte, um sie vielleicht niemals wieder heranzuholen, um vielleicht — niemals den altertrauten Weg um den Marktbrunnen und die Stadtkirche in die enge Bäckerstraße hineinzugehen — niemals wieder die beiden Treppen zu sehen und das Stübchen — und — ihn — da fiel sie in die Kniee zusammen, und die Tränen brachen wie zwei Bäche aus ihren Augen, und ihr war, als müsse sie sich das Herz entzwei weinen vor Not und Jammer.

Unterdessen rebete der Doktor mit dem Magister ein paar ernstliche, aber ganz sanftmütige Worte.

„Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, es ist jetzt wirklich genug für das kleine Ding.“ Er sagte es wie eine gemüthliche Auseinandersetzung, bei der beide Teile vollkommen einer Meinung waren.

Magister Schönlein aber war wachsbleich. So ernst hatte das Eveli seine Worte genommen? So umgehend kam die Quittung dafür? Ach du lieber Gott im Himmel, er hätte sich doch auf sogenannte Schlauheiten und Kniffe nur ja niemals einlassen sollen. Denn das war ja doch nicht sein Feld.

Was hatte er jetzt? Nun war alles aus?

Er konnte es noch immer nicht glauben.

Herrgott, es war ja doch eigentlich alles nur ein Irrtum! Eveli und der Doktor hatten ihn ja total mißverstanden. Er hatte es ja gar nicht so gemeint. Es sollte ja nur ein kleiner pädagogischer Trick sein, damit Eveli sich wieder besänne, nicht so halb da säße. Lieber Himmel, solche Reden führte doch jeder Lehrer einmal. Warum es also bei ihm auf die Goldwaage legen? Nein, nein — das klärte sich ja alles wieder auf, das war ja nur dummes Zeug —

Aber diese Erwägungen kamen ihm erst, als der Doktor Magnussen schon eine ganze Weile die Thür hinter sich zugemacht

hatte. Und als er ganz mit ihnen im reinen war, da war der kleine Zeiger an dem runden Gesicht schon längst über die Mittagsstunde fort, und sein Essen draußen war kalt und schlecht geworden, und er wußte es nicht.

Den ganzen Nachmittag saß er in tatlosem Träumen und hatte das Gefühl, es müsse jetzt alles wieder von selber ins Geleise kommen. Aber als die frühe Dunkelheit des kurzen Wintertages kam, da war ihm doch mit einem Male: dies käme am Ende nie wieder ins Geleise. Dies wäre wirklich und auf immer vorbei.

Er stand schwerfällig auf und ging ans Fenster. Ein heißer Anäuel steckte ihm im Halse, und seine Hände waren eiskalt und zittrig. Er sah in den dunkelnden Hof nieder, in dem ein paar Schneeflocken trieben.

„Zu schön — zu schön —“ murmelte er jählings ergriffen vor sich hin, „wo hätte denn das hinauswollen? Am Ende — am Ende, es ist schon besser so — besser — besser.“

Dann wischte er sich mit dem langen Zeigefinger beide Augen aus, ging an den Sekretär, steckte die Lampe an und schlug, noch stehend, das dicke Buch auf, auf dessen Titel stand: *Patrum Apostolicorum Opera*.

Dann setzte er sich.

„Es ist besser so, besser — es kommt nun wohl alles wieder in seine Ordnung.“

Viertes Kapitel

Jetzt hatte Willi Göze heraus, welcher Art Evelis Privatlehrer war, und sein Unglück wollte, daß dies gerade an dem Sonnabend geschah, nachdem das große Trennungswel gewesen war.

Schon in der zweiten Runde kam der unglückliche Willi Göze mit seiner Entdeckung heraus.

Er war noch zu jung im Liebesleben, zu wenig Frauenkenner, zu sehr selber noch ein Kind. Er konnte seinen Triumph nicht bei sich behalten.

„Ich hätte Ihnen einen besseren Geschmack zugetraut, Fräulein Eveli,“ fing er an zu bohren.

„Wieso?“ fragte sie interesselos aus ihrem dicken Nebel von Schwermut heraus.

„Ihr Privatlehrer, für den Sie schwärmen, ist ja ein alter durchgefallener Kandidat, der aussehen soll wie eine alte Krähe in Hosen,“ spielte der blonde Jüngling all seine Trümpe auf einmal aus.

Eveli wurde erst blaß, dann glühendrot. Sie blieb mitten im Walzer wie erstarrt stehen. Ihre Augen funkelten so, daß der Alzkühne es plötzlich mit der Angst kriegte.

„Erstens,“ leuchte sie, „schwärme ich nicht — und dann — dann — pfui, wie gemein!“

Sie riß sich los. Die kaum versiegten Tränen, die sie noch heute nachmittag in Fülle vergossen hatte, drängten schon wieder in die Augen.

„Wie gemein,“ wiederholte sie mit brechender Stimme.

Willi Göhe hatte fürchterliche Angst. Das war ja ein ganz rabiates Ding! Die war imstande und machte ihm hier im öffentlichen Tanzsaal eine Szene. Herrgott, Herrgott, was fing man nur mit ihr an! —

„Gemein sind Sie,“ zischte es schon wieder auf ihn los.

Das ging denn nun doch ein bißchen gegen seine Sekundaner-ehre. „Ich bin nicht gemein,“ stellte er mit möglichster Würde fest. „Aber wollen wir nicht weiter tanzen? Der Maitre merkt's schon.“

„Mit Ihnen nie!“ rief Eveli so laut und so entschieden, daß es ihm wie ein kalter Dolch in die Rippen fuhr. Er war total ratlos.

„Beruhigen Sie sich mal erst!“ sagte er sehr männlich. „Ich führe Sie jetzt an Ihren Platz. Ihnen ist schlecht geworden, sage ich, wenn jemand fragt. So! Fassen Sie mich doch an der Hand, es fällt ja auf. Ihre Mama guckt schon immer her.“

Evelis Entrüstung ließ nach, sie fühlte sich matt und zerschlagen. Halb willenlos ließ sie sich durch die tanzenden Paare an die Wand führen, wo noch ein paar Übriggebliebene saßen. Als sie deren neugierige Blicke merkte, schämte sie sich plötzlich. Warum war sie nur gleich so wild geworden? Was mußte Göhe von ihr denken? Ach Gott, wenn sie sich doch nicht mehr immer gleich so kindisch benähme!

Sie saß ganz still und gedrückt an der Wand, er, neben ihr, sprach laut von ihrem Befinden. Ob ihr nun besser wäre. Daß er so überlegen tat, der dumme Junge, tränkte sie von neuem, aber sie wußte nichts dagegen zu tun, schwieg nur verstockt.

„Ich habe Ihnen doch nichts getan, Eveli,“ sagte er dann leiser und dringend. „Ich habe doch nicht gedacht, daß Ihnen das nah' geht. Es war doch bloß Spaß. Lieben Sie ihn denn so schrecklich, den — Herrn Kandidaten?“

Sie sah ihn plötzlich mit ihren tränenden Augen verbissen und wutvoll an.

„Wenn ich Ihnen nochmal wieder gut werden soll,“ raunte

sie, „so tanzen Sie jetzt gleich mit Fräulein Briehm.“ Das war die Siebzehnjährige, die meistens an der Wand saß.

Er seufzte tief und ein bißchen affektiert. Dann entschloß er sich zu gehorchen. So kam Fräulein Briehm wenigstens zu einer Runde.

Nun saß Eveli allein, vor ihr drehten sich die Paare. Außer den paar Mädchen an der Wand, unter denen zwei ganz kleine waren, achtete niemand auf sie.

Ihre Tränen waren versiegt. Sie fuhr sich nochmals über die Augen. Aber ihr war so schwermütig zu Sinn, daß sie fühlte, sie brauchte nur daran zu denken, so würde sie wieder weinen müssen.

Ein dunkler Schatten fiel über sie, sie blickte auf. Paul Passow stand vor ihr. „Dieser Tanz wird gleich zu Ende sein,“ sagte er. „Aber darf ich Sie für den nächsten engagieren?“

Es fiel ihr auf, wie weich und melodisch seine Stimme war, sie tat ihr ordentlich wohl.

„Ja,“ sagte sie leise mit einem Nicken.

„Und darf ich solange ein bißchen bei Ihnen sitzen bleiben?“ fragte er weiter. „Nur die eine kleine Minute, es muß ja gleich aus sein.“

Darauf sagte sie nichts, er setzte sich. Und mit einem Male fühlte sie sich so wunderbar geborgen.

„Das Licht ist hier so grell im Saal, es muß Ihnen ja in den Augen weh tun,“ sagte er.

„Ja, es tut mir auch weh.“

„Ich werde dafür sorgen, daß man ein paar Flammen ausdreht. Gerade die nach hierher stehen. Sie haben überhaupt keinen schönen Platz hier. Ich möchte Sie in der Pause jetzt ein bißchen im Saal herumsühren. Andre tun's ja auch, es schadet ja keinem was. Finden Sie nicht?“

Die Musik schwieg. Zwischen den herbeiströmenden Paaren nahm Paul Passow von ihrem Arm Besitz, ohne daß sie etwas dagegen sagte. Sie stand mit ihm da, und es war alles, als ob es nur so sein müsse. Ganz sicher und gelassen begann er durch die sich leerende Saalmitte seinen Rundgang mit ihr.

Er hielt sie so fest, er war auch ein Stück größer als sie. Willi Göze hatte sie kaum um ein wenig übertragt. Wenn sie mit dem ging, hatte sie auch immer gerade soviel Willen wie er selbst. Hier fühlte sie sich wie halb getragen. Sie brauchte gar nichts zu wollen, kaum selber die Füße zu heben, das besorgte er alles allein.

Paul Passow schien ihr abzufühlen, daß sie nicht reden

mochte. Er fragte nichts, veranlaßte sie gar nicht, mitzusprechen. Er erzählte ihr einfach. Aber nicht die ewigen, dämlichen Schülergeschichten, die sie nun schon auswendig wußte; er sprach als Unterprimaner überhaupt nicht mehr von der Schule und den Lehrern. Sondern er berichtete von seinen Reisen, die er mit den Eltern an die See, nach Helgoland, nach Tirol gemacht hatte.

Nach einer kleinen Pause sagte er plötzlich: „Eveli, sagen Sie mir, kann ich Sie jetzt etwas fragen?“

„Was denn?“ Ihre Stimme war ein wenig bang und doch froh.

„Sie werden heute nicht mehr weinen, nein? Es hat mir so leid getan vorhin. Was hat der dumme Affe denn zu Ihnen gesagt, daß Sie darum weinten?“

„Ach! Haben Sie das gesehen?“

„Natürlich. Was denken Sie denn? Ich sehe doch alles, was mit Ihnen los ist. Schon lange, Fräulein Eveli. Viel länger, als Sie ahnen. Und ich habe mich schon immer gewundert, was Sie eigentlich an dem Göze haben. Das ist ja ein ganz guter, fleißiger Junge, ja gewiß, aber doch nichts für Sie! Ich bitte Sie! Der ist für Sie doch viel zu unbedeutend. Ich habe manchmal beim Vorbeigehen so Broden von seiner Unterhaltung aufgefangen. Lieber Gott, dachte ich, damit unterhält er diese junge Dame? Mit diesen abgestandenen Pennälergeschichten? Um Gottes willen. Das Fräulein Magnussen muß sich ja tot langweilen. Und wie sieht er noch dazu aus! Das reine Kind. Das reine — entschuldigen Sie, Fräulein Eveli, ich werde mich auf Französisch ausdrücken, das reine brébis, nicht wahr?“

Eveli mußte lachen. Brébis, ja das war sehr gut getroffen. Aber wie wunderbar das alles war. Warum bemühte sich denn Paul Passow so sehr um sie? Hatte er nicht eine andre, der er den Hof machte? Die im himmelblauen Organdykleid? Hatte er die jetzt abgesetzt? War sie, sie seine Flamme geworden? Und was hatte er gesagt? Schon lange hatte er sie beobachtet? Also, wohl schon lange eine stille Liebe zu ihr herumgetragen?

Oh, wie das war, wie das war.

Und das schien sich zu bewahrheiten; den ganzen Abend wick er kaum von ihrer Seite. Die im Organdykleid tanzte beständig mit einem andern, dem langen Richter aus der Realprima.

Einmal flüsterte er ihr zu: „Wenn Göze kommt, und ich bin gerade nicht da, sagen Sie ihm, Sie seien schon engagiert, auch wenn es gar nicht der Fall ist. Ich achte schon drauf.“

Aber Göze kam nicht mehr. Er stand bleich vor Zorn an den Wänden herum, die Zähne klapperten ihm im Mund. Gegen Passow versuchte er keinen Rivalenkampf. So war das geworden! So sind die Weiber!

An einem einzigen Abend alles gewonnen geglaubt und alles verloren!

* * *

Der Winter verflog wie eine Zauber Geschichte.

Wer sah sie nicht zuden, die kleinen Spuckteufelchen in dem ehrbar großäugigen Backfischgesicht? Der Papa konnte das Palimpsest entziffern, ach wie gut, ach wie gut! Da kriegte er es plötzlich doch ein bißchen mit der väterlichen Angst, sein Rezept könne allzugut eingeschlagen haben.

Anfangs war es nur eine leise Wolke von Wehmut, die an der hellen Sonnenscheibe vorüberflog. Wie schnell sich doch ein Kinderauge verändern kann! So klar, so klar war es gewesen, alle Tage und Jahre vor ihm wie ein großgedrucktes Buch. Nun war es für ihn freilich auch noch klar. Am klarsten aber war der kleine Lug und Trug, der darüber seine Schleiernebel spann. „Lütting, du lügst ja!“ wie oft hätte er ihr das jetzt sagen können, wenn sie von notwendigen Besorgungen redete, von Ausflügen mit Freundinnen — sagen können und — sagte es doch nicht.

Hinter dieser Lüge läuft man nicht her, dachte er. Man macht's ja nur schlimmer. Hier fängt's an, das wunderliche Leben. Die erste Kinderunschuld von meinem Eveli ist dahin — Na laß. Es ist schon so. Aber daß Berta nur nichts merkt.

Seine Frau paßte da nicht hinein in diese Ränke, so voller Unschuld, in diesen Trug, so voll süßen Ungeschicks. Ihr fehlte dazu der wehmütige Humor. Sie hätte es alles zu tatsächlich, zu schwer, zu bedeutend genommen.

Als aber die Sache mit Eveli anhielt, er sogar merkte, daß sie heimliche Briefe versteckte, wurde er ernstlicher besorgt. Er hatte es eingerührt, nun wuchs es ihm über den Kopf. In der kleinen dummen Schwärmerei mit dem Magister hatte er guten Gewissens den Deus gespielt, hier ging das nicht so leicht. In dessen, konnte man wissen, wohin sich die Sache verlaufen werde? Konnte er irgendeinem beliebigen, vielleicht frivolen Bengel das Entwicklungsleben seines einzigen Kindes anvertrauen?

Schauderhafter Gedanke!

Andererseits: sollte er Eveli aus ihrer Harmlosigkeit weden, die trotz all ihrer neuerlichen Verschlagenheit so sichtlich noch

bestand? Sie in plumper Weise über Gefahren aufklären, die ihren Kindersinn vergiften mußten?

Oder: sie einsperren, sie bewachen?

Um dann zu erleben, daß ihre harmlose ungeschickte Verschlagenheit in eine raffinierte überging? Oder sonst, daß ihre gewaltsam niedergehaltene Lebensfreude zu einer krankhaften Eier wurde?

Da hätte er nicht Hans Magnussen sein müssen. Der sperrte allenfalls seine Tochter hinter Schloß und Riegel, wenn sie lernen, studieren, sich den Kopf mit gelehrtem Kram vollpadden wollte. Aber nicht dann, wenn ihr junges Weibtum flügge wurde.

Für die Gelehrsamkeit der Frauen hatte er blizwenig Achtung, aber ihre Verliebtheit respektierte er.

Nun konnte er da sitzen und die Leiden dieser Logik tragen.

Und eines Sonntags hatte Eveli dunkle Ringe um die Augen, aß nichts, und die Glieder hingen ihr schwer.

Herrgott, dachte er. Sie sieht aus wie ein verregnetes Huhn. Donner, ist ihr da was passiert?

Sonst zog er seine Frau nicht in seine pädagogischen Nöte. Es war ihm lieb, wenn sie hinausging, in die Kochtöpfe zu gucken, während er „erzog“. Aber heute schlug's ihm doch ein bißchen über dem Kopf zusammen.

Er ging seiner Frau nach in ihre Stube, als sie sich dort ein Stündchen niederlegen wollte, und während sie erstaunt und ängstlich auf der Kante des Divans saß, ging er auf und ab, roch an ihren Blumen, beguckte ihren Schreibtisch, setzte sich aufs Sofa und nahm ein Buch vom Tisch — Herrgott, gerade ein ganz radikales! schlug ein Wein über das andre, blätterte darin.

Frau Doktor Magnussen war an ihrem guten Hans gar nicht soviel Aufmerksamkeit für ihre Beschäftigung gewöhnt, sonst hätte sie hier erst besser aufgeräumt. Was nun wohl wieder losgeht? dachte sie besorgt. Was für Einfälle er doch nur immer hat!

Ihr Mann kratzte sich die lahle Platte, räusperte sich nervös, klappte dann das Buch entschlossen zusammen und fragte kurz heraus: „Ist etwas mit Eveli passiert? Hast du was bemerkt? Hat sie etwas Unangenehmes gehabt?“

„Ach so, Eveli!“ sagte sie halb erleichtert. Wenn er weiter nichts hatte, das ging ja noch. Da konnte er jetzt wenigstens kein Unheil anrichten. Im Gegenteil, sie konnte ihm das Unheil, das er angerichtet hatte, hierbei ein wenig eintränken.

„Eveli ist verstimmt,“ sagte sie. „Sie hat gestern wenig getanz, ihr Verehrer hat sie im Stich gelassen.“

„Ihr Verehrer?“ brauste der Doktor auf, als habe er im ganzen Leben noch nie so ein Wort gehört und wisse kaum, was es bedeute. „Und davon höre ich erst jetzt?“

Berta Magnussen war gleich wieder ganz verzagt und verschüchtert. Ihr großer Triumph kam sehr kläglich heraus.

„Ja, lieber Hans, du wolltest doch selbst — du sagtest damals — ich dachte —“

Der Doktor verbarg seine Verlegenheit unter zornigem Getöse.

„Was sagte ich? Was wollte ich? Was das wieder für eine Konfusion bei euch Frauentöpfen ist! Nicht genug kann man sich mit euch in acht nehmen! Die einfachsten Worte mißverstehst ihr und macht den schönsten Unsinn daraus. Darin seid ihr groß. Na, nun erzähle mal, was ist denn passiert?“

„Ach, weiter nichts, Hans — wirklich, gar nichts Besonderes. Nun, so was kommt doch eben in den Tanzstunden vor. Du mußt's doch auch von früher wissen. Da machen die jungen Leute den Mädchen wer weiß wie toll den Hof, und nachher ist es ihnen wieder über. Das ist doch immer so. Ich hab's ja“ — sie stockte, errötete, wurde ganz klein und schmal, brachte es aber dann doch zwischen halb geschlossenen Lippen murmelnd heraus — „immer gesagt.“

Magnussen stand auf. Er hatte es jetzt satt, sich von seinem Berting pieken zu lassen und nur mit leerem Gebrüll zurückschlagen zu können. Natürlich hatte sie's immer gesagt, natürlich hatte sie verdammterweise recht, und doch hatte sie wieder nicht recht. Aber mache das mal einer den Weibern klar!

„Na ja, das ist ja denn auch weiter nichts,“ sagte er und ging hinaus.

Nein, es war weiter nichts und war doch zum Wildwerden ärgerlich.

Er ging in seine Stube, warf sich aufs Sofa und redete sich Vernunft ein.

Was ist es denn auch? Habe ich's selber nicht auch ein halb Duzendmal so gemacht? Verlangt man im Ernst Treue und Tiefe von diesen jungen Tänzern? Habe ich damals das Gefühl gehabt, die kleinen Mädchen, die mir über wurden, seien nun durch mich blamiert?

J, zum Kukud noch mal, machen sie's etwa besser? Das möchte ich sehen! Da sind die einen so gut wie die andern. Einmal knickt man, ein andres Mal wird man geknickt. Bin ich nicht auch schon der Genarrte gewesen. Dabei muß man sich nichts Schweres denken. Herrgott, so laß das Eveli auch mal Liebes-

Schmerz haben. Gehört ins grüne Jahr hinein und vergeht schneller wie der Schnee im April. Schade, wenn sie's nicht hätte.

Also, was stelle ich mich eigentlich so an? Fühle mich förmlich beleidigt in Evelis Seele. Ach ja, du gute Seele, was wird der Mensch schwerfällig, wenn er in die alten Jahre kommt.

Boß Ruckuck noch mal, aber haben möchte ich den Bengel doch mal auf ein einziges Viertelslündchen hier in meiner Stube. Den durchzuprügeln, daß ihm die Knochen weich werden, das sollte eine Lust sein. Ob's gerecht oder ungerecht wäre, darauf kommt's ja nicht an.

Wo kommt es darauf überhaupt an in diesem komischen Leben?

* * *

Eveli ging unter sehr schlechten Auspizien in ihren Tanzstundenball.

Paul Passow war sie los. Wie gewonnen, so zerronnen. Erst hatte sie es kaum glauben können, hatte gedacht, ihn beleidigt zu haben. Aber es war gar nicht an dem. Es war nur eben aus, ausgespielt, ausgeträumt. Gerade mit dem Wetterumschlag war's gekommen. Er war blaß, müde, zerstreut, kalt. Tanzte einige Kunden hindurch noch mit Ostentation gerade mit der Siebzehnjährigen, verschwand dann von der Bildfläche. Er habe keine Lust mehr, hieß es.

In Eveli war ein großer, brennender Schmerz. Und weil sie den nicht zeigen durfte, nicht herausweinen wie damals den andern in der seligen Stunde, als sie sich mit Willi Göhe entzweite, darum fraß er noch viel tiefer. Sie hatte sich bisher immer in allem gehen lassen, was sie fühlte, nun ging es nicht mehr.

Das Eveli mußte ihre erste Maste tragen.

Die Quälerei war groß, solange wie Passow noch da war. Es ließ sich gar nicht vermeiden, daß sich hin und wieder einmal ihre Blicke trafen. Dann wurde Eveli rot und ein hilfloser Ausdruck kam in ihre Augen. Auch mußte sie ihm das Schauspiel geben, öfter sitzen zu bleiben.

Willi Göhe kam auch nicht mehr, kein einziges Mal. Es war ihm von dem „brébis“ etwas zu Ohren gekommen. Er hatte sich nun eine neue Dame erwählt. Eveli hatte auch kein Verlangen, daß er wiederkäme. Aber auch andre fanden sich nicht so rasch. Es war jetzt gegen Ende der Tanzstunden ein jeder schon so ziemlich engagiert. Nur ein paar lose Elemente,

die auch wenig Temperament zeigten, bildeten noch die fließenden Bestandteile.

Auf diese und auf sonstige Zufalls- und Zwischentouren war jetzt das Eveli angewiesen.

Das alles war bitter und quälerisch, solange Paul Passow noch anwesend war. Es erschwerte die Masse der unbesümmerten Lustigkeit so sehr. Als kleine umschwärmte Ballkönigin hätte Eveli ihren Schmerz schon leicht verdrängen können, jetzt war es kaum möglich.

Aber als ihr einstiger Freund ganz aus der Tanzstunde fortblieb, wurde alles besser. Es war ihr jetzt gleich, ob man sie aufforderte oder nicht. Eine müde Schwermut umhüllte ihr Wesen. Jung wie sie war, begann schon der Schmerz in ihr seine Blüten zu treiben — sie liebte ihr Leid.

Der ganze Badfischhimmel verräterischer Liebe tat sich vor ihr auf. Sie schloß sich in ihr Stübchen ein und schwelgte im Lesen von Gedichten. Der süße Weltschmerz umfing sie mit seinen weichen Wogen.

Unter diesem Zeichen stand der Tanzstundenball. Sie ging hin wie zu einem schweren traurigen Erinnerungsfest. Es fiel ihr auch nicht ein, nicht hinzugehen. Sie hatte keine Sorge ums Sitzenbleiben, obwohl ihre Tanzkarte noch viele Blüten aufwies.

Ihr eigentliches Leben war ja nicht das äußere, das alle sehen und besprechen konnten, sondern das tief geheime und verschlossene, das Allerheiligste im Tempel, wo ihr Idealbild thronte — ein Bild, in dem sich der wirkliche Paul Passow, der hübsche, streberhafte Sohn des Hermannspforter Superintendenten, wohl nur mit einiger Mühe wiedererkannt hätte.

Fünftes Kapitel

Dieses war nun also erledigt.

Eveli hatte ihre Tanzstunden gehabt, ihre ersten Liebesgeschichten hinter sich. Gebildet brauchte sie nicht mehr zu werden, fand ihr Vater. Jetzt saß sie da in der kleinen Stadt und es hieß: Was nun?

Apothekers gaben ihre Tochter in die Schweiz, Pastors schickten ihre auf ein Lehrerseminar nach der Hauptstadt, in andern Familien kamen die Mädchen in Haushaltungspensionate oder lernten zu Hause Kochen. Für letzteres war Doktor Magnussen am meisten, für das Fortgeben gar nicht und je weiter um so weniger. Über die Schweiz machte er sogar Witze.

Aber ganz behaglich war ihm doch nicht bei der Geschichte. Dies verwünschte Möllentin — was sollte seinem Eveli eigentlich hier blühen? Hier war doch rein gar nichts los. Und die paar jungen Männer, die hier zu Hause waren oder mal durchliefen, was wollten die bedeuten? Abwechslung muß ein Mädel haben, Männer so dicht gesäet wie ein Feld mit Kohlköpfen, damit sie Überblick kriegt, abwägen kann, vergleichen, abwerten, nicht dumm und urteilslos irgendeinem Hansdampf in die Falle läuft.

Aber damit war es in Möllentin nichts.

Nun, das war ein Übelstand, aber sie war doch immer erst knapp sechzehn Jahre, lernte nun bei Mutter kochen, einen Flicken einsezen und zusehen, wie man Wäsche behandelt. Das andre muß dann ja auch noch kommen. Vorläufig war sie bei ihm im Haus, und das liebte er. Ein Mittagstisch ohne das Eveli hätte ihm nicht gefallen, und wenn er abends nach Hause kam und sie war nicht gleich da, weil sie vielleicht auf Besuch oder Einkauf ausgegangen war, ging er brummend durchs Haus, sie zu suchen, und schlug jede weitere Tür lauter hinter sich zu als die vorige.

Eveli war es auch ganz recht, wie es war. Sie hatte ihr kleines Reich hier oben, schwärmte, las Gedichte und machte hin und wieder selber eins. Manchmal ging sie in die Gartenstube ans Klavier und versuchte mit ihrem hübschen, ungeschulten Stimmchen die Lieder der großen Meister zu singen.

„Das Bild, das ich jage, das ist der Tod,
Die Heide, das ist die Liebesnot!“

Klang es düster drohend in den sommerblühenden Garten hinaus.

Dann hatte sie wieder eine andre Beschäftigung. Sie holte sich Rosen, Tulpen, Mohn aus dem Garten, stellte sie ins Glas und versuchte sie zu malen. Es gelang ihr nicht übel. Da wurde sie immer eifriger. Sie zeichnete die Mutter am Nähtisch, ihren eigenen Poetenwinkel oben im Stübchen, malte Sonnenlichter auf Baumstämmen und Gartensteigen und verschenkte die lustigen Blättlein an ihre Eltern zum Geburtstag, verschickte sie sogar an Onkels und Tanten.

Selig schwoh ihr das junge Herz in der Brust. Die Welt stand so groß, so reich vor ihr! Sie war so unerschöpflich und verschwenderisch. Eveli fühlte mit leise klopfender Wonne tausend Möglichkeiten in sich, alle diese Schönheiten aufzunehmen, in Besitz zu nehmen, ja mit eigener junger Kraft die Wirklichkeit zu erobern. Sie sah plötzlich, daß sie Talente hatte!

In der Schule war das nie gemerkt worden. Jetzt fielen ihr Skizzen in die Hand, die sie damals unter dem Tisch gezeichnet hatte. Sie staunte über sich selber. Wirklich, sie konnte etwas!

Sie würde sich auch nie verloben, nie heiraten, nie einen andern lieben. Das war ganz vorbei. Sie wollte auch gar keine Menschen kennen lernen. So, wie es war, war es schön. Das Leben kam ja zu ihr in jeder Blume, in Liedern, in Mond- und Sternenlicht.

O lieber Gott, sie hatte ja so viel!

Auch beim Kochen war sie ganz artig und brav. Es hatte so eine Art symbolische Bedeutung für sie. Vielleicht ein stilles Märtyrertum im Tempeldienste ihres Sternes oder sonst irgend- eine erhöhte Lebensfunktion, gesungen auf der Leier: Leben, Liebe, Lied.

Das ging ein ganz volles Jahr so hin. Am Evelis nächstem Geburtstag aber kam eine große Veränderung.

* * *

Tante Auguste aus München, Brienerstraße, schrieb. Sie war eine Cousine des Doktors, aber viel jünger, erst am Anfang der Dreißig stehend, unverheiratet und eine gesuchte Porträtmalerin alten Genres.

„Sage Deinen Eltern,“ schrieb sie, „daß sie Dich nicht in dem kleinen Loch versauern lassen dürfen. Du hast Talent vom lieben Gott bekommen, wie ich aus Deinen Blättchen sehe, nun komm her und bilde es aus. Dein lieber Vater wird das einsehen und die Mama auch. Ob Du eine große Künstlerin wirst oder nur zu Deiner eigenen Freude malen lernst, ist augenblicklich noch nicht von Wichtigkeit. Eines aber ist not: das Pfund, das man erhalten hat, nicht zu vergraben.“

„Da haben wir's!“ sagte der Doktor, als habe er schon Tag für Tag diesen Anruf erwartet, stand auf und ging im Zimmer hin und her, daß die Dielen knackten. Dabei knudelte er an seinem Bart, daß es schon nicht mehr schön war.

Die Wahrheit war die, daß der Brief ihm ein wenig aufs Gewissen fiel, eine Stelle dort berührte, die sowieso schon unruhig war. Dies alte dumme Möllentin, in dem alles Leben still stand und eigentlich nur alte Leute wohnen durften, die nichts mehr brauchten, lag ihm wieder einmal wie ein Stein auf der Brust. Das Zeichnen, das sogenannte Talent seiner Tochter, ging ihn nichts an, das war ja alles Weiberzeug, Wichtig- tuerei, mit nichts dahinter, aber: eins ist not, dachte auch er.

Heute ist sie siebzehn, morgen ist sie siebenundzwanzig. Sitzt dann am Ende noch ebenso wie heute und kriegt ihre Gratulationskarten. Nee, nee, Kinder, das geht nicht. Das sieht ein Dummer ein.

Er kämpfte mit seinem Egoismus wie mit einem wilden Tier. Wenn sie heiratete, müßte ich sie ja auch weggeben! hielt er sich vor. Und wenn sie mir hier auf dem Halse sitzen bleibt, ist mir's auch nicht recht. Lieber ein kurzer, starker Schmerz als ein langer Überdruß. Es ist am Ende wie Zahnziehen, schlimmer auch nicht.

Endlich blieb er vor Eveli stehen.

„Gib mir mal den Brief von Tante Auguste,“ sagte er in dumpf grollenden Tönen. „Was sich solch alte Jungfer doch manchmal in den Kopf setzt. Es ist wirklich, um die Pöden zu kriegen mit euch Weibsvolt.“

Damit ging er hinaus.

* * *

Es war also doch möglich, daß es noch ein Leben außerhalb von Möllentin, außerhalb des Siebelsbüchchens mit seinen süßen, verschwiegenen Erinnerungen gab!

Als Eveli in dem Atelier der Tante Auguste, vier Treppen hoch, ankam, war ihr noch ganz wirt von allem, was sie durchgemacht hatte, seit sie abgereist war. Wie konnte einem doch nur der Abschied von zu Hause so gräßlich schwer werden! Von jedem Möbelstück ihres Zimmers, vom Klavier, vom Garten, selbst von Vaters Patientenstube, vom alten Kochherd, von der Diele, vom Marktbrunnen trennte sie sich mit Schmerzen. Ihr war, als riße sie überall Fäden ab, die an ihr Herz festgewachsen waren.

Auch brummte ihr noch der Kopf von Papas Maßregeln, von Mamas heimlichen Gegeneinflüsterungen. „Gud dich man ordentlich in der Welt um,“ hieß es da auf der einen Seite. „Kopf hoch, Augen auf. Aber natürlich: daß du dir nichts vergebst. Immer zurückhaltend. Kannst lieber zu steif sein als zu liebenswürdig. Immer das Mädchenhafte wahren, verstanden? Mit der sogenannten Kunst brauchst dich nicht abquälen, was Rechtes wird ja doch nicht draus. Aber das Leben, das Leben, darauf kommt's für euch Mädels an.“

„Nun ist's so weit,“ raunte es auf der andern Seite, „endlich, endlich! Jetzt, Eveli, beweise, daß du etwas kannst. Daß wir Frauen nicht nur Köchinnen sind. Vielleicht wirst du einmal ganz etwas Berühmtes! Wenn Tante Auguste es schon

sagt! Vielleicht nennt man deinen Namen einst in der ganzen Welt! Dann wird doch auch Papa an das Frauengeschlecht glauben!"

Man gelangte zu der Malerin Auguste Piper durch einen Fahrstuhl, der dem Kleinstadtfinde ein Wunder erschien, wie das ganze brausende Straßentreiben überhaupt. Dann stand man vor einer breiten Tür, die den Namen der Malerin trug, und kam von hier durch ein schmales Korridörchen in ein Atelier mit Nordlicht, das voller Bilder hing und stand, und in dem es nach Farben und Terpentin roch. Hier standen auch in einer Ecke Stühle, Sessel und ein runder Tisch, alles zum Plaudern eingerichtet. Außerdem existierte nur noch ein ganz enges Stübchen, in dem die Tante schlief und wo jetzt auch Eveli auf einem Divan kampieren sollte, denn die Tante hatte sie zu sich in Pension genommen.

Tante Auguste war mittelgroß, brünett, zog sich nachlässig an und trug dünnes, schlechtfrisiertes Haar. Wunderbarerweise, obgleich sie so viel Blick für Schönheit an andern hatte, gab sie auf sich selber gar nichts. Dadurch konnte sie oft ganz hausbadener erscheinen, und doch hatte sie einen großen Zug in allem, was sie sagte und tat. Jrgendein Aufhalten mit Kleinigkeiten gab es hier nicht, und das war, was Eveli, die aus Möllentin kam, zuerst hier frappierte.

"Stunden geben kann ich nicht," sagte Tante Auguste, "dazu habe ich mit mir selbst zuviel zu tun. Ich habe keine Gedanken für andre in der Beziehung. Ich habe dich in einem Zeichenlehrinstitut, das am 15. Oktober beginnt, angemeldet. Bis dahin kannst du hier noch sitzen und sehen lernen, auch getrost mitzeichnen, wenn Modelle kommen. Talent hast du. Ob's die Ausbildung lohnt, können wir ja sehen."

Eveli, die das viele Hin- und Herreden gewöhnt war, empfand diese knappe, ungeschminkte Art erst als herzlos. Sie war verschüchtert, hatte Heimweh und weinte nachts auf ihrem Divan.

Aber am andern Tage begann sie dies neue Treiben schon zu interessieren.

Tante Auguste stand mit dem Schlage sieben auf, übergoß sich mit kaltem Wasser, da sie keine Badestube hatte, schwang dann eine Weile schwere Gewichte, kleidete sich unglaublich schnell an, bereitete Kaffee auf einem Schnellkessel und trug das kleine Frühstück auf dem Tisch im Atelier zusammen. „Von morgen ab machst du das, Eveli.“

Ein Modell kam, ein alter Mann in geflicktem Rock. Wie er von der Straße kam, setzte er sich hin, und Tante Auguste malte

an dem bereits angefangenen Bilde. Eveli stand dabei und sah jedem Striche zu. Zwei Stunden ging das so fort, ohne daß ein Wort gesprochen wurde außer hin und wieder eine kurze Weisung an das Modell. Dann ging dieses fort. Tante Auguste holte Brot, Butter und ein paar Birnen aus einem Wandschrank, der im Atelier stand, und frühstückte mit der Nichte. Sie war noch rot und innerlich bewegt von der Arbeit.

„Du mußt sehen, sehen, Eva,“ sagte sie dann plötzlich halb entschuldigend, als fielen ihr eine Verfassungen ein. „Ich kann dir so wenig sagen, ich bin ein stummer Mensch. Könnte mich auch gar nicht ausdrücken gegen einen Laien. Die Worte fehlen mir, ich müßte mir alles anquälen, es käme so unnatürlich heraus. Jetzt mache dich fertig, ich gehe ins Museum zum Kopieren.“

In den Bildergalerien ging Eveli herum wie eine Fremde. Sie schritt eilig von Bild zu Bild, aber es war ein tastendes Irren, sie fand die Brücke noch nicht. Als sie matt und im Innersten bang zu Tante Auguste zurückkam, die in ihrer großen Malerschürze an ihrer Staffelei stand, ein Bild Rembrandts kopierend, packte es sie plötzlich aus dem werdenden Bild heraus mit einer unsichtbaren Gewalt, daß sie erfaßt davon stehen blieb. Sie sah, daß Lichter und Töne in ihrer kurzen Abwesenheit entstanden waren, die vorher nicht gewesen waren, sie verglich sie mit dem Original und eine jähe Ahnung ging ihr auf von Dingen, über die sie an den fertigen Bildern achtlos vorbeigeblickt hatte. Hier an dem werdenden sah sie die ganze liebevolle Verfertigung des Künstlers in die wunderbaren, unzähligen Einzelheiten, die erst das Gesamtbild schaffen.

Wie fliegt der Blick über das Gesamte hin, man meint, es müsse alles sein, und lernt jetzt erst sehen, wie aus kleinen Lichtflecken, aus Vertiefungen der Farbe, aus einem Pünktchen hier, aus einem Pünktchen dort, das wirkliche Leben, das unbeschreiblich wechselvolle Weben, die Treue der Wirklichkeit entsteht.

Von nun an war Eveli ganz gefangen. Die Tante Auguste sprach auch jetzt kein Wort, sie fühlte wohl nicht einmal, daß jemand ihr zusah. Aber hinter ihr klopfte laut ein junges, stürmisches Herz, das ein neues Leben vor sich die Tore öffnen sah.

Da versuchte Eveli wieder einen Gang durch die Säle. Diesmal ganz anders als vorhin. Das leere Nichtverstehen, das Nichtverhältnißgewinnen zu den Bildern war im Schwinden. Sie sah plötzlich Unendliches, wo sie vorhin nichts gesehen hatte, und wo vorhin nur Gegenständliches ihren Blick gefesselt hatte,

wogte plötzlich das geheime Leben in den Gestalten, in der Luft, im Wasser. Sie verlor sich selbst. Vorhin hatte sie hie und da unwillkürlich gedacht: Das ist ja nichts, wie langweilig — jetzt sprach plötzlich alles.

Sie fühlte ihr eignes Urtheil schwinden. Ohne es zu wollen, hatte sie vorhin ganz munter gerichtet, sich innerlich sogar mokiert, sich selbst erhoben: So etwas kann ich auch und sogar besser. Daran dachte sie jetzt gar nicht mehr. Es war wie ein atemloses Studieren, Suchen. Dann ging sie wieder zu Tante Auguste zurück, blieb stehen, merkte nicht, wie die Zeit verging.

Zu Mittag aßen sie, es war spät, nach drei, in einem kleinen Restaurant. Jetzt hatte auch Eveli die Sprache verlernt. Was hätte sie auch sagen sollen? Das, was sie beschäftigte, konnte sie ja doch nicht in Worte bringen. Sie dachte nur: O, ich möchte bald wieder *s e h e n, s e h e n!*

Aber mit einem Male platzte sie doch heraus: „Tante Auguste, sieh mal die verschiedenen Schatten im Selleriefalat!“

Da kam über das unregelmäßige Gesicht der Malerin ein herzliches Lachen. „O du, du bist ja schon tief drin!“ sagte sie.

Sie schien jetzt aufzuwachen, gab sich sichtlich Mühe mit der Nichte. Nach dem Essen ging sie mit ihr durch die Straßen, zeigte ihr dies und das. Es fing schon an zu dunkeln, in blendender Beleuchtung strahlten die Schaufenster. Eveli war ganz benommen, alle die Gestalten, die Lichter, die sie sah, übertrug sie schon auf die Leinwand.

Sie hätte die Tante fragen mögen: Wann darf ich wohl anfangen? Aber sie unterließ es. Sie fühlte, daß ihr diese darüber doch keine Auskunft geben konnte. Sie wußte ja gar nichts von ihr. Da mußte sie selber für sich sorgen.

Es war eigentümlich, plötzlich so allein gestellt zu sein. Bisher war jeder Schritt bewacht und besprochen worden, und nun mit einem Male kümmerte sich keine Seele mehr um sie. Der Tante war es wahrscheinlich höchst gleichgültig, was sie innerlich durchmachte, ob sie heute etwas gewonnen habe oder nicht.

Das war kalt, eisig, aber doch seltsam stählend, so herb und frisch wie Oktoberwind. Eveli war es plötzlich, als sei sie ein neuer Mensch geworden. Schon heute, am ersten Tage, meinte sie das leise Keimen eines Kraftgefühls in sich zu empfinden, eine Art stolzer Freude, allein auf sich angewiesen zu sein.

Sie fing jetzt schon an, bei der worttargen Tante sich heimisch zu fühlen, pußte das kleine Lämpchen, das sehr vernachlässigt war, holte aus dem Fleischerladen Schinken zum Abendessen,

machte Tee, deckte zierlich auf. „Ach, wie schön du das kannst,“ sagte die Tante ordentlich dankbar.

Als sie noch beim Essen waren, kam Besuch. Eine Malerin, Fräulein Anni Klot, mit ihrem jüngeren Bruder Peter, einem blonden graziösen Jüngling, der Redakteur war. Eveli stellte die Teller in ein Klapptäschchen in der Schlafstube, wo sie morgen früh von der Aufwärterin gereinigt wurden. Dann deckte sie eine alte, verschossene Brotatbede über den Tisch. Eine angebrochene Flasche Wein, die hinter dem Sessel gesteckt hatte, kam jetzt zum Vorschein, auch eine Büchse mit Kaffee. Als Eveli aus dem Schlafstübchen zurückkam, rauchten alle drei, Peter Klot bot auch ihr mit einem ganz selbstverständlichen Gesicht Zigaretten an. Sie nahm sie, ordentlich erschrocken vor Wonne.

Jetzt kam es heraus, daß Tante Auguste auch reden konnte. Sie schwatzte ganz harmlos und natürlich, ja es schien, als sei sie von einer großen inneren Freude getragen, die jedes Wort belebe und ihm einen starken Hintergrund gäbe. Eveli fühlte Beschämung. Sie war also der Tante das nicht wert, daß sie ihretwegen sprechen möchte; sie hielt sie für dumm und unverständlich.

Tante Auguste erwähnte mit ein paar bezeichnenden Wendungen den Rembrandt von heute morgen. Eveli wurde von einigen Ausdrücken plötzlich ergriffen, das ganze Wesen des Gemäldes, das Charakteristische, eigentlich Lebendige daran, wurde ihr mit einem Male klar. Sie versuchte im Halbdunkel die Züge des Bildes, das noch auf der Staffelei stand, zu erkennen. Wäre es doch erst morgen! dachte sie ungeduldig. Wie will ich mitsehen, wie will ich lernen!

Ob ich nicht auch schon mitzeichnen kann —?

Es durchschauerte sie in dem bloßen Gedanken.

Nein! Nein! Noch nicht. Ich will noch sehen. Ach sehen, sehen! Noch kann ich selber nichts —

Und unaussprechlich süß klang ihr im Herzen wieder das verheißungsvolle: Noch!

„Was macht Lisi, Peter Klot?“ fragte Tante Auguste.

„Ach, nicht gut. Sie hat wieder ihren greulichen Winterhusten. Das wird nun wieder so bleiben bis zum Mai. Hätte ich sie nur erst aus der alten holsteinischen Oberförsterei heraus! Da geht ja der Wind das ganze Jahr. Sie kann's eben nicht vertragen, aber die lieben Eltern sehen es nicht ein.“

„Lisi ist nämlich Peter Klots Braut. Erzählen Sie meiner Nichte doch ein bißchen von allem, Peter. Sie sitzt nun hier herum

bei mir den ganzen Tag, und ich kann gar nichts zu ihrer Unterhaltung tun."

"Ich brauch' keine Unterhaltung," sagte Eveli so stolz, daß es trotzig und schroff klang.

"Sie machen sie sich selber, nicht wahr, Fräulein Nichte?" fragte Peter Klot in seiner freien, sorglosen Art. "Das ist natürlich das Beste und das Schönste auch. Malen Sie?"

"Ich? Nein, ich male noch nicht," rief Eveli, "ich sehe bloß."

"Donnerwetter, famos!" applaudierte Peter Klot. "Ich wollte, ich hätte auch so gesagt. Aber wie ich dreizehn Jahr alt war, dachte ich schon, die Welt gehörte mir, ich brauchte nur drauf los zu erobern. Darum bin ich heut mit meinen vierundzwanzig Jahren noch nicht weiter, denke es noch immer und kann nix."

"Nun, Peter —" sagte seine Schwester begütigend.

"Na, was denn? Alterle, tu mir den Gefallen und puß mich nicht wieder auf. Hier sitzt eine kleine Dame, die hat Ehrlichkeit im Leib. Ich male nicht, ich sehe bloß. Donnerwetter, die Weiber haben's vielleicht doch mehr raus wie wir, die sind bescheidener. Was meinen Sie dazu, Tante Auguste?"

"Summieren Sie nicht immer so, Peter Klot," sagte sie lächelnd. "Die Weiber — das gibt's ja gar nicht."

"Ja, Sie haben zum Teufel recht," rief Peter Klot, lebhaft und burleskos, wie er immer redete. "Das ist's ja immer bei mir: mir fliegt was durch den Sinn, bums, schmeiß' ich danach, und es klack nieder. Einmal ist's ein veritabler Stern, ein andermal ist's Kohl. Überlegung, das ist's, was mir fehlt. Darum bringe ich es auch zu nichts, sehen Sie, Fräulein Nichte. Mal ein Skizzchen, ein Novellchen, alle Achtung, tadellos. Dann wieder der reine Blaf, Nonsens, nicht wert, an die Wand zu klatschen. Unzuverlässig, unzuverlässig! Sie wissen das auch auf der Redaktion. Wer soll's denn nicht wissen? Sie halten mich, jawohl, aber sie passen mir auf. Höher komme ich nicht dabei. Und so bin ich. Und wer den Jammer davon hat, das ist Viji. Da sitzt sie und wartet und hustet und wartet. Bis sie ihr Seelchen aus dem armen kleinen Körper ganz herausgehustet hat. Wie soll das werden? Ich weiß es nicht."

Man schwieg jezt. Sie wußten es ja, dieser arme lustige Bursche, recht hatte er schon. Und wenn's nicht um sein Viji gewesen wäre, er selbst wäre schon so weiter gekommen, wie er war. Denn ein ganz begabter Bengel war er doch.

Da erhob Eveli ihre Stimme.

"Ja, aber ich weiß gar nicht — wenn Sie alles das so wissen,

dann ändern Sie es doch. Befehlen Sie sich doch, daß Sie nicht immer so rasch hinter jedem Einfall her sein sollen. Zählen Sie doch jedesmal bis hundert oder denken Sie an Difi oder dergleichen."

"Ja, das können Sie wohl, Fräulein Nichte. Ich trau' es Ihnen schon zu. Alles in der Beziehung trau' ich Ihnen zu. Aber andre Leute sind eben anders zugehauen. Übrigens, das ist vielleicht auch wieder so 'ne unbedachte Behauptung, so ein Stück von dem modernen Schwächegefasel, das jetzt in der Luft herumfliegt, und das ich mir natürlich gleich wieder eingefangen habe. Vielleicht kann ich's doch wirklich! Vielleicht habe ich's nur noch niemals ordentlich probiert. Was meinst du, Alterle?"

Seine Schwester lächelte ernst.

"Du hast's probiert, Peter."

"Ja, aber nicht genug. Nicht willenskräftig genug. Bis hundert zählen, das ist übrigens ein famoser Gedanke. Ich will doch wirklich mal eine strenge Kur anfangen. Verzeihen Sie, Fräulein Nichte, wie heißen Sie eigentlich? Ich hörte vorhin nicht ordentlich zu."

"Sie heißt Eveli Magnussen," entgegnete ihre Tante für sie.

"Eveli — Difi — sind die Namen nicht schon allein ein Bild?" fragte Peter Not.

Am 15. Oktober war Evelis Zeit des ungebundenen Schauens, Aufnehmens, Mitlebens zu Ende. Sie trat in den Zeichenlehrlauf ein.

Bisher hatte sie allem Anreiz, die eigene Fähigkeit zu versuchen, siegreich widerstanden mit dem herben Frohgefühl einer still sich ansammelnden Kraft. Die hohe Gespanntheit, mit der sie diesem neuen Ereignis entgegenging, das sie in das Reich der eigenen Betätigung einführen sollte, wurde aber etwas enttäuscht. In dem weiten saalartigen Zimmer, in dem etwa zwanzig junge Mädchen vor einem Gipsmodell saßen, wehte keine Künstlerluft, sondern eine unwiderstehliche Erinnerung an die Schule. Begeisterung war nicht zu spüren, nur Strebsamkeit. Der kunstgeschichtliche Vortrag über die Entwicklung des Kunstgefühls war nüchtern, lehrhaft, langweilig. Gegen die Betonung des Korrekten sträubten sich Evelis Sinne, die schon in trunkenen Lust dem Werden des Lebens, des Lichtes zugeschaut hatten. Es kam ihr vor, als sei sie hier vollkommen deplaziert, als liege direkt ein Versehen, ein Mißverständnis vor, das sie hierher versetzt hatte.

Unwillig und hochmütig zeichnete sie ihr Gipsornament mit weißer und schwarzer Kreide nach, fest entschlossen, der Tante

gleich das Verfehlte dieser Einrichtung vorzustellen und sie um eine Änderung zu bitten. Während sie mit nachlässigen Strichen die Linien zog, träumte sie schon wieder mit heißen Wangen von einem großen Atelier, in dem sie lernen würde, von einer wirklichen Künstlerwerkstatt, in der Licht und Schatten in wunderbarem Wechsel geboren wurde, in der man die Form, die das Leben hielt, unter den eigenen Fingern wachsen sah.

Sie schloß sich an keine der Mitschülerinnen an, die ihr alle viel zu gering vorkamen, arme, enge, eifrige, kleine Lehrerinnen, denen es nur darum zu tun war, möglichst gut die Aufgaben zu erfüllen und beim Examen durchzukommen. Sie hatte Mitleid und Verachtung für sie.

Aber Tante Auguste machte die größten Augen, als Eveli ihr dies alles mit ziemlicher Entrüstung berichtete. Sie schien ihren eigenen Ohren nicht zu trauen.

„Du bist ja ganz wie Peter Klot!“ sagte sie.

„Peter Klot?“ rief Eveli. „Aber ich will doch nicht gleich —“ sie stockte. Sie wurde mit einmal ganz wirr. War das so gemeint?

Sie ging still zur Seite. Ihr ganzes heutiges Tagesempfinden stand ihr auf dem Kopf. Gehörte das vielleicht doch mit hinein, dies armselige, schülerhafte Anfangen beim geraden Strich, dies kleine Lernen, Aufpassen, Sichmühen? Gehörte sie am Ende doch da hinein, sie, die sich schon mitten in wogendem Schöpferstreiben gesehen hatte?

Sie fühlte sich unglücklich und bedrückt, von der Höhe in die öde, flache Alltäglichkeit zurückgeschleudert.

Aber sie wagte nichts zu Tante Auguste zu äußern. Deren groß erstaunte, ungläubige, ein bißchen spottende Blicke taten ihr noch in der Erinnerung weh. Sie ging und setzte sich im Dunkeln an das Schlafstubenfenster, sah in das Treiben der Straße hinunter.

Eine plötzliche Sehnsucht nach Peter Klot erfaßte sie. Dem konnte sie es sagen. Der verstand sie gewiß. Vor dem genierte sie sich auch nicht.

Noch nie hatte sie dem häufigen Abendbesuch der Geschwister mit solcher Ungeduld entgegengesehen.

Während dann seine Schwester mit Tante Auguste am Tisch bei der Lampe saß, kroch sie mit ihm in eine entfernte dunkle Atelierecke, hinter Bilder und Staffeleien, auf eine niedrige Truhe.

„Ich muß Ihnen was sagen, Peter Klot. Ich bin so unglücklich heute —“ und nun kam alles heraus.

Er begleitete jeden Satz mit beifälligem, mitleidigem Grunzen, das ihr unsäglich wohlthat.

„Ja, ja — nu ja — ach freilich doch — hm, hm — Herrgott, Eveli, ich versteh' Sie ja so gräßlich gut. Sie sind ja gar nicht so erhaben, so übermenschlich tugendhaft. Donnerwetter, es gefällt mir doch besser so. Sie waren mir schon beinah zu mustergültig. Eveli, weiß der Ruckuck, Sie sind ja eigentlich gerade so wie ich.“

„Ach ja,“ sagte Eveli unter kleinen schluchzenden Stößen. „Es ist wohl richtig. Ich dachte, ich wäre anders, aber ich bin's nicht. Ich bin ganz wie Sie, Peter Plot.“

Nun sagte er gar nichts mehr. Er suchte nur im Dunkeln nach ihrer Hand und streichelte sie mitleidig.

Dann hockten sie da zusammen wie zwei verwehte Kinder an der großen Landstraße, auf der das laute, sichere Leben an ihnen vorüberzieht, hatten sich beide an den Händen gefaßt und wußten doch nur jedes des anderen Schwäche, und daß sie sich untereinander nicht helfen konnten, nur dasitzen wie jetzt im gleichen Kummer und sich als gute, nur zu gute Unglückskameraden fühlen.

„Ich will's aber doch. Ich muß es zwingen!“ Und vom nächsten Tag an stampfte sie ganz steif vor Entschlossenheit wieder in ihre Kurze.

Ach, wie schwer, wie schwer ist der Kampf gegen sich selbst! Wer hätte das gedacht!

Hin und wieder war auch am Nachmittag Unterricht. Der eine Lehrer konnte nicht zu anderer Zeit kommen. Er sprach über die Entstehung des gotischen Baustils. Sein Vortrag war trocken und unübersichtlich. Man hatte bei ihm immer das Gefühl, im engsten Raum zu stehen. Bis um sieben sollte es dauern. Aber Eveli war heute ganz besonders schwach und kampfunfähig. Sie hielt es plötzlich nicht mehr aus. Was liegt auch daran, ob ich dieses auch noch mitanhöre? dachte sie. Der Gedanke, zu schwänzen, dünkte ihr plötzlich wie lauter Lebenslust, wie Erlösung. Wenn sie hier noch eine ganze Stunde sitzen sollte — nein, es ging nicht. Alle ihre guten Vorsätze waren vergessen in der Augenblicksnot.

Um sechs stahl sie sich fort. O, wie die frische Luft wohl tat! Sie war feucht und windig, aber Eveli atmete sie mit Entzücken ein. Das Straßenleben schien ihr reizvoll und fröhlich nach der öden Stüberei da oben. Alle vergangenen Nöte waren dahin, selbstsam brodelte und zuckte eine unklare Unternehmungslust in ihr.

Doch wußte sie nicht, wie die austoben, und ging ganz artig und gemessen, nur ein wenig mit der Zeichenmappe schlenkernd, die Straße hinunter, um die Ecke herum, bis vor das vielstöckige Haus, in dem ihre Tante wohnte.

Eine Überraschung wartete ihrer. Auf der Straße traf sie mit Peter Plot zusammen, der, den Arm voller Bücher und Zeitschriften, vom Buchhändler kam.

„Sie hier? Wie das paßt! Wollen wir nicht zusammen etwas gehen?“

Er war ebenso entzückt von der Begegnung wie sie. Dies unerwartete Zusammensein, allein unter lauter fremden Menschen, gab ihnen beiden ein plötzliches Glücksgefühl.

Erst berichtete sie ihm schelmisch von ihrer Schwänzerei. Er lachte mit ihr, aber in seiner Stimme lag eine leise Erregung, die das Lachen unfrei klingen ließ und sie nun auch ansiedelte.

Nach ein paar hin und her tastenden Worten schwiegen sie beide.

„Ich weiß nicht, was das ist,“ sagte Peter Plot nach einer Weile mit einem Flirren in der Stimme.

„Was denn, Peter Plot?“

„Mit mir. Es ist so seltsam. Wenn ich's läse, würde ich's nicht glauben. Das ist konstruiert, würde ich sagen. Aber es ist doch wahr. Ja, denken Sie sich, Eveli, ich liebe jetzt eigentlich zwei.“

„Zwei?“

„Ja. Bist doch, das wissen Sie ja. Und das ist auch gar nicht weniger geworden. Im Gegenteil, ich glaube, ich liebe sie jetzt viel reiner und stärker noch, es ist alles viel geklärt, seit ich die andre auch liebe.“

Eveli wollte fragen: Welche andre? und — wußte es im selben Augenblick. Es ging ihr mitten durchs Herz wie ein rascher Stoß, so daß sie stehen blieb und einen Moment die Luft verlor. Er stand auch still, mitten auf dem Trottoir im flutenden Menschenstrom.

„Ja, Eveli — natürlich bist du es. Das weißt du ja auch. Das versteht sich ja ganz von selbst. Das geht ja auch gar nicht anders.“

Eveli zog tief die Luft ein. Sie schüttelte ganz verwirrt den Kopf. Das war ja alles wie ein Traum!

Im Weitergehen zog er ihre Hand durch seinen Arm.

„Eveli, es ist ja so ganz fürchterlich geworden. Zum Zerreißen lieb hab' ich dich. Ich sehe bloß dich noch, wo ich gehe und was ich auch tue. Es ist wie verhext, rein toll, Eveli. Aber im Grunde ist's doch wieder eine ganz selbstverständliche Geschichte, findest du nicht? Unnatürlich, wenn's anders wäre. Wir gehören doch zusammen wie eins. Du, Eveli, sag was, ich muß deine Stimme hören.“

„Peter, ich hab' solche Angst. Das geht ja doch gar nicht.“

„Das geht nicht wegen Lisi, meinst du. Ach du, das ist ja eben das Wunder! Das geht sehr gut! Du denkst, einer von euch kriegt zu wenig. Nein, nein, das ist's ja eben! Das eine Gefühl stärkt und hebt das andere. Ich bin mit einem Male so unermesslich reich. Ich möchte mir das Herz herausreißen und es euch beiden zeigen, daß ihr es glaubt!“

Eveli wurde mit hingerissen. In ihrem Herzen hob an und sang und klang eine brausende Melodie. „Aber das ist ja eigentlich wundervoll!“ rief sie außer sich.

„Das ist's auch. Es ist ein Glück, vor dem man beinahe erschrickt. So viel Glücksfähigkeit, siehst du! Ich hätte mir das vorher gar nicht zugetraut. Und das Bewußtsein, euch beiden zu genügen, euch beide glücklich zu machen, ihr zwei wunderliebe Frauen!“

Eveli sah ihn strahlend an.

„Ich weiß gar nicht, wo ich bin, was das mit mir geworden ist. Ach, Peter, Peter!“

Sie hatten sich an der Hand gefaßt, gingen miteinander durch die abendhellen Straßen, hin und her, wandernd wie zwei Kinder in die weite, weite Welt. Er fühlte kaum das schwere Bücherpaket im linken Arm, und noch weniger fühlten sie das schwere Paket von all des Lebens notwendigen Dingen, das da schon für sie bereit lag und wartete, wie sie es wohl aufpacken und tragen würden. Wie von aller Erdschwere gelöst war ihr junges, sehr junges Glück.

Dieser Kindertraum dauerte an. Sie kamen auch oben bei Tante Auguste zusammen, und sahen sich wie zwei Episkuben in die Augen. Gerade die Heimlichkeit war so besonders süß und entzückend. Wie ein leeres Scheinbild kam ihr alles vor, was sie früher Liebe genannt hatte. Auch das Erlebnis mit Paul Passow war doch bloß Kinderei gewesen. Ihre Gespräche so flach, all ihr Wesen miteinander so trivial, so gekünstelt. Sie glaubte jetzt überhaupt gar nicht mehr an ihre damaligen Gefühle. Sie hatte sich alles ja nur eingebildet.

Welch ein Miteinander aber war das mit Peter! Alles, was sie bewegte, besprach sie mit ihm, es hatte die ganze Schönheit der Kameradschaft und dabei den Zauber der Liebe. Es war so, als könne es auf der ganzen Welt so ein Glück nicht wieder geben. Eveli glaubte nicht daran, daß andre Menschen so etwas auch nur kennen könnten. Oft sprachen sie von Lisi, schrieben ihr gemeinsame Ansichtspostkarten, nannten, wie in lauter Liebesüberschwang für sie, immer wieder ihren Namen. Auch Eveli meinte sie schon zärtlich zu lieben.

„Wenn Lisi doch hier zwischen uns säße, sie würde sich mitfreuen!“

„Wir müßten einen ordentlichen Kontrakt aufsetzen, Peter, über dich.“

„Ja. Mich in zwei Teile zerlegen. Damit keine von euch zu kurz kommt.“

„Nein, keine darf zu kurz kommen. Das wird ein Rechenkunststück, Peter.“

„Ei ja, das wird's, Eveli, aber aufgehen muß es.“

„Nun gewiß. Eins geteilt durch zwei — gibt — na sage.“

„Doppelt.“

„Ja, ja, doppelt. O, wäre Lisi doch erst hier, daß ich es ihr vorrechnen könnte!“

Nur manchmal, mit der Zeit, klang wie von fernher, leise und dumpf, ein schwerer Ton in ihr Getändel. Eine plötzlich vorbeisliegende Angst. Wie wird es werden? Und wenn sie es nun nicht versteht?

Aber sie verscheuchten die Schatten immer wieder mit süßen, hohen Worten von Herzenskraft und Glücksfähigkeit.

Ihre Liebe zur Malerei hatte Eveli in dieser berausenden Zeit vergessen. Sie ging noch in die Museen, aber mit träumenden Blicken. Sie sah eigentlich nichts.

Eines Tages kam Peter etwas hastig auf Eveli zu, sah sie mit einem seltsam starren Blick an und sagte: „Morgen kommt Lisi hierher zu ihren Verwandten.“

„Morgen schon!“ fuhr es Eveli wie im Schreck heraus. Dann wie mit einem Ruck sammelte sie sich. „Das ist schön, Peter; nun sind wir wirklich drei.“

„Ja, ja — drei —“ wiederholte er mechanisch.

In dieser Nacht schlief Eveli sehr unruhig. Es war eine sonderbare, fremde Angst in sie geraten. Wirre Träume quälten sie. Am Morgen fuhr sie mit einem Schreckgefühl auf. Was stand ihr bevor —?

Ach so — Lisi!

Schwer und langsam strich der Tag vorüber, und dann wieder erschreckend schnell war er herum. Als der Abend kam, an dem Peter sie herbringen wollte, ging sie wie im Fieber umher. Ihre Zähne klapperten ihr vor innerem Frost.

Um halb acht kamen sie.

Sie hatte sich Lisi so oft vorgestellt, und nun sie sie sah, war sie doch ganz anders. Es lag etwas rührend Bartes auf ihr, ihre Erscheinung war fein und apart. Das starke hellblonde Haar belastete förmlich den schmalen Kopf. Im ersten Moment vergaß

Eveli alles, was sie gequält hatte, ging mit ausgestreckter Hand auf sie zu. Da fiel ihr Blick auf Peter, der halb hinter Disi stand, und der mit einer sichtlich Spannung dieser Begegnung zusah.

Und das ernüchterte sie jählings. Ihr wurde kalt am Herzen. Der Blick, den Peter mit ihr tauschte, nahm ihr plötzlich die Harmlosigkeit, ließ sie sich in geheimem Einverständnis mit ihm fühlen. Wie fürchterlich quälend das auf einmal war! Der ganze Abend stand unter diesem Druck. Ihr schien plötzlich, als sei alle Herrlichkeit und Hoheit ihres Liebesbundes weggeschwunden, und nichts als die lahle Frage einer selbstsüchtigen Spielerei, einer rücksichtslosen Unwahrhaftigkeit grinsete sie an.

Sie sah, Disi war vollständig ahnungslos. Ihr ganzes, süßes, stilles, vertrauendes Wesen gegen Peter zeigte das. Eveli mußte sich vorstellen, wie sie aussehen würde, wenn sie's ihr sagten —

Eine dunkle Blut stieg ihr in die Wangen, so daß sie sich abkehren und eine Beschäftigung vorschützen mußte. Sie sah es plötzlich vor sich, als wär' es schon geschehen.

„Ihr liebt euch — — dann will und muß ich gehen.“

Eine Disi verstand dies Kunststück zu dreien nicht.

Eine große Angst packte Eveli, Peter werde ihr auf dem Rückweg etwas sagen. O nein, das ging um alles auf Erden nicht! Er könnte sie damit töten. Sah er denn nicht, wie zart sie war! Der durfte man nimmermehr weh tun! Das mußte sie ihm auf alle Fälle heute noch zuflüstern, ehe er ging.

Seine heimlichen Blicke, die er ihr bedrückt und vielsagend zuwarf, quälten sie nur. Beim Abschied, eben als Disi voran hinausging, packte sie ihn am Armel, raunte ihm zu: „Sage ihr nichts!“

„Nein, nein —“ wehrte er ab, mit sonderbar scheuem Wesen. „Komm morgen früh an die Theaterrede, wir sprechen zusammen.“ — — — In dieser Nacht kam Eveli sich vor wie eine schlechte Komödiantin. Ihr ganzes Liebesglück sah plötzlich anders aus. Was hatten sie sich gedacht? Wie sollte das werden? Was sollte Disi, die ihr ganzes Leben auf Peter baute, mit diesem launischen Zauberstückchen anfangen: Halb ist doppelt? Mußte es ihr nicht wie lauter Hohn und Grausamkeit erscheinen? Und wenn sie nun fragt: Was wollen Sie eigentlich? Wollen Sie ihn auch heiraten? Ja, was hatte sie gewollt? Die Gegenwart, weiter nichts. Disi lebte aber nur für die Zukunft. Ihr armes ödes Jetzt war auch nicht des Dafürlebens wert. Und dann die große, die alles vielleicht umstürzende Frage: Kann denn Peter zwei lieben? Redet er es sich nicht doch nur ein? Er, der soviel mit flüchtigen Bildern spielt?

Und ich, und ich habe dann Lissi seine Liebe geraubt und ihr Leben zerstört — —

In Dualen wand Eveli sich im Bett, die ganze Nacht. Der Schlaf kam immer nur minutenweise. Dann saß sie wieder aufrecht, in der stummen Dunkelheit, würgende Angst im Herzen.

Ach, wer hilft mir, wer rät mir? Keiner, keiner, nur ich allein.

Am andern Morgen war sie früh unten. Sie stand im kalten Winde an der Ecke; eine halbe Stunde lang, ehe er kam. Die Welt war öde und kalt. Es war seit gestern abend etwas in Schaum zerflossen — ein schöner Traum.

Er kam, so blaß wie sie. Als sie ihn sah, war ihr plötzlich zumut, als sähe sie einen Knaben, dem gegenüber sie alt und erfahren war. Als müsse sie ihm die Stirn streichen, ihn mütterlich zur Ruhe sprechen.

„Peter,“ sagte sie leise, „es geht ja nicht.“

Er sah sie an. Die Farbe wechselte auf seinem Gesicht. Sie hörte seine Zähne knirschen.

„Weißt du es denn?“ fragte er heiser. „Es war wieder ein Stück von mir, Eveli. Ich habe mich jämmerlich überschätzt. Nein, es geht nicht. Was sollen wir tun?“

Und da er sie ansah, so hilflos wie ein richtiger Junge, war es ihr plötzlich, als werde sie mitten auseinandergerissen. Alles, was gewesen war, warf sich noch einmal auf ihr Herz, warf den hohen, stolzen Entschluß dieser Nacht beinahe um. Aber inmitten des Wirbels hielt sie krampfhaft, beinahe besinnungslos den einen einzigen Gedanken fest: „Ich muß! ich muß! ich muß!“

Und aus dem heraus stieß sie hervor, blaß, mit geschlossenen Augen: „Aus, Peter, es ist aus. Es war alles Unsinn und verkehrt. Komm nicht wieder! Verreise! Ich will auch nach Hause. Schütze Lissi. — Es ist — es ist —“

Sie wußte nichts mehr. Sah ihn nicht mehr an. Wandte sich um und stürzte die Straße hinunter, ihrem Institut entgegen.

* * *

Es war doch ein starkes Stück Leben gewesen. Das fabrige Kinderherz kostete zum ersten Male den herben Trank Selbstüberwindung. Wie wohl der dem Menschengelüt tut! Man fühlt plötzlich die eigene junge Kraft, da wo vorher nur Wunsch und Abhängigkeit und hilflose Weichheit gewesen ist! Es geht wie ein Rud, ein Zug durch den ganzen Menschen. Man geht unwillkürlich gerader, blickt stolzer, fühlt freier. Man ist mit

einem Male etwas, man spürt das Wachstum in sich, die Hand liegt am Steuer. Ich kann — ich will!

Es ist doch mehr als Rausch. Wenn der Rausch verfliegt — dies ist doch noch da. Es strömt und klopf gerade in den stillsten Stunden, ja in den nüchternsten Stunden.

Dann ist auch der Schmerz da. Aber der Kampf mit ihm ist so stolz, so hart. Es kommen eiserne Kräfte ins Blut. Man kann plötzlich.

Man fühlt das Leiden, man knirscht darunter. man weint. Aber man will es! Möchte es nicht entbehren. Es gehört hinein in diesen neuen Stand.

Man fühlt auch das stolze und harte Geheimnis des Lebens: Es geht nicht immer so, wie unsre Wünsche fliegen. Warum nicht? Ja, da finde du nur die Wurzel dieser tiefen Gesetze, die Menschen scheiden und Menschen verbinden. Stolz ist es doch, in diesem Kampf zu stehen.

Eveli hatte Peter Plot kein einziges Mal wiedergesehen. Tante Auguste wunderte sich, daß er plötzlich auf Reisen gegangen war. Da wußte sie, daß er ihren Entschluß im eigenen Herzen billigte.

Es war gut, und war doch wieder bitter weh.

Ach, es trägt nicht jeder Tag sein goldenes Diadem an der Stirn. Schlappe, müde, weiche, bange Tage kommen. Dann liegt die Last plötzlich da, sieht einen stumpf und öde an. Ja — warum schleppst du mich eigentlich? Das ist ja alles konstruiert! Warum zerbrichst du dich eigentlich selbst? Wofür? Für ein Phantom der Pflicht vielleicht nur!

Da grinst einen der ganze Kampf so albern an, so zurechtgestellt, so unwahr.

Und der schöne Himmel ist eingefallen mit allen seinen Sternen.

* * *

Die Kunst half ihr nichts. Ihr eigenes Schaffen blieb so sehr hinter ihren Erwartungen zurück. Sie sah es an der Tante, wie voll Selbstverständlichkeit, voll Kraft, voll Ruhe deren Schaffen war.

Sie zeichnete jetzt in ihrem Atelier mit nach lebenden Modellen. Es war wohl ihr eigentliches Talent, das Köpfemalen, sie traf auch Ähnlichkeiten. Manchmal war sie ganz versenkt und froh. Dann blickte sie auf die Staffelei der Tante, und ein jäher Born, ein milder Überdruß am eigenen Arbeiten erfaßte sie. Sie verglich, wollte noch etwas herausfinden, versank dann gleichsam wie in ein tiefes schwarzes Loch.

Am ganzen Leibe bebend vor Enttäuschung legte sie Kohle oder Pinsel fort. Sie mochte nichts sagen, aber Tränen steckten ihr im Halse.

Wenn sie auf Tante Augustes Arbeit sah, war es immerfort, als müßte sie sagen: „Ach so! Ja, ja! das habe ich ja noch gar nicht bemerkt!“ Denn so war es. Unzähliges war ihr entgangen, kleine Lichtfeinheiten, ganz ausdrucksvolle Schattenerlagerungen hatte sie nicht einmal gesehen. Achlos darüber hingewischt. Oft war vielleicht eine Art Ähnlichkeit bei ihr herausgebracht, aber so grob, so äußerlich. Das von innen Herausleuchten, das Tante Auguste bei jedem Droschkentutscher, jedem Gassenkind festhielt, das fehlte bei ihr.

Ein paarmal versuchte sie sich Hilfe zu verschaffen. „Tante Auguste, sag's mir, woran es fehlt.“ Aber die Tante konnte das so schlecht. Sie war nicht zur Lehrerin geboren. Mühe gab sie sich dann wohl, aber Eveli hatte nichts davon.

„Ja, sieh, Eveli, dies hier hast du zu einförmig gemacht, dies muß mehr Schattierung haben.“ Sie zeichnete dann mit ein paar starken Strichen in Evelis Bild hinein, und der dumme Kopf begann unter ihrer Künstlerhand plötzlich zu leben. Eveli stand dahinten, das Blut stieg ihr zu Gesicht, sie konnte vor andrängenden Tränen nicht sprechen.

Sie bemühte sich dann beim nächsten Male zu sehen, und es ging auch besser. Aber immer, statt ihr zu helfen, quälte sie die Nachbarschaft der reifen Künstlerin. Es war eine Ungeduld und ein Verzagen in ihr, daß sie sich oft morgens beim Erwachen graute, wenn sie an ihre Arbeit dachte.

Nein, ihre Kunst, die half ihr nicht. Ja — war es denn noch eine Kunst —?

— — — Da ergriff sie eine unendliche Sehnsucht nach Hause. Alles hier quälte und ängstigte das franke Herz. Ach, könnte sie davonlaufen, sich ausruhen, sich ausschlafen im stillen Heimatshaus! Könnte sie Pappas langen Bart erst wieder sehen, Mamas kleines, unsicheres Lächeln — sich erholen und vergessen alle Dual, allen Irrtum, alle Schuld. Das ganze Leben noch einmal von vorn anfangen.

Was wird Tante Auguste sagen? O es tut weh, die Enttäuschung, auch wohl die Geringschätzung in ihrem Gesicht zu sehen. Das muß durchgemacht werden. Liebe, liebe Tante Auguste, du Starke, Gute, Weltfremde — wüßtest du, daß auch ich einmal stark gewesen bin in dieser großen, wirren Zeit bei dir!

Sechstes Kapitel

In Möllentin aber wurde sie schlecht empfangen.

Zwar die immer gute Mama hatte frischgebackene Kuchen auf dem Tisch, und die Stuffedede, die sie selbst in Fräulein Dachsteigers Schule gestickt hatte, lachte sie so freundlich an, vom Pferdestall kam ein bekanntes Schnaufen, alles war so lieb und vertraut, nur der Vater war bitterböse auf sie.

Die Mama hatte, als ihr Brief eingelaufen war, schon genug böse Stunden gehabt. „Das ist so die richtige Weibermode, etwas anfangen und dann wieder hinschmeißen. Nun ist sie ein halbes Jahr da, nun auf einmal hat sie kein Talent. Siehst du wohl! Wer wollte immer so hoch hinaus mit der lieben Tochter? Berühmt werden womöglich, was? Nun hat man sie wieder da, und den Spott der Leute dazu obendrein. Konnte sie nicht ein Jahr aushalten? Nein, ich behalte sie jetzt nicht hier!“

Frau Doktor war in großer Angst. Ach, was Hans nun wohl wieder anstellte! Ja, wenn er ein modern denkender Mensch gewesen wäre, dann hätte sie ja ganz einig mit ihm sein können. Daß es mit dem Malen nicht ging, war auch für sie eine unendliche Enttäuschung. Aber sie durfte es sich vor ihm doch nicht merken lassen.

Was er nun wohl mit Eveli anfangen wollte! Wenn ihm irgend etwas quer ging, dann war er nachher um so eigensinniger. Jetzt wäre es ja an der Zeit gewesen, irgend etwas andres zu probieren. Das Studium vielleicht noch. Aber daran war natürlich gar nicht zu denken. Ach, was er nun wieder vorbringen mochte!

Es kam eine schlimme Zeit für Mutter und Tochter.

Eveli wurde behandelt, als wenn sie das Brot nicht verdiene, das sie aufesse. Immerfort gab's höhnische Seitenbemerkungen. Sie war ganz demütig, ganz klein, wollte so gern hier zu Hause nur still sein und herumgehen dürfen. Aber der Doktor ließ ihr keinen Frieden; er war in einer Laune, wie er sie nur etwa alle zwei Jahre einmal bekam, dann hielt sie aber vor.

Wenn sie nun wenigstens als verlobt zurückgekommen wäre! Aber nichts, reinewegs nichts, keinen Profit von dieser ganzen dämlichen Geschichte. Geld verplempert und die Zeit abgefressen, nutzlos wie eine alte Henne. Womöglich noch wieder unpraktische Liebesgeschichten gehabt, die ihr das sogenannte Herz brachen, bei denen sie die Gemeierte war. Denn darauf deutete er die tiefliegenden Augen, die dünn gewordenen Backen — nicht auf Abarbeitung.

Solche Sachen passen allenfalls noch in die Tanzstunde, nachher hat das aufzuhören. Ein Mädchen, das sich zu oft kniden läßt, verliert den äußeren und den inneren Kredit. Fröhliche, unbeforgte, gesunde Weiber brauchen wir, das gibt Mütter, die was zuwege bringen.

So ungefähr brustelte er vor sich hin in den Bart hinein. Wer ihn verstehen wollte, verstand ihn schon. Jedenfalls war der Umgang mit ihm in dieser Zeit nicht sehr erquicklich.

Eines Morgens kam er mit einem Brief herein. Er sah schon wieder etwas menschlicher und zugänglicher aus. Aber das Schlimme kam nach.

„So, Eva,“ sagte er, setzte sich krachend in seinen Stuhl, legte den Brief auseinandergefaltet auf den Tisch und schlug mit der Hand darauf. „Im Sommer fährst du zu den alten Schlid's nach Löpensee.“

„Nach Löpensee!“ schrie Frau Doktor Magnussen ganz entgeistert. „Aber lieber Hans! In die Einöde! Zu Onkel Traugott! Zu den alten Leuten!“

„Es sind auch junge Leute da,“ sagte der Doktor und war mit einmal wieder der alte gemütliche, ein bißchen böshafte Rübezahl. „Soll ich sie dir aufzählen? Werner —“

„Der ist so gut wie schwachsinzig, Hans.“

„Adolf mit der langen Nase —“

„Ich bitte dich, der ist mehrfacher Familienvater, hat schon selbst einen Sohn, der studiert —“

„Eben. Dann Ottomar —“

„Ja, aber lieber Mann, was willst du mit all denen? Ottomar praktiziert in Halle, soviel ich weiß, Adolf ist auch nicht einmal im selben Ort. Die alten Kirchenrats wohnen ganz allein in diesem öden Dörfchen —“

„Und Tante Marie Schlid ist eine vorzügliche Hausfrau. Trotz ihres Alters. Sie ist sechsundsiebzig, aber ein Muster an Mührigkeit. Ich kenne sie doch von früher her. Ein Wirtschaftstalent hat sie, Frau, und ein Talent zum Anlernen von dummen Bälgern — großartig. Was hat sie aus ihrer eigenen Eugenie gemacht, wie die jetzt das große Pensionat in Dresden leitet. Nein, es ist jetzt schon alles abgemacht, Eveli kommt auf ein volles Jahr nach Löpensee. Da hat sie was davon fürs Leben.“

Frau Doktor Magnussen zeigte ziemlich zum erstenmal so etwas wie Würde, ihrem Hans gegenüber. Sie stand auf und sagte, zwar mit zitternden Lippen, aber leidlich ruhiger Stimme: „Wollen wir das nicht lieber unter vier Augen besprechen, lieber Hans?“

Der liebe Hans stand auch sofort auf.

„Ja, Berting, wenn dir das angenehmer ist. Aber viel ändern wird's nun wohl nicht mehr daran, nicht?“

Das langgestreckte Pfarrhaus mit all seinen Giebelstuben und Kammern war bis unters Dach voll, als Eveli eintraf. Auf der Station in dem Städtchen hatte ein klappriger Stuhlwagen sie abgeholt, ein Gestell, auf das schwarzbelederte Schwebebänke angeschnallt waren. Es war aber so übermäßig besetzt, daß nach vielem Hin- und Herprobieren Evelis Koffer einfach da-bleiben mußte. „Den hole ich morgen mit dem Milchwagen,“ sagte tröstend ein hochblonder Tertianer, auch irgend so ein Schlicdjunge, der den Kutscher machte, denn ein wirklicher war nicht zu sehen.

Neben ihm drängte sich auf dem Bod die eine seiner glattköpfigen Schwestern und ein baumlanges, schlafiger und verlegener Student, auch ein Schlicd, aber ein Nefse, der eben mit seiner Mutter, Tante Ernestine, einer Frau Präpositus aus Kuterow, in demselben Zuge wie Eveli angekommen war. Mit dieser und zwei weiteren glattköpfigen Schwestern des Tertianers mußte Eveli die hintere Bank teilen. Es ging nur, indem sie das Jüngste auf den Schoß nahm. Vor ihnen auf dem Leder stand der Handoffer von Frau Präpositus, denn sie hatte vor, nur drei Tage zu bleiben. Ihr „Ewald“ allerdings werde seine ganzen Ferien in Löpensee verbringen.

Der Tertianer fuhr, wie Tertianer, die plötzlich zum Kutscher avanciert sind, eben fahren: teufelsmäßig. Sowie man aus der höderigen kleinen Stadt heraus war, ging das wilde Jagen los. Alles kreischte, hielt sich an den Seitenlehnen fest. „Über Gottlieb! aber Gottlieb!“ gellte es. „Gottlieb, du sollst doch nicht so jagen!“ schrienen seine Schwestern. „Warte, wir sagen es Großpapa.“

„Haltet den Rand!“ warf der Rothemühte höflich über seine Schulter. „Ich weiß Bescheid mit den Pferden, ihr versteht's nicht.“

Nach fünf Minuten war Gottliebs Herrlichkeit so wie so zu Ende. Der Wagen bog von der Chaussee ab in einen weichen sandigen Landweg. Die Hufe versanken, noch einmal schlug einer klingend an einen Stein, eine Staubwolke umhüllte den Wagen, dann ging's im Schritt. Gottlieb schnalzte, riß an den Bügeln, peitschte, nach einem kurzen Anlauf verfielen die Pferde wieder in Schritt. Es waren kräftige, gutgenährte Landgäule, aber von der starken Sommerarbeit etwas mitgenommen und überhaupt an eine recht gemäßigte Gangart gewöhnt.

„Hier muß man langsam fahren,“ sagte Gottlieb großartig, als sei dies sein souveräner Wille, steckte die Peitsche ein und ließ die Zügel schlapp hängen, wie er es bei Großvaters altem Knecht sah, der augenblicklich sein Vorbild darstellte.

„Nein, diese Jungens!“ stöhnte Frau Präpositus Schlid. „Ich begreife meinen Schwager nicht, daß er ihnen die Pferde überläßt. Er ist doch manchmal zu sorglos. Alle seine Knochen kann man zerbrechen dabei, sein Genid gleichfalls. Ich hatte schon Angst, sagte unterwegs schon zu Erwald: Wenn Dunkel doch nur den alten Much schiden wollte. Ich kenne schon die herrlichen Fahrten in diesem Genre.“

Ganz empört rückte sie ihren schiefgerutschten Rapotthut gerade.

Eveli war ganz rot vor Lachen. Sie hatte das Blondköpfchen im weißen Strohhut förmlich umkralen müssen, daß es ihr bei den Stößen des dahinschlingernden Wagens nicht hinausflog. Jetzt fing die Tante Ernestine an, eine Familienrundschau mit ihr durchzumachen.

„Wie geht's den lieben Eltern? Ist Mama immer noch so mager? Lieber Gott, fünfzehn Jahre ist's her, daß man einander nicht gesehen hat. Und wir sind doch immerhin Verwandte. Meiner Schwester Schwägerin ist deine Großmutter. Verstehst du? Sie heiratete sehr jung einen Magnussen, Otto Magnussen. Dessen ältester Sohn ist dein lieber Vater.“ Und so ging es noch eine ganze Weile fort.

Eveli tat, als ob sie alles wisse. In Wirklichkeit ging ihr diese ganze Verwandtenwirtschaft, um die sie sich nie gekümmert, die sie immer nur als ein fernes, verschwommenes Draußen empfunden hatte, bunt durcheinander.

Dann sollte sie noch Rede stehen über Tante Auguste und das „Künstlerleben“ dort. Es klang mißbilligende Neugier aus der Frage. Sie versuchte, um der Unterhaltung auszuweichen, ein Gespräch mit den kleinen Mädchen anzuknüpfen. Es ging aber noch ziemlich schlecht damit.

Der Weg ging immer zwischen flachen Feldern hin. Die geringste Bodenwelle schloß den Horizont ab. Man sah nichts vom Meer, aber man schmeckte schon den Salzwind in der Luft.

„Ewig ist doch hier Wind!“ klagte die Tante und rückte wieder ihren Hut gerade. „Gesund ist's ja, aber angenehm nicht. Sieh mal, wie die Bappeln da drüben an dem kleinen Gehöft schon alle schief gewachsen sind. Das kommt, weil hier immer Westwind weht. Nein, leben möchte ich hier nicht. Da ist's doch in Ruterow interessanter. Nicht, Erwald?“

„Ja, Mutting.“

„Denk dir das mal aus, Eving, hier immer im Winter herumzulaufen. Das wird dir noch reichlich über werden. Aber gesund ist es ja in jeder Beziehung.“

Jetzt kam die Stelle, von der ab der alte Much immer rascher zu fahren beliebte, da das Dorf in Sicht kam. Die Pferde fielen plötzlich ganz von selber wieder in Trab. Gottlieb zuckte eilfertig an den Zügeln und nahm eine stolze Stellung ein.

Es waren zum Teil ganz stattliche Bauernhöfe, daneben verhödte Lehmhüttchen, zwischen denen die verandete Dorfstraße durchführte. Hinter der Kirche, in Fachwerk gebaut, ein niedriges langes Haus mit überhängendem Dach, ein klein wenig aus der Reihe zurückgerückt, aber lahl und flach an der Straße gelegen, stand das Pfarrhaus. Als der Wagen vorkippte, wurde mit lautem Geklingel die Haustür aufgerissen, und ein Gewimmel von Köpfen erschien, ein Durcheinander von Stimmen erscholl.

„Ach herrje, da kommt man wieder gehörig in die Unruhe hinein,“ hauchte die Frau Präpositus ihren letzten Stoßseufzer aus, ehe sie von dem hohen Wagengestell, zu dem hinauf sich ein Duzend Arme streckten, hinunterkletterte.

„Guten Tag! Guten Tag! Ihr kommt aber spät! Gottlieb hat wohl umgeschmissen. Ist das Eveli? Na, gib mir einen Kuß, ich bin dein Onkel Adolf. Und ich dein Onkel Ottomar. Und ich auch! Du auch, Ottomar, Mensch? Hahaha. Macht das Kind doch nicht wirrig. Komm zu mir, Kleine. Ich bin die Tante Mathilde, die Mutter von den ungezogenen Jungens. Dem Gottlieb, der euch gefahren hat, und dem da, mit der Hakennase. Kennst du mich noch? Ich hab' dich gesehen, als du sieben Jahr alt warst, so alt wie jetzt Unga. Hat dich Unga auch nicht gedrückt, nein? war sie artig? Guten Tag, liebe, liebe Tante Ernestine, entschuldige nur, aber das Kind —“

„Erlaube mir, mich vorzustellen. Ich bin dein Cousin Adolf.“

„Ach, der Bruder von Gottlieb?“

„Derjelbe. Donnerwetter, du findest dich 'raus. Derjelbe Schlag, was? Nur daß auf meiner Seite noch mehr Vertrauenswürdigkeit steckt als bei meinem windigen Brüderchen. Wenn du also —“

„Höre nicht auf das Gequassel, Evingen. Weißt du noch, wer ich bin? Ottomar nämlich. Brauchst nicht Onkel zu sagen. Erlasse ich dir. Jetzt bringe ich dich aber erst mal zu Mutter. Entschuldige, aber es führt kein anderer Weg zu ihr, als in die Küche.“

Ein großer junger Mann mit einem Aneifer hielt den fideleu Ottomar am Armel fest. „Bitte, willst du nicht gleich —“

„Ach so. Meinetwegen. Auch das. Also, Evchen, erlaube, daß ich dir meinen Freund und Kollegen aus Halle, Doktor med. Heinrich Cordes, vorstelle. Dies ist also Eveli Magnussen, Heiner. Ich nehme sie gegen jeden Angriff in Schutz.“

Eveli erwartete auch von dem Fremden ein übermütiges Spakwort, aber es kam keins. Er verbeugte sich nur stumm und etwas steif.

Hinter all dem Gelärme erschienen jetzt still und mit behaglich gültigem Lächeln die zwei alten Leute, das Elternpaar des Hauses. Die Großtante war eine feine alte schmale Frau mit schneeweißem Scheitel. Eine weiße Haube, hinten mit einem schwarzen Spizentüchlein, umrahmte ein weißes Gesicht mit großen, tief-liegenden, stillen Augen. Unter dem Kinn schloß die Haube in einer breiten weißen Spizenschleife.

„Du gutes Kind!“ sagte sie. „Was machen sie mit dir für Lärm. Bist du ganz bange? Komm, gib deiner alten Großtante einen Kuß. War deine Reise schön? Was machen die lieben Eltern? Ach, mein gutes Berting, gehorcht ihr jetzt der Papa ein bißchen besser? Noch nicht? Nein, nein, mein lieber Alter hier kann's auch immer noch nicht und ist schon achtzig Jahr! Da, gib ihm auch einen Kuß, mußt aber laut mit ihm sprechen, er hört ein bißchen schwer. So, Greting, wo bist du? Sieh doch mal nach, ob alles gedeckt ist. Ihr werdet alle hungrig sein.“

„Du Vater!“ sagte Ottomar laut, „hier ist also das sogenannte Eveli —“

Der alte Mann hatte eine lächerlich große Hornbrille auf der Nase, schlohweißes dünnes Haar und weiße Bartstoppeln im vermitterten braunen Gesicht. Jetzt riß er die Brille ab, und es waren gar keine verstudierten, verträumten Augen dahinter, wie Eveli gedacht hatte, sondern leuchtendblaue, lebendige, mit einem scharfen Blick.

„Ja, ja,“ sagte er, „ich bin schon etwas schwerhörig, mein' Tochter, und wenn Miekling auch immer sagt, die Bande macht einen Lärm, daß die Mauern von Jericho umfallen müßten, so weiß ich doch oftmal's nichts davon. Aber schreien brauchst du nicht. Gucl mir man ordentlich in die Augen, dann versteh' ich schon. Also du bist das Dirning von dazumal. Kommst du denn gern her?“

„Ja, Onkel Traugott, sehr gern!“

„Bist auch kein piepfiges Stadtgör, nein? Magst auch den

Wind und den Salzgeruch gern? Hilft auch mal bei den Rühen, wenn's nötig ist, ja? Was Mieling in der Küche mit dir macht, da hab' ich keine Sorge. Ja, wird's gehen? Auch mal bei Sturm und Regen, so recht im Novemberwetter, ein paar Stunden mit mir zur Küste laufen, ja?"

Evelis Augen leuchteten.

"Das wird das Allerschönste!" rief sie.

Er lachte ein kleines behagliches Lachen. "Das ist auch unser Schönstes," sagte er dann, und es kam eine leise Bewegung in seine Stimme. "Zu uns hier spricht unser Herrgott noch ganz besonders deutlich. Das hat schon mancher und manche hier gemerkt." —

* * *

Bei Tisch war man sechzehn Personen stark.

Die lange Tafel stand in einem kahlen Zimmer, das auf den Wirtschaftshof hinausführte. Nur ein braungestrichenes Büfett aus Tannenholz, eine Anrichte, ein hartes, heuliges Sofa und ein Klavier befand sich noch im Raum. An der Wand hingen ein paar alte häßliche, aber interessante Ölbilder von Berüdenherra mit ihren Frauen, alles Schlicks aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, Ratsherren und Pastoren. Es war eine feierliche Gesellschaft. Dazwischen vollkommen ungeniert eingerahmte billige Ölbrude, irgend ein Genrebildchen in wertloser Reproduktion, das eines der Kinder oder Enkel aufgesehen und als besonders schön herangeschleppt hatte.

Um den Tisch herum war ein vielwogiges, buntes, unruhiges Bild. Frau Mathilde, bis dato die einzige Schwiegertochter des Hauses, hielt nur mit einem großen Aufwand von Blicken und Fußlösen unter dem Tisch den Übermut ihrer fünf Kinder, besonders bei den beiden großen Jüngern, zur Not im Zügel. Auch Anka und Mi, die auf der Fahrt so artig gewesen waren, als könnten sie nicht bis drei zählen, waren jetzt wie von einer unhaltbaren inneren Lust befallen, zu kichern, Löffel mit Gellirr fallen zu lassen und aus irgend einer verborgenen Ursache plötzlich aufzuquiechen.

Eveli saß zwischen Ewald Schlick aus Ruterow, der vor Verlegenheit nicht einen ganzen zusammenhängenden Satz sprechen konnte, und dem lustigen Onkel Ottomar, der Assistenzarzt in Halle war und unaufhörlich auf sie einschwappte, so daß ihr auch für den andern gar keine Zeit geblieben wäre. Hinter Ottomars Rücken versuchte beständig der neugebadene Student Adolf Schlick junior sich mit ihr in Verbindung zu setzen. Dieser

flotte und flugblidende Junge hatte die Familiennase der Schlicks in gerader Linie geerbt. Man sah ihren kühnen Haken schon auf den alten Ölbildern, dann in Onkel Traugotts verwittertem und verschrumpftem Gesicht; Adolf senior hatte sie in hohem Maße, und dessen ältester Sohn trug diese Zierde auch. Gottlieb schien sich daran vorbeigedrückt zu haben, er war hübscher als Bruder und Vater, sah aber weniger flug und, wie Eveli es in ihrer Badfischsprache nannte, weniger scharf aus.

Den Ruhepol in diesem Trubel bildete das obere Ende des Tisches. Tante Ernestine aus Ruterow hatte den äußersten Ehrenplatz und nahm ihn mit großer Würde ein. Da sie es aufgeben mußte, sich in eine vernünftige Konversation zu vertiefen, bei dem Stimmengewirr, das bei der schlechten Akustik des großen kahlen Zimmers noch mehr durcheinanderhallte, als nötig war, saß sie stumm und gerade, und ihre kühlen Augen grasten die beiden Tischreihen ab. Rechts von ihr auf Evelis Seite saß des Hauses Mutter, die Eveli nun gar nicht sehen und noch weniger hören konnte. Dagegen die blauen Augen des alten Kirchenrat Schlick leuchteten von drüben her. Er sah nicht aus, als ob er schlecht hören könne, sondern als ob das Getöse und Geschwirre seines jungen Stammes ihm eine absonderliche Lust und Vergnügung bereite. Trotzdem war es, als ob in seiner kleinen eingefallenen Gestalt sich inmitten all des Lärmes eine wunderliche Stille konzentrierte, die in aller Heimlichkeit und Verstohlenheit doch dies laute Getriebe als Unterton durchzüge und beherrsche.

Laut war es auch ganz unten, wo ein dides ältliches Fräulein, die Stütze, saß, und sich ohne die geringste Rücksicht auf die übrige Tischgesellschaft mit Onkel Werner, einem graubärtigen, sehr einfachen Mann in brauner Joppe, wegen der beiden Dienstmädchen zankte, die er heute beim Heueinfahren haben und die sie nicht hergeben wollte.

Da sagte oben der alte Kirchenrat, mit seinem Löffel auf die beiden deutend, zu seiner Frau: „Mieling, was haben die mal wieder zusammen?“

„Ach, Traugott, laß man. Das ist bloß wegen dem alten schrecklichen Heu. Werner will uns wieder die Mädchen aus der Küche nehmen. Halten Sie man fest, Fräulein Boldt; lassen Sie sich nicht dumm machen von ihm. Er kann sehen, wie er sein Heu 'reintriegt. Die halbe Rollwäsche liegt noch da, und Johannisbeeren wollen wir auch noch einfochen —“

„Mieling!“ sagte der Kirchenrat, und Eveli wunderte sich, daß er jedes Wort seiner Frau, die doch zum größten Teil von

ihm fortgesprochen hatte, verstanden haben mußte. „Was hat dir unser schönes Heu getan? Aber rollt und kocht ihr man, soviel ihr wollt, wir haben hier wohl mehr Arme am Tisch, als nötig sind. Wir brauchen eure Dirns gar nicht. Nicht, du lustiger Braunkopf, da drüben? Du Tochter vom dicken Hans Magnussen? Was, du wendest uns heute das Heu um, du ganz allein? Oder hast du schon Helfer zur Hand?“

„Nimm mich, EVELI, mein Kind!“ sagte Ottomar würdig. „Ich helfe dir gern.“

„Nein, mich, mich!“ schrien die Brüder Adolf und Gottlieb. „Wir schaffen viel mehr. Ottomar laß man ja zu Haus, der ist ja viel zu faul!“

„Tante Eva, ich möchte!“ schrie auch jetzt Ange kühn herüber. Und: „Ich auch, ich auch!“ gellte es neben ihr von MIS Lippen, von unten her von Gretez.

„Ich würde auch ganz gern mich beteiligen,“ stotterte Tante Ernestines Sohn dicht neben Evelis Ohr. Nur drüben, der junge Arzt, der neben dem alten Pastor saß, bot seine Hilfe nicht an, obwohl er nicht ablehnend, sondern ein wenig neugierig interessiert dem Geschrei zuhörte.

„Die jungen Kiekindiewelt haben noch immer Helfer die Hülle und Fülle,“ sagte die Großtante Marie mit ihrem leise wehmütigen Humor. „Nachher, wenn man älter wird, kann man stehen und betteln und kriegt keine. Und selbst der liebe Alte nimmt einem noch weg, was man hat. Nicht wahr, Fräulein Boldt?“

„Mit Herrn Kirchentat geht's noch,“ erwiderte diese trocken, „der weiß denn doch noch immer Rat. Aber mit Herrn Schlid ist's bald nicht mehr gutzumachen. Na, nun sehen Sie man zu, Herr Schlid, wie sie mit all dem Gewirtschafte von Hilfskräften fertig werden. Genug sind's ja!“

Ihr etwas böshafter Triumph war für die kampfbereite Jugend eine schwere Beleidigung. Ein förmliches Geheul brach aus, ergoß sich über sie, in dem sie völlig unbeteiligt dasaß, mit ihrem rotglänzenden Gesicht, die gleichgültigen Augen ins Unbestimmte gerichtet.

„Mieking, sie zerreißen dir dein Fräulein!“ warnte der alte Pastor, dann klopfte er mit seinem Suppenlöffel auf den seiner Schwägerin Ernestine und sagte: „Na, Stining, Leben ist in Löpensee, was? Aber gönn' du's uns man. Neun Monate von zwölfen hören wir hier den Wind ums Haus gehn, und die See in der Ferne rauschen, so still ist das dann hier.“

Siebentes Kapitel

Es war dann doch, als ob in dem Trubel dieser bunten Ferienwochen das Bild des fernem und verlorenen Liebsten ein wenig, wenig verblaßte.

Eveli konnte nicht immer mehr traurig sein. Dazu war das Leben hier viel zu wild und aufdringlich. Sie kam ja überhaupt nicht einmal dazu, ein stilles Stündchen lang an ihn zu denken, sich in die Erinnerung zu vertiefen. Wann sollte das wohl sein? Vom Aufstehen bis zum Zubettgehen war auch kein einziger ruhiger Augenblick. Der Onkel Ottomar (sie nannte ihn hartnäckig, um ihn zu frozzeln, nur beim Onkelnamen), der junge Adolf, Gottlieb, die drei Mädelschen, ja auch der stille Student, alles saß ihr auf den Fersen. Dann hieß es Milch trinken im Kuhstall, dann mußte man notwendig ins Heu, in vollbeladenen Wagen selbst mit heimsfahren, oben hoden wie im hochgebauten Nest, sich mit Halmen fixeln und stechen lassen und bittere Rache nehmen. Zu Hause kam Botschaft: „Zu Großmama kommen in die Küche.“ „Da Kind, rühre den Teig, schäle die Gurken, stiele die Johannisbeeren ab.“ Fräulein Boldt kam dann auch mit Wünschen und großen Töpfen an: „Ach, Sie können mir wohl Stachelbeeren pflücken, ja?“

Manchmal kam ihr dies laute lustige Leben und ihr Mittun darin wie Verrat an ihrem Schmerze vor. Sie stahl sich heimlich davon und suchte sich ein stilles Plätzchen oben im Hause, auf dem Dachboden.

Der Dachboden war wie eine ungeheure Welt für sich. Balken, Pfeiler stützten ihn, mächtige Truhen, mit Metall beschlagen, standen hier und dort. Links eine Wäscherolle mit Feldsteinen beschwert. Glänzende Sonnenbahnen, in denen die Stäubchen tanzten, fielen durch die Dachfenster.

Aber kaum hatte sich Eveli dort niedergehockt, ihre herumflatternden Gedanken gesammelt, da rief es schon von unten her: „Kinder, deckt den Frühstückstisch. Wo ist denn Eveli? Eveli! Eveli! Wo steckt sie nur? Sucht sie doch mal! Hat keiner von euch Eveli gesehen?“

Es schien, als könne es hier ohne sie gar nicht gehen. Sie mußte wieder hinunter.

„Na endlich! Da ist sie ja! Wo bist du bloß gewesen? Du, nach dem Frühstück spielen wir aber mal Krodet. Wenn du mir keine Revanche gibst, bist du feige.“

Eine Ausnahmestaltung in diesem bunten Treiben bildete Doktor Cordes. Er war ziemlich groß, aber ging gebückt, gleich-

gültig gegen seine Gliedmaßen; der richtige Stubengelehrte. Einen ordentlichen Bart hatte er auch nicht, sondern ließ sich an den Ohren kleine Streifchen stehen, die Anfänge zu Koteletts, die ihm ein englisches Aussehen gaben.

Eveli nahm eine Art sachlichen Interesses an ihm. Diese Spezies Mensch, die sie bisher noch nicht gekannt hatte, zog sie an. Sie hörte, daß er bereits ein Werk über Psychiatrie geschrieben hatte, und hörte aufmerksam zu, wenn zwischen ihm und seinem Gegenüber, Onkel Adolf, heftige Diskurse stattfanden, da diese beiden Herren das Weltbild in verschiedener Beleuchtung sahen. Wenn Ottomar oder Adolf junior sie im Zuhören störten, wurde sie sehr krazbürtig. Darüber ging ihr aber dann immer das Interessanteste verloren.

Nie hätte sie gewagt, den jungen gelehrten Arzt selber anzusprechen oder ihn etwas zu fragen. Aber sie wünschte sich oft, ein Mäuslein zu sein. Dann hätte auch der eßliche Ottomar sie in Ruhe gelassen, ihr nicht immer seinen Unsinn in die Ohren trompetet, wenn sie mitten im gespanntesten Sauschen war.

Zuweilen verachtete sie den Doktor auch. Er war so gar nicht für Lust und Lebenskraft. Ob er auch nur einen Klimmzug machen konnte? Adolf konnte zehn! Ja, was die „Schärfe“ anbetraf, da war Adolf doch der Erste! Feu wenden konnte Cordes auch nicht; er stand dann nur mit einem neugierigen Beobachtergesicht daneben, als ob er alle die Heumenschen sich für sein Speziallabinett zerlege und analysiere.

Eigentlich mochte Eveli doch den Adolf am liebsten. Er sprach doch nicht nur Unsinn wie der Onkel Ottomar, er war häßlich und frech, aber ganz famos klug. Mit ihm ging Eveli abends durch den Obstgarten und besprach sich über die Weltprobleme, die ihr vom Mittagstisch nachklangen.

Doch auch Adolf war ihr nicht ernsthaft genug. Mitten im tiefsten Problem warf er die Sache plötzlich ins intimste Persönliche herum und erdroffelte sozusagen den Allgeist mit den braunen Härchen seiner wissensdürstigen Cousine. Dann war sie ihm so recht von Herzen böse.

Es fing die Ernte an, und man kam kaum zu Atem. Onkel Werner hatte fremde Schnitter gedungen, für die mußte gelocht werden nach Möglichkeit. Diesmal gab's auch keine Hilfe und keinen Widerstand, als er die beiden Mädchen aus der Küche nahm. Selbst der alte Kirchenrat war machtlos. Denn binden und aufstellen konnte das junge Volk, außer höchstens Ottomar und Gottlieb, außerordentlich mangelhaft. Nun hieß es selber die Stuben reinmachen, Schuhe putzen, Kartoffel schälen, ab-

waschen und was derlei Arbeiten mehr waren, von denen das junge Volk vorher kaum gewußt hatte, daß sie existierten.

„Gott steh' mir bei!“ sagte die Frau Präpositus. „Ihr könnt wohl wahrhaftig nicht genug kriegen, Marie! Mitten in der Ernte, nicht mal gepuhte Schuhe hat man mehr, und dann noch der ewige Lärm dazu. Ich liebe euch ja von Herzen, gewiß, aber alles zu seiner Zeit.“

Und sie reiste ab.

„Aber Much soll mich fahren!“

„Much kann doch nicht, Stining!“ stellte jetzt sogar die Kirchenrätin ihr vor. „Der muß ja mähen.“

„Dann soll ich mich wohl wieder von Gottlieb in Lebensgefahr bringen lassen?“

„Nein, Gottlieb muß binden. Kann denn Erwald nicht fahren?“

„Ewald? Mit den großen Pferden? Der faßt ja keine Leine an!“

„Na, dann tut's vielleicht die Bütte. Eveli, magst du Tante zur Station fahren?“

„Ich?!“ Sie wurde feuerrot vor Schreck und Eifer. „Ja! Ich will's.“

Tante Ernestine war wie vom Donner gerührt. Aber was half's: der Koffer stand im Hausflur, der Wagen, geführt von Much in der Stalljacke, fuhr eben vor — ein anderer war nicht zu haben — ja, worauf mußte man nicht schon gefaßt sein in diesem verrückten Töpensee!

Im Hauskleid, im großen Strohhut, ohne Handschuh, stolz mit Peitsche und Leine, thronte das Eveli auf dem belebten Bod.

„Aber langsam fahren!“ rief die Großtante ihr noch nach. Dann wandte sie sich und ging sorglos und leichtsinnig, wie alle diese Töpenseer, ins Haus zurück.

Eveli hatte mit des Papas Pferden nie selber fahren dürfen, nur als Kind zuweilen, wenn der Kutscher heimlich das Ende der Leine mit anfaßte. Sie hatte erst doch ein bißchen Angst. Aber in dieser harschen See- und Feldluft schien alles, was man an Kräften in sich hatte, herauszukommen.

Es ging auch ganz glatt. Sie hielt die Leine noch ein bißchen ängstlich mit beiden Händen und ein bißchen zu stramm; ihr Vater hätte das, „das richtige Weiberkutschieren“ genannt, aber sie erzog sich selbst und, ehe sie die Chaussee erreichten, hatte sie es wirklich schon ein gut Teil besser und loderer heraus. Es war ein schöner Morgen, noch ganz früh, zwischen sechs und sieben,

der Tau blinkte auf den Gräsern. Das Frühaufstehen gehörte zu Töpensee.

Hinter sich hörte sie unausgesetzt Tante Ernestine seufzen, und das Wort „Verrücktheit“ kehrte in kurzen Zwischenpausen wieder, aber sie war hoch darüber erhaben.

Auf der Chaussee, beim flotten Traben, fühlte sie sich freilich ängstlicher, als sie merken ließ, und dann im Städtchen in den engen Straßen, zwischen Arbeitswagen und Karren hindurch, fuhr sie notgedrungen im langsamen Trauerschritt, gab lieber alle Eleganz auf, als ihren jungen Ruhm aufs Klüglichsie einzubüßen.

Diesem entging sie nun aber doch nicht.

Wie sie sich dem Bahnhof näherten, pfiff plötzlich eine Lokomotive, die Gänge schreckten empor, ein jäher Ruck an den Zügeln, und in Karriere flog das Gefährt dahin. Eveli, entsetzt, griff nach der Peine, warf sich zurück, sie stärker anzuziehen; das Getreisch der Tante hinter ihr machte sie selbst und die Pferde immer noch verrückter, knatternd und schleudernd raste die Fuhre den Schienen zu.

Aber große Zeiten, große Leute. Eveli wußte später selber nicht, woher sie die Kräfte genommen hatte. Mit wilden Griffen rechts und links reißend, bekam sie die Herrschaft über die Pastorgänge, die wohl selber das Durchgehen nicht liebten, wieder, und in Schweiß gebadet, hochatmend, das Gehirn von Angst, Schrecken, Triumph noch ganz durcheinander geworfen, parierte sie ihr Gefährt und brachte es tadellos vor der Bahnhofstreppe zum Stehen.

Ein junger Mann, der dort gestanden hatte, sprang herzu, hielt die Pferde fest und grüßte. Eveli war ihm auf den Feldwegen schon öfter begegnet; es war einer der Söhne des Schulzen Lüthteen aus Töpensee, ein knabenhafter Jüngling mit schönen blauen Augen im braungebrannten Gesicht, wie sie auch der Großonkel hatte, und wie man sie hier öfter sah.

„O Gott, o Gott, o Gott! Ich sag's ja! Ich hab's ja immer gesagt! Das kommt nun davon! Auf ein Haar — — und ob dieser Schreck mir nicht noch schadet! Das erzähle nur in Töpensee, Eveli, daß die mal endlich Vernunft kriegen. Ist denn hier keiner, der mir herunterhilft?“

Der Schulzensohn verließ seinen Posten bei den Pferden und kam gefällig heran.

„Ach, Sie sind's! Paul Lüthteen, nicht? Sagen Sie mal, finden Sie das nicht auch schrecklich? Sie haben's ja wohl mit angesehen?“

„Es war wohl nicht so schlimm,“ sagte der Jüngling lächelnd.

„Die Pferde waren man bloß ein bißchen wild wegen dem Zug. Aber das Fräulein konnte sie ja so gut regieren.“

„Ja, nicht?“ rief Eveli strahlend herunter. Paul Stübtheen gab ihr den Blick zurück.

„Ganz famos!“ lobte er sie.

„So! Und sie bestärken das auch noch?“ schalt die Frau Präpositus, die jetzt auf der Erde stand. „Das ist ja ganz unrecht. Solch ein Leichtsin! Auf ein Haar — — und wir lägen beide hier tot auf dem Platz! Sagen Sie mal, junger Herr, fahren Sie gleich wieder zurück?“

„Ja, wir haben die Milch zur Bahn gebracht. Unser Knecht ist noch in der Stadt zur Ernte einzulaufen, wir fangen später an als Herr Kirchenrat. Aber wenn Sie ängstlich sind, Frau Präpositus, kann ich ja mit dem Fräulein zurückfahren. Nicht, weil es nötig ist,“ sagte er mit einem neuen schnellen Blick zu Eveli hinauf, „aber um Sie zu beruhigen.“

„Das wäre sehr, sehr nett von Ihnen, junger Herr. Ja, tun Sie das. Mir ist ein Stein vom Herzen. Meine Grob- nichte kann ja noch gar nicht fahren, sehen Sie.“

„O, sie kann schon!“ sagte rasch der junge Mann.

„Na ja, na ja, eigensinnig seid ihr alle in Löpensee, scheint's. Helfen Sie mir vielleicht noch den Koffer auf den Perron? Ich danke Ihnen vielmals. Und nun adieu, adieu, Evelin! Ich bin beruhigt, weiß dich doch jetzt in sicherer Hand. Grüß alle! Erzähl' auch, wie's gegangen ist. Ach, dies Löpensee!“ — —

Die Sonne war ein Stückchen höher gestiegen, aber noch strich der Morgenwind über die Felder. Wie schön es hier war! Die Begränder, die Wiesen, alle Gräben blühten. In der Luft war ein Geruch von reifem Korn, von Heu und Feld- blumen.

Der junge Schulzensohn saß links neben Eveli. „Sie fahren famos für eine Dame,“ sagte er, „Sie haben viel Mut.“

„Fasse ich denn die Leine richtig an?“ fragte Eveli beglückt.

„Sie müssen sie in der linken Hand noch ein bißchen mehr zusammennehmen, durchschlingen, sehen Sie: so. Sonst alles andre findet sich bei der Gewohnheit. Ich liebe es so, wenn Damen keine Angst haben. Ich habe das an Ihnen schon früher gesehn.“

„Wann denn?“

„O, im Heuwagen. Und überhaupt, so im ganzen. Das merkt man doch. Sind Sie gern auf dem Lande?“

„Ja sehr. Und Sie?“

Sie blickte dabei den Jüngling an, und über sein offenes

Knabengesicht flog ein Schatten. „Ich käme gern heraus, aber daraus wird nichts.“

„Warum denn nicht?“

„Wegen Vater. Er will's nicht. Bauernkind gehört ins Bauernhaus, sagt er. Er kennt das nicht, wie das bohren kann. Keiner kennt's bei uns, sie haben alle ihre Lust an der Arbeit.“

„Sie nicht?“

„Ich hätte gern studiert oder sonst was. Auch Lehrer wäre ich gern geworden. Ich bin ja sowieso nicht der Älteste. Ich dachte nun immer: dafür ist ja Karl da, was wollen sie noch mit mir. Aber Vater hört nicht darauf.“

Eveli zog leise an den Bügeln. „Sezen Sie's doch durch,“ sagte sie. „Können Sie nicht?“

Paul Lübbehen errötete flüchtig.

„Das geht schlecht, Fräulein. Ich müßte ihnen ja allen entsagen. Dazu bin ich doch auch zu sehr Bauernkind. Und dann bin ich auch körperlich nicht sehr kräftig.“

Er sah bedrängt aus, wie er das berichtete.

Es tat Eveli leid, ihn zu diesem Bekenntnis gezwungen zu haben. Ein Held war er wohl nicht, dieser hübsche Junge, aber fein und lieb. Und er hatte ihr Fahren gelobt! —

„Wenn ich die Eisenbahn sehe, das ist schon manchmal ordentlich eine Erholung für mich,“ sagte der junge Mann. „Ich sehe dann doch: es gibt noch was! Es gibt die Welt, das Leben, all das Große. Nicht bloß Töpensee.“

„Waren Sie denn immer nur hier?“

„O, ich war vier Jahre auf der Realschule in der Stadt, wo wir eben herkommen. Da hatte ich einen Lehrer, der hat mir immer Bücher geliehen. Das kann ich nie vergessen.“

„Ach,“ sagte Eveli ganz ergriffen, „kommen Sie doch mal zu Onkel Traugott, der kann Ihnen ja auch Bücher geben.“

„Herr Kirchenrat hat's mir auch schon angeboten. Zu oft mag ich nur meines Vaters wegen nicht. Aber in diesem Winter will ich kommen. Es ist nur auch noch das: alle Bücher kann ich auch nicht lesen. Es muß eine bestimmte Sorte sein.“

„Was denn zum Beispiel?“

„O, unvergeßlich ist mir der Don Quichotte von Cervantes. Nein, was ist das für ein Buch! Es ist so unerbittlich wahr. So ist das schon bei vielen Menschen: sie bilden sich überall ein, was Großes zu sehn, eben weil sie nichts Großes erleben, und dann werden sie ausgelacht und fallen in Schimpf und Schande. Und können es doch nicht lassen. Kennen Sie das Buch, Fräulein?“

„Nein, nur den Titel. Aber der Don Quichotte ist doch ganz verrückt. Wie er gegen die Mühlenflügel kämpft, nicht? Dafür kann man sich doch nicht begeistern.“

Der Schulzensohn antwortete nicht gleich. Als sie zu ihm hinsah, hob er seine Blicke und schaute sie mit seinen leuchtend-blauen Augen so drängend an, als solle und müsse sie ihm zustimmen.

„Man ist ja doch manchmal verrückt,“ versuchte er stotternd zu erklären. „Begeistern — ich weiß nicht, nein — aber das Leben ist doch so. Ich bin manchmal wie trunken von allen meinen Vorstellungen —“

„Aber sie sind ja ein richtiger Träumer!“ rief Eveli aus.

„Mögen Sie keine Träumer?“ fragte er kleinlaut.

„Doch! Warum nicht?“ sagte sie tröstend, und es kam ihr auch aus dem Herzen.

„Ich würde auch nicht träumen, wenn ich etwas zu tun hätte, das mich anreizt. Aber die Feldarbeit geht mir immer nur so nebenbei. Ich mag sie schon, aber beschäftigen, innerlich, kann sie mich nicht. Eins möchte ich auch noch gern haben, das ist Musik.“

„Sind Sie denn musikalisch?“

„Nein, natürlich habe ich nichts gelernt. Aber ich bin ein anderer Mensch, wenn ich's höre. Wenn erst all der Besuch fort ist, dann spielt Frau Kirchenrätin öfter so schöne Stücke. Beethoven sagt sie und andre. Und da hinter dem Pfarrhof geht ja unser Weg in die Wiesen. Da stelle ich mich manchmal ans Tor und höre zu. Ganz lange. Spielen Sie auch, Fräulein?“

„Ich weiß nicht —“ sagte sie zögernd — „ich kann wohl —“ und ihr fiel ein, ob sie für diesen schwermütigen Knaben nicht einmal etwas singen könne. Aber jetzt nur nicht, in all dem Kravall. Doch versprechen mochte sie ihm noch nichts.

* * *

Plötzlich waren die Ferien herum, man wußte nicht wie. Es reiste erst Onkel Adolf und Tante Mathilde mit Adolf, Gottlieb, Grete, Mi und Anga. An einem trüben Regenmorgen. Es war ordentlich kummervoll. Wie konnte man sich nun vorstellen, daß alle diese lieben Gesichter nun fehlen würden! Adolf, ihr bester Freund — wie sollte sie den nun entbehren? Und die kleine Anga weinte bitterlich an ihrem Halse. Sie dachte des ersten Tages im Wagen, als sie ihr so steif und ängstlich auf dem Schoß gesessen hatte — und nun diese Liebe! Wie zusammengeschmolzen war plötzlich der lange Tisch!

Nicht lange, dann fuhren auch die beiden Mediziner, mit ihnen Ewald Schlid, der sich am letzten Tage so verlegen zeigte, wie er am ersten eingezogen war.

Der Sommer war vorbei, über die Stoppeln ging der Wind, und die ersten Herbstnebel zogen durch den Garten und die stillen Wälder.

Achtes Kapitel

An jedem Sonntag, mochte das Wetter sein, wie es wollte, ging Onkel Traugott die zwei Stunden hin, die zwei Stunden zurück ans Meer. Seit fast zehn Jahren trieb er das, seit ihm sein weitentlegenes Kirchfilial des hohen Alters wegen abgenommen war. Nun war jetzt die Zeit dazu. Der Alltag brachte mancherlei Arbeit für ihn, im Dorf und auch in der Wirtschaft. Auch studierte, las und übersezte er noch, als wolle er binnen kurzem sein Examen machen. Aber sein Sonntagnachmittag gehörte dem Meer. Dann war alle Arbeit vorüber, Predigt und Laufen abgetan, und ehe die neue Woche mit neuer Arbeit einsetzte, kam dieser große Freudengang, dieses Sich-krastholen aus der Unendlichkeit.

Eveli lief jetzt immer mit. Die Großtante zog ihr eine wetterfeste alte Jacke von sich selber an, sorgte für derbe Schuhe und band ihr selbst die Haare mit einem Käppchen fest. „So, nun lauf! Mußt aber Schritt halten. Onkel büßet wie ein Gaul.“

Sie waren am einsamen Strand. Rechts türmte sich ein Wald. Möwen schossen über die Flut. Auf Steinen saßen die beiden und schauten und schauten. Und nach einer Stunde oder mehr standen sie stumm auf und gingen heim.

Nie sprach der Großonkel am Meer ein einziges Wort. Er konnte nicht. Was sich hier in ihm ansammelte, das trug er still die Woche über mit sich und sagte es acht Tage später auf der Kanzel. Hier sprach ein anderer — — und er hatte nur zu tun, das zitternde Menschenherz festzuhalten, daß es all die Größe auch trüge. —

An jedem Sonntag bei der Rückkehr wurde es jetzt schon dunkler. Mit großen Schritten kam der Herbst. „Onkel Traugott, gehst du auch im Winter?“ fragte Eveli, und in ihr war die Angst, er könne nein sagen.

Aber er sagte: „Ich gehe immer. Und im Winter nehmen wir die Laterne mit, denn es liegt viel Stein- und Strauchzeug überm Weg. Und der Schnee ist manchmal schlimm.“

Eine Frische, eine Lebenskraft wie noch nie brachte Eveli von diesen Gängen mit. Trotzdem war sie manchmal so müde, als lösten sich ihr alle Gliedmaßen auf. Aber die innere Lust steckte auf dem Grund auch der unendlichsten Ermattung.

Niemals, mochte es kommen, wie es wollte, nahm der Kirchenrat seine Pferde zu diesem Besuch am Meer. „Sie sollen auch ihre Ruhe am Sonntag haben,“ sagte er, selbst wenn Werner ihm vorstellte, im Winter täte ihnen die Bewegung nur gut.

„Dann fahr du mit ihnen aus, Jung,“ war seine Antwort. „Ich werde sie nehmen, wenn ich mal alt bin.“

* * *

„Nun könnten wir wohl auch bald aufhören,“ sagte die Boldt und gähnte laut hinter ihrem vorgehaltenen Strickstrumpf, den sie seit einer guten halben Stunde untätig im Schoße ruhen hatte. „Dreiviertel zehn ist es all wieder, und ehe Frau Kirchenrat alles eingeschlossen hat, wird's zehn vorbei.“

„Boldten denkt: Rom läuft uns nicht weg, und gemollten muß morgen wieder werden,“ sagte die Kirchenrätin, die ihrer Augen wegen still in der Sofaede saß.

„Und da hat sie mal auch recht,“ meinte Onkel Werner, denn gegen die Familie hielt er immer zu ihr, nur mit ihr selber direkt konnte er sich nicht vertragen.

Der junge Lüthteen aber, der auch mit am runden Familientisch saß und Eveli unverwandt auf den Mund guckte, während sie den „Kampf um Rom“ vorlas, machte Opposition.

„Was haben wir denn davon, wenn wir immer schon um dreiviertel zehn aufhören? Bis halb elf können wir doch lesen! Gehen Sie doch zu Bett, Fräulein Boldt, ich erzähl' es Ihnen morgen nach.“

„Erzählen Sie sich mal selbst was — ungezogener Bengel,“ knurrte Fräulein Boldt, die schon immer darauf gefaßt war, sich mit irgend jemand herumzuschlagen.

„Nein, nein, Kinder, unser Boldting hat recht,“ sagte die Kirchenrätin, „da höre ich schon die Treppe knarren, der Kirchenrat kommt runter. Schlag das Buch zu, Lütte, daß er nicht denkt, er stört uns.“

Eveli schlug es zögernd zu; es tat ihr leid um den hübschen, unzufriedenen Jungen, der betrübt vor sich hinmurmelte: „Nun ist der Abend mal auch wieder vorbei, und den ganzen Tag lang freut man sich darauf.“

Sie fühlte mit ihm. Er hatte es ihr erzählt, wie er beim Dungaufladen, beim Kühefüttern, beim Häckselschneiden, beim

Mittagessen und was es alles bei ihm zu Hause gab, unaufhörlich nur an den Abend denke. „So schön ist noch nie ein Winter für mich gewesen,“ sagte er.

Himmel, was war es denn Großes! Das bißchen Vorlesen machte ihn so glücklich. Der arme Junge, wie wenig hatte der auf der Welt!

„Wenn Sie erst wieder weg sind, Fräulein, ist's wieder die alte Geschichte,“ hatte er ihr vorhin, ehe die andern sich hier am Tisch einfanden, schwarzseherisch gesagt.

„Aber ich bin doch noch lange hier, und im ganzen diden Buch sind wir erst im ersten Achtel.“

„Ja, aber es geht doch mal vorbei.“

„Wenn Sie immer so denken, verderben Sie sich ja die kurze Zeit noch,“ stellte sie ihm vor.

„Ich will auch nicht!“ rief er und wurde dunkelrot. „Es ist Unsinn! Es ist undankbar!“

Alles dieses rührte Eveli sehr.

„Ich singe Ihnen noch was vor,“ tröstete sie ihn schnell über das zugeklappte Buch fort. „Nicht, Tante Marie, ich kann doch?“

„Aber man nicht zu lange, Rindling. Werner will auch die Haustür zuschließen. Sonst, so ein schönes stilles Lied zum Abendschluß ist ja auch was Schönes. Horcht bloß mal, wie der Wind pfeift. Als ich noch jung war, habe ich manchmal gedacht: Jetzt stürzt uns alles über den Kopf. Und dann habe ich Werner oder Ottomar oder, wen ich gerade bei mir im Bett hatte, so recht tief in die Kissen verpackt, daß sie nur ja weich fallen sollten. Nicht, mein Alter?“

Im dunklen, großen Hofzimmer, in dem zur Sommerzeit gegessen wurde, das jetzt aber so kalt war, daß der Hauch vom Munde flog, steckte Eveli die beiden Klavierlichter an. In grünem, zeršķliffenem Einband lagen Schuberts Lieder oben auf dem Notenständer.

„Die fröhlichen oder die traurigen?“ fragte sie über die Schulter weg den Jüngling.

„O, die fröhlichen heute lieber!“ rief er mit einer Art Leidenschaft und reckte die Arme von sich.

Eveli blätterte ein klein wenig, sie wußte nicht, wie kalt es war. Die drängende Lust in ihr, im sprudelnden Wohl laut die eigene helle Stimme zu hören, die Lust, die ohne Kritik und ohne Rückhalt wiederklang aus einer jungen, froh und wild gespannten, bis aufs äußerste empfangsfähigen Brust, durchglühlte sie. Mit einem jubelnden Anlauf begann sie das Vorspiel.

„Eine Mühle seh' ich blinken aus den Erlen heraus,
Durch Rauschen und Singen bricht Rädergebraus.
Ei willkommen, ei willkommen, süßer Mühlengefang!
Und das Haus, wie so traulich, und die Fenster wie blank,
Und die Sonne, wie helle vom Himmel sie scheint.
Ei Bächlein, liebes Bächlein, war es also gemeint?“

In der Thür hatten sich als Hörer der alte Kirchenrat und Werner eingefunden. Jener hatte das Käppchen abgenommen, nickte leise im Takt mit dem schlohweißen Kopf. Wohl wehten vergessene Erinnerungen an frohe Jugendtage an ihm vorüber.

„— war es also gemeint?“

„Und jetzt noch zum Schluß ein trauriges,“ sagte Eveli und sah sich bittend um. „Da, wo er im Grunde liegt, und der Bach ihm sein Schlaflied singt. ‚Woget und wieget den Knaben mir ein.‘ Das ist mir beinahe das Liebste.“

Sie begann. Leise murmelten die Wellen. „Gute Ruh', gute Ruh' —“

Hinter ihr dem Jüngling schossen plötzlich die hellen Tränen in die Augen.

„Blickt nicht herein, blaue Blümelein,
Ihr macht meinem Schläfer die Träume so schwer —“

Unendlich wehmütig klang es aus. Es war, als habe man einen lieben Menschen eben begraben.

„Jetzt will ich aber die Haustür zuschließen,“ sagte Werner.

Wie schwer wurde das Fortgehen! An jedem Abend schwerer. Und das Ohr, das ganze junge lebensdurstige Herz voll von Musik, von diesen süßen, lodenden, aufrührenden Klängen! Wenn die nicht gewesen wären!

Ach, und wenn sie nicht gewesen wären, das Schönste hätte gefehlt. Das Schönste und das Furchtbarste.

Wie nah, wie unzertrennlich nah sind Glück und Qual verwandt! Ist es denn Glück, nachts wach zu liegen, bis zur Verücktheit verfolgt von diesen Klängen — oder ist es Qual? Oder beides?

„Blickt nicht herein, blaue Blümelein,
Ihr macht meinem Schläfer die Träume so schwer.“

Wie süß, wie süß, diese unaussprechliche Traurigkeit! Wie voller Angst und Bangen das Glück!

Das Leben hat einen Sinn! dachte Paul Lüthgen plötzlich, wenn er in Kniestiefeln in seines Vaters Dunggrube stand.

Aber dieser Sinn reißt einen um und um. Hergott, habe ich denn bis jetzt gewußt, was Leben ist?

Ein paar Wochentage hindurch war dies Glück in beständigem Steigen. Er hörte auf, schwarze Sorgen um das Ende und das Nachher zu tragen. Eine goldene, freie Jugendlust erfüllte ihn. Wie er sie liebte, die grauen, sinkenden Nebel, den Schmutz der Dorfstraße, den Wind, der durch die Lannen vor der Haustür fauste! Ach, und wie und wie er es liebte, das blinkende, winkende Licht aus den vorderen Fenstern rechts, wo die Wohnstube lag!

„Ich frage keine Blume,
Ich frage keinen Stern.
Sie können's mir alle nicht sagen,
Was ich erfähr' so gern —“

„Na, Jung', du hast jetzt gute Zeit,“ sagte der Kirchenrat, der all sein junges Volk Du nannte, und klopfte ihm auf die Schulter. „Vorgelesen kriegen, vorgesungen kriegen, da hält sich's noch aus in Töpensee, nicht?“

„Ja, da hält sich's noch aus,“ sagte der junge Mann tief erötend.

„Ich frage keine Blume,
Ich frage keinen Stern —“

Mitten auf stockdunkler Dorfstraße im fallenden Novemberregen blieb er stehen und drückte die heiße Stirn gegen einen nassen Baumstamm.

Ich liebe sie ja! Mehr als die ganze Welt. O, mehr als Leben und Tod — werde ich es ihr je sagen können, ihr, der Hohen, Feinen, Stolzen? Ich, ein Bauernsohn? Wie wird es werden? Wird sie es mir ansehen? Und dann — müßte ich nicht sterben vor Scham? Wer ist sie — daß sie mich je wiederlieben könnte?

„Ich frage keine Blume,
Ich frage keinen Stern —“

Er ging weiter.

Wie durch das Wind- und Regensausen verwehte Töne klangen. War das nicht ihre Stimme noch? — Sang sie ihm nach?

Er blieb stehen — der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Horch — Klang da nicht etwas von ferne. —

Aber nur der Wind ging durch die dunkle Gasse, und der Regen fiel auf die Dächer.

Es kam im Winter kaum jemals ein Wagen mit Besuch nach Löpensee gefahren. Die Wege waren zu schlecht, das Tageslicht zu kurz. Auch hatten die Leute auf den umliegenden Pfarrhöfen gewechselt, es waren junge gekommen, die nun auch wieder zu jungen hielten. Die alten Freunde waren weggezogen, oder der Tod hatte sie abgeholt. Wie eine alte einsame Pflanze, wetterzerzaust stand der alte Kirchentat Schlid unter dem junggrünenden Nachwuchs um ihn her.

Da hieß es denn, in dem kleinen Familienkreis, der jetzt noch auf dem Pfarrhof saß, um so dichter zusammen zu rücken.

Eveli fand auch gar keine Langeweile hier. Jeder Tag hatte sein Gesicht, seinen eigentümlichen Charakter. Sie dachte auch nicht an Peter mehr. Ein liebes, verblaffendes — sehr liebes, aber doch verblaffendes Bild war er ihr. Ihre neunzehn Jahre lebten über diese Erinnerung fort. Leise und lieblich schloß sich der breite schwarze Graben unter neugrünendem Gras.

Es war ein so liebes Leben hier. Gerade jetzt, fast schien es ihr: noch mehr als im Sommer. Etwas Wunschloses, Erfülltes trug jeder Tag. Es lag so eine herbe Kraft und Lust in allem, soviel scharfe Salzlust. Früh aufstehen, wenn es noch kalt und finster war und die Feuer in den Öfen bullerten, ihr roter Schein auf den Fußboden fiel. Oft war es so grimmig kalt, daß man die Schultern zusammenzog, daß einem die Fingerspitzen unter den Nägeln schmerzten. Dann bei Lampenlicht der Morgentaffee an demselben Tisch, an dem abends der Kampf um Rom getobt hatte. Wirtschaftsgespräche von Onkel Werner und der Boldt. Die liebe reizende Stimme von der Großtante, die über alles soviel Humor und leise Wehmut breitete.

Ende November kam die erste große Schlachtereier. Mit ihr zugleich ein starker Schneefall. Das ganze Dorf lag in Weiß begraben. Abends zur gewohnten Zeit kam Paul Lübbe. Aber die Borderstube war dunkel und leer, und als er sie bekommen durchschritt, fand er das Hofzimmer warm und hell von vier Lampen erleuchtet. Eveli mit den Mägden, der Boldt und einer Hilfsfrau war beim Würstlemachen. Da setzte er sich auf die Ofenbank und sah dem Treiben zu.

Eveli lächelte ihn spitzbübisch über die große Wurstmaschine an. Dann fing sie leise an zu summen, und ihm stockte der Herzschlag in der Brust.

„Meine Laute hab' ich gehängt an die Wand,
Hab' sie umschlungen mit einem grünen Band — —“

Durch die summenden Töne stahl sich ein verstecktes Richern. In demselben Augenblick sagte die große, vierschrötige Tagelöhnerfrau zu dem Stubenmädchen: „Fiefen, droag moal ens de ein' Lamp rut.“

„Wotau dat, Gädsch?“ fragte die dagegen.

„Nu — drei sünd hier nu grad noog,“ entgegnete die ver-schmüzt.

Ein allgemeines Verstehen schien durch die Stube zu fliegen. Die Arbeit stockte, es war, als ob alles in einer jähen Erwartung stillstünde, bereit, im nächsten Moment jubelnd loszuprusten.

Da hob Fräulein Boldt ihren Kopf von der Drehmaschine auf, warf mit puterrotten Backen einen Blick um sich her und sagte scharf: „Machen Sie keine unpassenden Wiße, Frau Gädete.“

„Nu nee doch —“ sagte die verblüfft.

„Herr Lüthteen, Sie haben hier doch auch eigentlich nichts zu suchen. Gehen Sie doch nach oben zu Herrn Kirchenrat. Vorgelesen wird heute doch nicht.“

„Nein, ich —“

Paul war aufgestanden, er hatte jetzt doch wohl etwas gemerkt. Sein Knabengesicht war von Rot übergossen.

„Ich — gute Nacht —“

„Gute Nacht,“ kam es spärlich zurück. Von Eveli gar nicht. Sie wußte nicht, was das alles heißen sollte; eine jähe peinliche Empfindung streifte sie, verletzte ihren Stolz.

Vor ihrem und Fräulein Boldts Gesichtsausdruck fiel die Lustigkeit der Mägde sogleich wieder zusammen. Es herrschte eine bellommene, unklare Atmosphäre.

Er war nicht nach oben gegangen zum Kirchenrat, auch nicht zur Kirchenrätin, die in der Speisekammer die Gewürze für morgen abwog. Er ging und stellte sich auf den Hof.

Still und tröstlich fiel das Speisekammerlicht heraus, überhell und aufrührend das andre aus der großen Hinterstube. Vier Lampen — es sollten drei sein, sagten jetzt schon die Leute im Dorf. Drei Lampen, das bedeutet eine Braut in der Stube.

So etwas sagte man schon!

Dem Knaben brannten die Wangen wie eitel Feuer. Ob sie es verstanden hatte?

* * *

Über Nacht wurde Paul Lüthteen schwer krank. Das Fieber schüttelte ihn, er hatte ein Licht brennen, und alles im Raum tanzte blutrot vor seinen Augen. Der Durst quälte ihn zwischen

Schlaf und Wachen; er hatte dann wirre Vorstellungen, als stünde eine lichte Gestalt an seinem Bett, gäbe ihm zu trinken, und er trank mit tausend Wonnen. Dann zerfloß das Bild, die alte Dual war wieder da. Endlich ermunterte er sich soweit, daß er aufstand und aus der blechernen Waschanne das halbgefrorene Wasser gierig hinunterschlang.

Er bewohnte allein seine ungeheizte Schlafkammer. Sie war blaugetüncht, und es roch hier wegen seiner Stiefel und Stallkleidung stark nach Pferden. Das kleine Fenster war mit Eisblumen überzogen.

Dann lag er wieder, hüllte sich fröstelnd in das rottarierte Federbett. Die Vorstellungen gingen schon wieder durcheinander, er sah die hellen Fenster, wie sie sich auf dem beschneiten Hofplatz abzeichneten.

Am andern Morgen, als die Mutter ihn weden wollte, lag er bewußtlos in hohem Fieber. Die Lampe war ausgegangen, Qualm und Petroleumgeruch erfüllten den engen Raum.

Die Schulzenfrau rüttelte eine Weile an ihrem Sohn, ärgerlich wegen der Lampe, dann erst merkte sie allmählich, daß er kein Bewußtsein habe. Nun ging ein Geschrei durchs Haus, Stiege auf, Stiege ab. „Paul liggt baben in sien Bett. Hei bliwvt mi dot, hei bliwvt mi dot!“

Bolternd stürmte alles nach oben: der Älteste, Karl, in seinen Kniehieseln, die Mägde, der alte Kuhfütterer — nur der dicke Schulze blieb unten an der Treppe stehen und brüllte mit Löwenstimme einmal über das andre: „Is hei kolt? Leggt em de Feut nah baben, den Kopp deep. Halt hei noch Odem?“

„Hei lewt, Schult!“ rief eins der Mädchen hinunter. „Awer hei snact luter dumm Tüg.“

„Den Doktor,“ befahl der Alte. „Gließ den Doktor. Karl, kumm runner.“

Mit krachendem Gepolter kam Karl herab.

„Hei snact wieder sien Berstram,“ sagte er verdrießlich. „Bon 'ner lieben Müllerin. Kooop man die Dierns af, Wadding. De nähmen sit dat süs wedder an.“

Der Alte bekam Husten vor Lachen. „De oll Müllersche? De werd hei doch nich mit sien Leiw be-ihren?“

„Dor steckt giern wat anners dahinner,“ sagte Karl mürrisch und ging in den Hof.

Die Krankheit, die den jungen Schulzensohn gepackt hatte, war eine starke Influenza. Die Mutter holte ihn sich herunter in die zweite große Vorderstube, in ihr eigenes Wandbett. Das Stiegegelaufe war nichts mehr für sie. Im übrigen war es

ganz gut, daß die Krankheit jetzt kam und nicht im Sommer, wo sonst genug Arbeit war. Aber eine Last war es sowieso mit dem Jungen.

Seit Paul geboren, hatte er ihr Arbeit gemacht. Immer war etwas nicht bei ihm in Ordnung, bald dies, bald das. Und immer der Schreck, den man davon hatte, wenn der Jung' wie tot dalag, wie heute morgen, und wo er es dann plötzlich mit dem Phantasieren kriegte. Er war auch sonst so ein bißchen wunderbarlich, so lahm bei der Arbeit und ohne Eifer, und ebenso, wenn es mal Vergnügen im Dorf gab. Gar nicht wie andere — und komische Worte brauchte er bisweilen, daß sie sich vor dem Gesinde genierte.

Nun konnte sie nachts wieder bei ihm aufsitzen und mußte noch froh sein, wenn der Schulz im anderen Wandbett schnarchte und nichts hörte von all dem Zeug, was er schwatzte.

Ihr wurde schon ganz graulich dabei.

„Karl!“ sagte sie am andern Morgen zu ihrem Sohn, „id glöw warraftig, dem hat det Fräulein von Pastors wat andauhn mit dat ewige Musitmachen. Dat kün'n sien swafer Kopp jo nich verdrägen.“

„Jo, Mudding, det glöw id ool. Loat em dor man nich miehr hingahn, wenn hei wedder up is.“

Eveli hörte schon am zweiten Tag von der schweren Krankheit ihres Freundes. Aber sie empfand nicht viel dabei. Sie war ihm böse. Daß man sie mit ihm necken konnte, ging ihr denn doch gegen den Strich. Sie war sich bewußt, gut und nett mit ihm gewesen zu sein, dachte, er müsse nun tiefe, ehrfürchtige Dankbarkeit für sie haben. Statt dessen machten sich die Mägde darüber lustig, als wenn sie etwa in ihn verliebt wäre!

Und er? Wie er da auf der Ofenbank gefessen hatte, und überhaupt sein ganzes Benehmen in der letzten Zeit — es stand ihr plötzlich in anderem Lichte. Was hatte er sich denn gedacht?

Ein herber Mädchenzorn erfaßte sie. Wie konnte er es wagen, an Liebe bei ihr zu denken! Konnte man denn nicht einmal gegen einen Mann freundlich sein, ohne daß er gleich solchen Sinn hineinlegte?

Wie er ihr plötzlich verleidet war!

* * *

Es war viel vom kranken Schulzensohn die Rede im Pfarrhaus. Die harmlosen alten Leute merkten Evelis verbißenes Schweigen dabei nicht, nur die Boldt warf ihr manchmal einen neugierigen Blick zu. Der Kampf um Rom wurde vorläufig

abgebrochen, Eveli mußte nun kleine Zeitungsgeschichten, die die Zwischenzeit füllten, vorlesen.

In einem Vormittag sagte die Großtante: „Wütte, diesmal kannst du Paul die Bouillon bringen, ich kann mit meinem ollen Rheumatismus nicht durch den Schnee, sonst habe ich's Sonntag wieder in den Füßen. Nimm man den großen blauen Topf, da oben links vom Bort. Und nimm dir Onkels Radmantel um, da bleibt die Suppe warm drunter. Braucht Schulzenmutter sie nicht erst wieder aufwärmen, die hat Wirtschaft genug im Hause.“

Eveli war noch immer ganz starr. „Ich soll gehn?“

„Ja du, Kinding! Magst du nicht? Hast Hauschuhe an, ja? Na, da zieh dir man andre an. Die Mädchen schid ich nicht. Da muß der Kranke immer denken, er wird bloß so abgetan. Ein liebes Gesicht ist das beste Gericht. Da bekommt's auch besser.“

„Aber Tante Marie, er liegt doch noch im Bett.“

„Soll er das nicht? Es wäre schlimm, wenn er schon wieder 'raus wäre. Oder hast du Angst vorm Bett, du eine Doktor-tochter? Doch man nicht! Gehst dein lieber Papa nicht auch an Damenbetten? Kinding, wer wird sich wohl so haben? Wo man einem kranken Menschen was Liebes tun kann, da ist's doch wohl egal, was er grade anhat, ein Hemd oder einen Frack. Vor Gott haben wir alle gar nichts an.“

Eveli stand ganz beregnet unter der Strafrede. Sie wußte nicht, was tun. Sie konnte doch der Großmutter nicht sagen, warum sie nicht hingehen wollte, das wäre doch wieder zu gemein von ihr gewesen. Mit Ausreden kam man hier auch nicht durch. Also nahm sie in Kuckucks Namen den blauen Topf, goß die Suppe ein, holte von der Diele des Onkels Radmantel und trat in große Gummischuhe, innerlich entschlossen, doch nicht bis vor sein Bett zu gehen.

Vor der Haustür lief sie mit Fräulein Boldt zusammen, die mit einem Baden Streichhölzer vom Dorfsträmer kam. Ohne lange zu überlegen, hielt Eveli sie fest, drängte ihr mit fliegenden Worten den Topf auf, band sich den Mantel ab und warf ihn ihr über. „Bitte, bitte, Boldting, gehn Sie. Ich mag ihn nicht besuchen, wenn er im Bett liegt; er ist so schon dreist genug. Und sagen Sie Tante Marie nichts davon. Bitte, bitte, ja?“

„Meintswegen!“ sagte die Boldten. „Dann nehmen Sie mir man die Streichhölzer ab. Verdanken kann ich's Ihnen ja nicht, Fräulein.“ Und sie trabte davon.

Eveli wollte ihr unter einem plötzlichen Gedanken noch nach-

rufen: „Aber sagen Sie ihm nicht, daß ich nicht wollte —“ denn ihr stand plötzlich das knabenhafte Gesicht mit dem schwermüthigen Lächeln vor Augen, wie es da so allein lag, so sehnsüchtig vielleicht, und in seiner Krankheit auf ein gutes Wort, auf einen Gruß von ihr wartete — aber es war zu spät, über die Straße schreien konnte sie doch nicht. Mit einem seltsamen Gefühl von Unruhe und leiser Reue ging sie ins Haus zurück.

Fräulein Boldt aber, die den Abend mit dem Wurstmachen dem jungen Lübtheen nicht vergessen konnte, nahm gern diese Gelegenheit zu seiner Abkühlung wahr. Sie marschirte mit dem blauen Topf, den sie bei allen Rachegeanken sorglich vor der Kälte in Herrn Kirchenrats Mantel gehüllt hatte, und mit ihren festen Tritten durch die Vorderstube, Klinkte die zweite ohne Umstände auf und ging zu dem Kranken, der allein und todunglücklich in seiner Verlassenheit dalag.

Das Schlimmste in seiner Krankheit war vorbei, augenblicklich hatte er nicht einmal mehr Fieber. Aber er fühlte sich um so elender. Die Sehnsucht nach Eveli zehrte an ihm, und am meisten litt er darunter, daß er nun wieder krank war. Vor ihr! Ein hilfloser Lazarus, schwach und erbärmlich. Was sie wohl dazu sagte? Ob sie ihn sehr darum verachtete?

Oder vielleicht hatte sie Mitleid? fragte nach ihm? Ob es nicht möglich wäre, daß sie einmal herkäme? Herr und Frau Kirchenrat waren gar nicht ängstlich in dieser Beziehung. Ihre Nichten und Entelinnen, und was sich hier so an jungen Mädchen einfand, hatten sie immer mit Suppen geschickt, sobald eines krank war, sei es nun eine alte Frau, ein Bauer, ein junger Knecht, eine Wöchnerin oder sonst was.

Seit gestern wartete er. Er durfte gestern zwar noch keine Fleischsuppe essen, hatte der Doktor gesagt, aber bisweilen kam die Kirchenrätin dem Doktor zuvor. Wenn er in seinem Wandbette den Kopf hob, konnte er durch das eine Fenster den ganzen Hof übersehen. Das Genid tat ihm schon weh vom vielen Verdrehen. Ach, wie er matt und ungeduldig war! Unter dem schweren Federbett warf er wild den jungen, schlanken Leib umher. Da sah er Fräulein Boldt im Mantel über den Hof kommen. Alle seine Hoffnungen stürzten ein. Er fiel ins Kissen zurück, und aus dem mageren Gesicht drohten der Eintretenden zwei böse blaue Augen entgegen.

„Na, Herr Lübtheen, was machen Sie für Geschichten? Ein junger Mann und krank! Was heißt denn das! Na, da setzen Sie sich man fixing auf und essen Sie unsere Suppe. Die wird Sie schon wieder zu Kräften bringen. Und entschuldigen Sie

man, daß ich sie herbringe. Frau Kirchenrat hatte nämlich das Fräulein damit geschickt, aber die wollte nicht."

Jählings fuhr der Oberkörper vom Kissen auf. „Die wollte nicht?"

„Nein," sagte Fräulein Boldt gleichgültig und tat, als sähe sie des Jünglings Aufregung nicht, holte aus dem Schapp einen Teller und einen Löffel, goß ein, ließ den blauen Topf auf dem Tische stehen und brachte in der einen Hand den Teller, in der andern einen Brettstuhl. „Nein, die wollte nicht. ‚Boldtting‘, sagte sie zu mir, ‚gehen Sie man, bitte, und sagen Sie Tante Marie nichts. Es ist mir so eklich, ihn im Bett zu besuchen.‘ Ja, so sind die jungen Mädchen heutzutage, Herr Lübtheen."

„So — eklig —" stammelte er mit versagender Stimme.

Da kriegte sie doch einen großen Schreck. Er war kreideblau geworden und sank langsam hintenüber. Seine Augen standen, groß vor Qual, noch blauer als sonst in seinem verzerrten Gesicht. Das gutmütige alte Mädchen kam sehr in Sorge. Das hätte sie doch nicht sollen, einen Kranken so aufregen!

„Nu, nu," sagte sie beschwichtigend, stellte Stuhl und Teller hübsch und gerade und ging ans Kopfsende, ihn zum Essen aufzurichten; „eklich hat sie nu wohl nicht gerade gesagt. Das habe ich mir bloß so zugebacht. Kann ja aber gern falsch sein. Sie war wohl selbst ein bißchen erkältet und wollte nicht auf die Straß', das ist's."

Aber der junge Mann glaubte ihr nicht. Ich bin ihr eklig, eklig — dachte er unaufhörlich. Immer noch bohrten sich seine starren blauen Augen in die niedrige Kalkbede über seiner Bettstiche.

„Kommen Sie ein bißchen hoch, Herr Lübtheen. Ich helfe Ihnen sitzen," bat die Boldt.

„Nein, nein. Gehn Sie man bloß, ich kann nicht."

„Aber die Suppe, Herr Lübtheen, mein Gott, Sie müssen doch erst mal ein kräftiger Mann werden, vordem wird Ihnen ja nichts glücken."

„Ich will nichts essen. Gehen Sie bloß. Ich kann nicht. Nachher. Jetzt gehn Sie aber weg."

„Und nicht einmal ein Dankeschön kann ich der Frau Kirchenrat mitnehmen?" sagte die Boldt vorwurfsvoll.

„Ach was!" stieß der junge Mann ungeduldig heraus und warf den Kopf auf die Seite.

Endlich ging sie, er blieb allein mit seiner Verzweiflung.

Neuntes Kapitel

Eveli machte sich nun doch Sorgen um den armen Freund. Ihr gutes Herz regte sich. Dazu drückte sich die Boldt so unklar, ja beinahe verlegen aus, wenn sie wegen jenes Suppenbesuchs befragt wurde. Aber: selber hinzugehen, sich nach seinem Befinden zu erkundigen, dazu konnte das Mädchen sich doch nicht entschließen. Der Ärger über des jungen Menschen Übergriff kam bei solcher Vorstellung immer wieder nach oben.

Die Schulzenfrau schickte schon am Abend jenes verhängnisvollen Tages und ließ sagen, ihr Sohn wolle jetzt nicht essen; Frau Kirchenrat möge sich doch vorläufig noch nicht bemühen. Unter solchen bedrohlichen Anzeichen fing nun Onkel Traugotts Wirksamkeit an. Aber er kam bald zurück und schüttelte den Kopf. Wenn der Schulzenjunge nicht essen mochte, so mochte er noch weniger beten und sich anpredigen lassen. Was doch plötzlich für ein hartes Kerngehäuse in solchem weichen Jungen steckte, wer hätte das gedacht! Der Onkel war ganz betreten und bekümmert, die Tante ebenfalls, nur Eveli und die Boldt wußten Bescheid, aber wie zwei schlimme Mitschuldige vermieden sie, einander anzusehen.

Nun schien es im Hause noch weit stiller geworden zu sein, seit abends die Hausglocke nicht mehr ging und ein fremdes Element mit hungrigen Augen und glühender Seele hereinkam. Das Vorlesen hörte jetzt vor Weihnachten auch ganz auf.

Eveli wußte, daß Paul Sübtheen bereits wieder auf sei, in Haus und Hof herumgehe, aber hierher kam er nicht. Wäre nicht das Weihnachtsfest gewesen mit all seiner Unruhe und Trubelei, so hätte man sich im Hause wohl noch mehr mit ihm beschäftigt. Aber nun hatten die alten Kirchenrats ihren Kopf so voll wie ganz junge Leute an ihrem ersten selbständigen Christfest. Alle die Kinder und Onkel mußten bedacht werden, der Baum, die Leute. Die Krippe machte der Kirchenrat in jedem Jahr selbst, pappte, klebte, schnitzte immer neue Figuren, besserte Schäden aus.

Zum Fest wurde Ottomar erwartet, da mußten für ihn noch Gardinen gewaschen werden. Am Sonntag vor Weihnachten fiel sogar der Gang ans Meer aus. Wie wichtig mußten dem Onkel seine Arbeiten sein.

Eveli ging aber trotzdem hinaus. Sie war lusthungrig, müde und ein wenig melancholisch. Daß sie zu Weihnachten hier blieb, gerade um das „ganze Jahr rundum“ hier zu verleben, wie der Vater wollte, war ihr schon recht, aber etwas Einsames, Un-

befriedigtes hatte sich in all dem frohen Trubel um sie her in ihren Sinn geschoben. All dies auf den einen Punkt konzentrierte Leben und Schaffen hier im Haus griff sie plötzlich an. Sie kam sich fremd, ja eigentümlich alt dazwischen vor, und kindlich erschien ihr dies emsige Tun und Denken, nur um ein paar kurze Weihnachtstage.

In ihrer Regentappe und Großtantes Fade ging sie aus, in das nasse, windige Wetter hinein. Sie war in jener niedergedrückten Stimmung, in der man alles Helle und Frohe nur in der Vergangenheit sieht, die Gegenwart öde und leer, und sich an das eigene frühere Selbst neidisch erinnert.

Unter diesen Betrachtungen merkte sie nicht, daß Paul Lüthgen schon lange am Feldwege an einem Baum stand und sie kommen sah. Er war, weltmüde wie sie, in den sinkenden, trüben Tag hineingelaufen. Jetzt bebte er an allen Gliedern vor Erregung. Sie kam! Was sollte er tun? Weglaufen? Aber war denn dies ihr Weg? Hatte er nicht dasselbe Recht wie sie, hier zu gehen? Nein, und obwohl der Boden unter ihm schwankte, einmal wieder, einmal wieder nach den entsetzlichen Wochen mußte er sie sehen, ihre Stimme wieder hören.

Er lag ja nicht mehr im Bett. Hier war er ihr doch nicht mehr eklig.

Ein paar Schritte nur mehr entfernt, sah sie ihn plötzlich und stockte im Gehen. Es war ihr ein so unsäglich lieber Anblick, hier mitten in der grauen, schlechten Stimmung, ein Mensch, dem sie etwas galt, der sie verehrte, der sie aus dieser faden Unwichtigkeit, in der sie sich selbst hier fühlte, heraus hob, daß ein Freudenrot ihr Gesicht überzog und sie mit ausgestreckter Hand auf ihn zuging.

„Sind Sie wieder da? Ist jetzt alles wieder gut mit Ihnen?“

Er konnte nicht sprechen vor einem Glückschreck, der ihm förmlich schmerzhaft durch Mark und Bein fuhr. Nicht einmal ihre Hand drücken konnte er, er hatte gar keine Kraft in seinen Knochen. Als wenn er im nächsten Moment in Luft vergehen müsse, so war ihm.

„Und wie blaß und mager,“ sagte Eveli. „War's denn so schlimm?“

Er tat ihr so leid. Sie fühlte, daß er viel mehr um sie, als durch die Krankheit gelitten habe. Wie hatte sie nur so hartherzig sein können. Er war ja doch nie anders als bescheiden und ehrfürchtig gewesen.

Er schüttelte nur stumm und heftig den Kopf. Sie sollte nicht denken, daß er schlimm krank gewesen war, daß dies über-

haupt etwas zu bedeuten hatte. Er war so herunter, daß er beim ersten Wort geschluchzt hätte. Wenn er das doch nur erst über hätte, so daß er ihr etwas zu seinen Gunsten sagen konnte! — —

Sie gingen nun miteinander ein Stück in den Nebelregen hinein. Eveli fing an zu klagen, sie möge Weihnachten nicht mehr. Die Vorbereitungen fielen ihr auf die Nerven. Hier im Hause drehe sich jetzt jeder Gedanke um dies eine.

„Ich mag Weihnachten auch nicht,“ sagte Paul Lübtheen mit einer Stimme, die ganz obenauf saß, weil darunter noch die kaum zu bezwingende Erregung rumorte.

Diese unbeschränkte Zustimmung tröstete Eveli ungeheuer; sie brauchte all dies, was sie fürchtete, nun doch nicht mehr unterzuschluden und so zu tun, als dächte sie anders. Sie begann sich jetzt ausführlich in Klagen zu ergehen, schmolzte, brauchte unartige Ausdrücke, stampfte mit dem Fuß, lehrte so recht ihr verbossenes Innere nach außen.

Dieser Vertrauensbeweis beglückte den Jüngling über alle Maßen. Hinten, ganz dahinten, wie ein Traum im Nebel versank ihm die Welt mit ihrem „Eelig“. Alles war plötzlich anders, die ganze Welt verwandelt. Der große Klotz im Halse löste sich auch allmählich, die trostlose, zerrissene, tränendrohende Stimmung versank. Er sprach mit. Er gab ähnliche Empfindungen von sich. Er erklärte das heimliche Schenken für dumm. Schon seit Jahren suche er sich vorher im Baden aus, was er haben wolle. Den Baum bei ihnen puße die alte Udelesche, die Mutter von dem Hütelnecht.

So marschierten die beiden Menschlein in den Nebeldunst hinein und schimpften um die Wette auf die alte Weihnachtsfitt.

Und als sie wieder umkehrten, sich so recht satt geschimpft und gelästert hatten, und fernher durch den Dunst die ersten Dächer des Dörfchens bligten, fühlten sie es beide am Herzen, wie einen stillen, großen Zauber. Rechts und links von ihnen tropfte es schwer von den kahlen Zweigen, immer dichter und enger umhüllte der feuchte Dezemberabend das schweigende Feld. Und hinter den Nebeln stand, noch unsichtbar, aber so tief und seltsam geheimnisvoll der alte, herrliche, ewiggrüne, lichterstrahlende Weihnachtsbaum.

* * *

Paul Lübtheen war wieder zu Hause bei Kirchentats. Die Mutter verbot es ihm, er sagte nicht nein, nicht ja und ging doch. Es war auch nun etwas anderes als vordem. Eveli sang

nicht mehr oder wenn, doch nur Weihnachtslieder. Das lag hier so in der Luft. Keines schimpfte auch mehr. Sie saßen wie zwei artig gewordene Kinder, vergoldeten Nüsse, zogen Fäden durch Pfeffertuchen, denn ein ganzer, richtiger, großer, bunter Kinderbaum war es bei Kirchenrats, war es immer gewesen und konnte es nicht anders sein. Es war ja auch für das ganze, ganze Dorf, für vierhundert Kinderherzen, denn in den Festtagen wurden hier die Stuben nicht leer.

Ein stiller, weicher Ton war zwischen Eveli und ihrem jungen Freund. Dieser war wie in Angst vor den eigenen starken Empfindungen. Noch lagen die eben vergangenen Wochen wie ein schwarzes Grauen hinter ihm. Sein Herz war noch zu schwach, ähnliches zu ertragen. Er hielt sich ängstlich selbst zurück. Kaum daß er wagte, mit den Augen nur die Fingerlein zu lieblosen, an denen das Schaumgold so zierlich und flatterig klebte.

Am ersten Feiertage kam Ottomar. Er war so recht ein ausgehungertter Weltmensch, der jeden Zipfel des Zuhauseins mit Bier verschlang.

Er lag in der Weihnachtsstube den halben Tag lang auf dem Sofa, ließ die Beine über die Lehne baumeln, aß unaufhörlich Apfel und Pfeffertuchen und guckte in das grüne, glitzernde Gewirr der Zweige. Seines Vaters Krippe bestaunte er, als sei er noch das vierjährige Bübchen und schauete sie zum erstenmal.

„Dies ist Lebenskunst, Mutting,“ sagte er, „hier heilen sich alle Nerven aus.“

„Aber dies ist doch gar keine Kunst, Jüngling,“ sagte die Kirchenrätin, die solche weltlichen Reden nicht verstand. „Ich habe schon mit Vater gescholten, sieh mal, der große Hirte guckt gar nicht nach dem Engel, sondern weit weg über alle Berge, als wenn's ihn gar nichts angehe, was passiert. ‚Du mußt doch immer kritisieren,‘ sagte dein Vater zu mir. Ja, alter braver Jung, es ist auch recht: bewundere du man immer die Kunst von Vater, und sag's ihm auch mal. Er hört das doch gern.“

Zu Eveli sagte Ottomar in der bekannten Lage, die Beine über der Lehne: „Du, Nichte Eva, ich soll dich übrigens von Cordes grüßen oder vielmehr, er läßt sich dir gehorsamst empfehlen.“

„Ach — der —“ sagte Eveli sich besinnend.

Wie weit, wie weit lag schon wieder diese Gestalt zurück.

Ottomar, ganz entgegen seinem Sommerverhalten, nannte Eveli jetzt nie anders wie Nichte, er betonte sein Onkeltum bei jeder Gelegenheit. Überhaupt war er ganz anders wie im

Sommer, elegischer, er redete beständig von der Jammerbarkeit des Daseins.

Am dritten Festtag, ehe er wieder abreisen mußte, war er mit Eveli nach Tisch ein halbes Stündchen allein in der Weihnachtsstube. Eveli hatte ihm von der Boldt ein Täschchen starken Kaffees ausgewirkt und ihm selbst Zigarren aus Onkel Traugotts Stube heruntergeholt. Er zeigte sich seltsamerweise sehr dankbar für ihre Sorglichkeit.

„Du bist ein gutes kleines Mädchen,“ sagte er, „und ich habe dich eigentlich recht gern. Weißt du, ich will's dir man jetzt sagen, denn euch armen Dingen tut's doch immer wohl, mal so was zu hören: also ich hätte dich beinah gefragt, ob du nicht meine kleine Ehefrau werden möchtest, aber ich habe es mir wieder überlegt. Ich habe mit Cordes darüber gesprochen. Es ist nicht damit. Wir sind zu nah verwandt, Lütting. Ich bin doch dein Onkel im zweiten Grade, nee, nee — lieber nicht. Man hat da so Fälle — — — ja, wenn die dreimal verfluchte Wissenschaft nicht wäre! Die ganze schöne, kräftige Naivität geht dabei zum Teufel. Und wenn diese alte despotische Dame noch immer recht hätte, aber Gott bewahre! Es könnte alles famos werden, du kleine Eveli, mit uns beiden. Kinder könnten wir kriegen, um Wände damit umzurennen. Aber das Gift ist nun einmal drin, das verdirbt jeden Gedanken. Hätte ich nur lieber Theologie studiert, wie Bating. Dann glaubte ich nur an einen lieben Vater im Himmel und baute zu Weihnachten eine Krippe, in der der Hirte sich nicht einmal für die Engel interessiert und ganz wo anders hinguckt.“

Eveli hatte erst lachen wollen, aber diese Schließche Art hatte immer etwas, was ihr zu Herzen ging. Sie sah auch, daß der lustige Ottomar ernst und blaß geworden war. Da stand sie auf, ging zu ihm und reichte ihm freimütig die Hand: „Ich danke für die Ehre, die du mir antust,“ sagte sie, aber nur halb im Scherz, „ich hätte nicht gedacht, daß du mich so möchtest, aber sei nicht zu böse auf die Wissenschaft, denn ich glaube, ich hätte dich doch nicht geheiratet.“

„Warum nicht?“ fragte er. „Liebst du einen andern?“

„Nein, das nicht.“

„Wirklich nicht?“

„Nein, ganz wirklich nicht,“ sagte sie und sah ihm in die Augen.

„Überhaupt keinen?“

„Nein. Früher hab' ich's wohl auch getan, aber seit ich hier bin, bin ich die Liebe ganz los.“

„Du läßt dich also nur lieben?“ fragte er nicht ganz ohne Bitterkeit.

„Ach — nein doch, dafür kann ich doch nichts und es ist gewiß auch nicht ernst mit dir. Das kommt mir so unwahrscheinlich vor, du vergißt es auch sicherlich bald wieder.“

„Das überlasse mir nur selbst,“ versetzte er ziemlich kühl. „Übrigens dachte ich jetzt gar nicht an mich.“

„An wen denn?“

„Wie du erschrickst! Siehst du, du wirst schon rot, du weißt genau, wen ich meine.“

„Aber — nein — ich —“

„Liebes Kind,“ sagte Ottomar hochfahrend und griff in die Kiste, sich eine Zigarre anzuzünden, „ich würde dir doch raten, da ein bißchen vorsichtig zu sein. Ich muß gestehen, ich bin in diesen Tagen sozusagen entsetzt gewesen. Die Blide, die dir dieser mülhbärtige Schwindlichtsandidat schmeißt, sind sehr deutlich. Erlaube mir als deinem Onkel dir zu sagen: ich kann das nicht schön finden, von ihm nun geradezu suspect, aber von dir auch nicht gerade hervorragend —“

„Von mir — ja aber was — und was soll das alles heißen? Was fällt dir bloß ein! Blide — ich weiß nichts von Bliden —“

„Wirklich nicht?“ fragte Ottomar spöttisch, warf das Streichholz fort und sah sie durch eine leichte Rauchwolke an.

Eveli geriet in große Not.

„Ja, früher mal — wohl schon — oder nicht — es kam mir mal so vor — aber er ist so bescheiden, immer! und so einsam hier —“

„Bescheiden, so — —“ sagte Ottomar, ein wenig erregter.

„Du, ich danke für diese Bescheidenheit. Seine Augen wenigstens sind nicht bescheiden. Und einsam? Warum ist er einsam? Seine eigene Schuld. Was bildet der Strunk sich denn eigentlich ein? Und du sprichst das mit einem so gewissen Unterton aus — — Ja, wenn bei euch Mädchen erst das Mitleid anfängt —“

Eveli war dunkelrot, außer sich.

„Ich verbitte mir deine Verdächtigungen!“ rief sie bebend.

„Wie darfst du dir so was konstruieren. Was geht mich der dumme Junge an! Wie kannst du mir so einfach etwas unterlegen, von dem ich meilenweit entfernt bin. Mitleid, ja, meinetwegen, aber sonst — lächerlich. Was kann ich dafür, was er denkt? Aber er soll —“

„Still! da kommt Vater die Treppe herunter. Na, es ist ja auch schon gut. Entschuldige nur, kleine Nichte. Ich tue Buße. Ich habe mich da wirklich wohl vergaloppiert. Sei nicht

mehr böse, nein? Ob Much wohl schon anspannt? Verdammt, nun ist die Zeit auch wieder mal vorbei. Aber hör mal: Gewöhne dem Jungen das Schmachten ab. Es gehört sich nicht.“ — — —

Pauls Unglück wollte es, daß er ins Haus kam, arglos, als guter Kaffeegast, als Ottomars Wagen noch nicht die Station erreicht haben konnte.

Eveli machte ein ungnädiges Gesicht. Am allgemeinen Kaffeetisch setzte sie sich auf einen andern Platz, so daß die Boldt zwischen ihnen saß. Wenn er etwas sagte, antwortete sie nie. Nachher in der Weihnachtsstube wurde ihre Ungnade noch viel deutlicher. Er bekam immer nur ihren Rücken zu sehen. Und als er einmal, voll steigender Angst, sich mit einer Frage an sie wandte, sagte sie, statt ihm zu antworten: „Ich gehe jetzt, ich habe noch Briefe zu schreiben.“

Ging und kam nicht wieder.

Über eine Stunde wartete er. Es fiel nicht auf zwischen den ein und aus laufenden Dorfleuten. Dann aber mußte er, daß sein Unglück wieder aufgewacht sei.

Er wollte nun nicht mehr warten, ob die Abendstunde sie wieder brächte. Mit einem Grauen vor der eigenen Dual, die nun bei ihm zu Hause saß und auf ihn wartete, nahm er seine Mütze und ging hinaus.

— — — — —
Wenn man sich nur mit ihr aussprechen könnte! Sie fragen: Haben Sie etwas gegen mich? Habe ich etwas Schlechtes gesagt oder getan? Darf ich Ihnen nicht huldigen, ganz still und wunschlos? Oder bin ich Ihnen durch irgendetwas wieder — eilig geworden?

Über das ging ja nicht, das ging ja nicht, das ging ja nicht!

Stumm beiseite gehen, zu Hause sitzen und sich bis zum Wahnsinnigwerden abquälen: Was hat sie? War's Laune? War's bitterer Ernst? Was soll ich tun? O Herrgott, im Himmel, was soll ich tun? — — —

Das, das, das allein war sein Teil. Nun sieh zu, wie du damit fertig wirst. Nun fang dies Gräßliche wieder von vorne an. — — —

Er hielt's doch nicht aus, er lief wieder hin. Eveli ging über die Diele, als er hereinkam. Sie nickte kaum, ging in eine hintere Tür und kam nicht wieder zum Vorschein. Da lief er wieder fort.

Diesmal ganz voll von einem neuen Gedanken: Er wollte ihr schreiben. Sprechen ist so schwer. Unmöglich ist es. Wenn

sie einen so kühl und hart ansieht, wer kann da was sagen! Und sie sieht einen ja gar nicht mal an. O, fühlt sie denn nichts davon, wie neben ihr ein Herz vergeht? Ist's ihr ganz egal? Ist sie aus Stein, aus Eisen?

Sie muß doch sehen, sehen, merken —

Aber vielleicht hatte sie gar keine Ahnung, wie stark, wie todesmutig sie geliebt wird. Wenn sie es lieft, dann, dann wird sie es glauben. Das wird sie rühren.

Dann — wird alles gut.

Die ganze Nacht über in der eiskalten Kammer schrieb der Schulzenjunge seine arme Liebe in Worten nieder. Und kaum war eine halbe Seite voll, da zerriß er es wieder. Das war ja alles nicht für sie, die so gebildet war! Ganz, ganz anders mußte es klingen.

Und es klang anders. Es klang bald so, bald so. Es klang hoch, es klang tief, laut und leise, bang und trotzig, nüchtern und überschwenglich, stolz und demütig. Und nichts war richtig.

Als unten im Hofe in nächtlicher Stille der Haushahn zum erstenmal krächte, ging er mit all den zerrissenen Papierblättern — es war ein ganzer Haufen — in die Küche hinunter, stieß die Zange in die Kohlen und warf alles hinein.

Dann stand er, an den gelbgetünchten Balken gelehnt, sah den züngelnden Flämmchen zu und schluchzte trocken und krampfhaft.

* * *

Der Schulz nahm seinen Jungen mit auf den Wagen in die Stadt und ließ ihn von dem Doktor Standfuß gründlich und lange untersuchen. Der dürre Leib des Jungen bebte vor Erregung. Dann sagte der alte Doktor kein Wort, ließ ihn sich anziehen und hinausgehen. Der aber horchte an der Tür.

Doch Doktor Standfuß kannte seine Leute. Es war kein Wort zu hören, das er sagte, nur ein unheimliches Raunen aus heiserer Bierkehle. Da aber hörte Paul einen kurzen, starken, schnell unterdrückten Ausruf seines Vaters. Nun dachte er: Ich werde also sterben. Schon gut. Ich will auch gar nicht anders.

Als der dicke Schulz heraustrat, war sein rotes Gesicht aschfahl. Er liebte doch seinen dummen Jungen trotz allem. Jetzt schnauzte er ihn an: „Knöpp dien Jach tau. Wi fiihnr noah Hus.“

Und unterwegs sprach er kein einziges Wort, Paul auch nicht.

Der war in einer Art Ekstase. Ich werde sterben, und sie wird's wissen! An meinem Grabe wird sie Neue fühlen. O, wie das wohlthut!

Blötzlich eines Tages, durch die Mägde bekam er es zu wissen:

Er würde in ein Sanatorium gebracht werden, dort machten sie ihn gesund.

Eine rasende Angst überkam ihn. Ihn fortbringen, ihn einsperren in ein Krankenhaus, daß sie ihn vergäße! Dort vielleicht sterben, allein, unbeweint, fern, fern von ihrer lieben Nähe! Denn: gesund werden, mit dieser Sehnsucht im Herzen, nie! Und er wollte es auch gar nicht. Was sollte ihm die Gesundheit? Er brauchte sie nicht mehr. Sie liebte ihn ja nicht. Sie stieß den Bittenden zurück.

Die Angst vor dieser Wendung machte ihn erfinderisch. Er spielte vor seinem Vater den Gesunden, unterdrückte den Husten, tat froh und sorglos. Sogar kleine Stallarbeiten leistete er ungeheiß. Viel konnte er nicht. Die letzte Krankheit hatte ihn sehr geschwächt. Aber man war gut zu ihm, wenn er etwas tat, oder ermahnte ihn, sich auszuruhen. Auch sein Vater faßte ihn einmal mit derber Zärtlichkeit ans Kinn.

„Na, Jung', büßt all 'n büschen väter, joa? Bruuten dat oll Sanatorium nich, nee?“

So ein alter, dicker Bauer ist in der Hinsicht bald herumzutriegen, das merkte Paul mit Genugthuung.

Kirchenrats schidten, er solle doch wieder zum Vorlesen kommen. Er ging nicht. Sein Leben bereitete einen andern Weg vor.

Nein! Er wollte ihr durch seinen Anblick nicht zur Last fallen. Sie sollte sehen, wie treu er ihrem grausamen Willen gehorchte.

Nach ein paar strengen Winterwochen kam ein merkwürdig milder Februar. Schon blühten in allen Gartenwinkeln die Schneeglöckchen. Eine weiche, ziehende, unruhig machende Sehnsucht lag in der Luft.

Paul hatte ein paar Tage Fieber. Aber das wußte nur er allein. Er ging und saß damit herum. Seine Familie lobte ihn um seine roten Waden. Wenn er husten mußte, ging er hinten ums Haus herum.

Dort sah man über Gartenland und sprossende Zweige im Sonnenschein das Dach des Pfarrhauses. Rauch stieg vom Schornstein auf.

Der kranke Jüngling lehnte an der Hauswand, die Brust vom Husten geschüttelt. Seine Blicke gingen hinüber nach dort, wo sie lebte und fröhlich hantierte, während er hier, angesichts ihrer Stätte, in Einsamkeit und Todesnot verging.

Ihm war, als kämen die Töne durch die Luft, jene lange nicht mehr gehörten, unvergeßlichen, unaussprechlich geliebten Töne, und Wort für Wort, Laut für Laut sang seine Seele sie mit:

„Wenn ein treues Herze in Liebe vergeht,
Dann welken die Lilien auf jedem Beet.
Da muß in die Wolken der Vollmond gehn,
Damit seine Tränen die Menschen nicht sehn.
Da halten die Englein die Augen sich zu
Und schluchzen und singen die Seele zur Ruh.“

* * *

Eine schwere Vorfrühlingsnacht lag auf der Erde.

Eveli konnte, von starker Unruhe bewegt, nicht schlafen. Das fahle Licht einer bedeckten Mondnacht füllte die weite kahle Liebestube, in der sie lag. Sie wurde zum erstenmal seit Wochen von dem Gedanken an Paul Lübtheen gequält.

Gestern, Sonnabend, beim Abendessen hatte Werner so nebenbei verlauten lassen, es hieße im Dorf, Paul Lübtheen habe Blut gehustet, und nun sei der alte Schulz wie unsinnig vor Angst und wollte ihn gleich Montag früh in ein Sanatorium nach der Schweiz bringen. Er sei sofort, am selben Tage noch, zur Stadt gefahren und habe sich Geld von der Sparkasse abgehoben. Im Hause fluche er herum wie ein alter Türke, schimpfe mit seiner Frau und habe sich aus Kummer einen Rausch angetrunken.

Darüber hatte Eveli noch schlafen können. Es tat ihr leid, regte sie aber nicht auf. Sie dachte sogar, es sei gut, daß er eine Weile fortkomme und seine dumme Neigung zu ihr dabei vergessen werde. Zwischenein bedrückte es sie wohl, daß sie hart mit ihm hatte sein müssen, und daß es nun nicht unmöglich sei, daß er gar nicht wiederköhre. Auch fürchtete sie sich ein wenig vor seinem Abschiedsbesuch. Aber sie nahm sich dann vor, recht gut zu ihm zu sein. Das würde ihn trösten und hatte, da er dann fortreiste, ja keine Folgen mehr.

Unbeschwert und sorglos war ihr Schlaf in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag gewesen.

Aber heute vormittag in der Kirche hatte sie ihn gesehen.

Das Gefühl des Schulzen lag dem Pfarrgestühl gerade gegenüber. Meist saßen hier indessen nur die Alten, die Söhne zwischen dem Männergesangsverein auf dem Chor. Heute aber saß Paul drüben neben seiner verweinten Mutter im schwarzen Bipseltuch.

Eveli sah ihn beim Eingangsgefang unwillkürlich an, und da bekam sie einen heftigen Schred. In dem ganz hager gewordenen Gesicht standen die beiden grellblau leuchtenden Augen unverwandt wie die eines Fieberkranken und Irren auf sie gerichtet.

Es war gar kein Blick mehr darin, wie man gewöhnlich blickt. Als sei sie gar kein lebendiger Mensch, der zurückblicken könne, auf den man Rücksicht nimmt, sondern nur mehr noch das Bild eines Menschen, an dem man sich wie im letzten Todeskampf ansaugt.

Ihr wurde siedend heiß, sie schlug die Augen nieder und fühlte doch die feinen unverwandt auf sich gerichtet. Sie versuchte, es zu vergessen, an das Lied zu denken, das sie sang, zur Seite zu blicken, die Leute in den Bänken anzusehen, aber sie konnte den schrecklichen Bann, der von drüben her über sie geschlagen war, nicht los werden. Wie um mit einem leichten Gegenblick den bösen Zauber zu verscheuchen, sah sie wieder hinüber: unverändert starrten die Augen, wie leblos und doch von unheimlichem Leben erfüllt, sie an.

Das Herz begann ihr zu klopfen. Wie entsetzlich dies nun wieder war, das er ihr antat. Alle Leute mußten es doch mit der Zeit merken. Was fiel ihm nur ein? Betrug er sich nicht wie ein Unsinziger?

Sie versuchte jetzt, mit ihm in Konnex zu treten, ihm ihre Meinung deutlich zu machen. Sie runzelte die Stirn, machte eine leise schüttelnde Bewegung des Kopfes. Er merkte es wohl, aber die Wirkung gab ihr plötzlich ein eiskaltes Gefühl der Hilflosigkeit ihm gegenüber. Denn ohne daß sein Blick auch nur für das Teilchen einer Sekunde seine Bahn verließ, verzog sich der Mund zu einem leisen, sonderbaren Lächeln, das für einige Zeit stehen blieb und dann wieder verging.

Es lag etwas so entsetzlich Unheimliches in diesem Lächeln, etwas Unbeirrtes, unnatürlich Überlegenes, etwas, das so vollkommen von allem Gewohnten abseits stand, daß Eveli das jähe Gefühl hatte, sie habe gar keine Handhabe mehr, den da drüben zu halten. Er war ihrem eigenen Willen und Meinen so entrückt wie ein Geisteskranker, der keine Verantwortlichkeit mehr hat.

Eine Dual ohnegleichen war das Aushaltenmüssen unter seinem Blick. Sie wußte nicht, wohin mit ihren Augen. Jede Bewegung, die sie machte, fühlte sie als gezwungen und unfrei. In ihr wechselte Hitze und Kälte. Ihre Füße begannen zu zittern. Ein paarmal war es so weit, daß sie aufspringen und davonlaufen wollte. Konnte ihr nicht schlecht geworden sein, die Nase bluten oder ähnliches? Das kam doch vor. Aber sie wagte es dann doch wieder nicht. Sie war jetzt überzeugt, das ganze Dorf hier in der Kirche, Fräulein Boldt neben ihr nun vor allen, sähe, was sich zutrug, und würde wissen, daß sie vor Paul Sübtheens Blicken flüchtete. Es ging nicht.

Aushalten, aushalten. Die Kirche dauerte ja nicht ewig, und vielleicht hörte er auch von selber auf, sie anzusehen.

Nein. Als der Onkel auf die Kanzel kam, empfand sie einen Moment eine Erleichterung. Sie konnte jetzt den Kopf zu einem bestimmten Zeitpunkt drehen. Und vielleicht ließ er nun auch von ihr ab. Es blieb dieselbe Not. Er ließ nicht ab. Und sie empfand seine Blicke unausgesetzt und fühlte ihre eigene Haltung unnatürlich wie zuvor.

Keine halbe Sekunde während der anderthalb Stunden Kirchzeit konnte sie etwas anderes denken oder fühlen. Sie gab sich Mühe wie nie, zuzuhören, und vernahm nur abgerissene Worte ohne Sinn. Die Qual dieses Aushaltenmüssens war so stark, daß sie sogar nicht einmal zum richtigen Zorn kam. Es war gar kein Mensch mehr da drüben, dem sie erlag, sondern eine Naturgewalt, gegen die es keine Hilfe gibt.

Beim Schlußvers wagte sie noch einmal, hinüberzusehen, und nun geschah das Schrecklichste dieser ganzen Zeit. Sie verlor plötzlich sich selbst und das Empfinden ihrer selbst und wurde gewaltsam und unwiderstehlich zu ihm hinübergezogen. Auch sie mußte ihn anbliden, starr, gebannt. Wie zwei Irre, die außerhalb aller sonstigen Gesetze stehen, verschlangen sie sich beide mit den Blicken. Es war ein Zusammenkommen voll unermesslichen Grauens. Eine Vereinigung im leeren Raum — ein gemeinsames Fallen ins Unendliche — — —

Ein heftiges Zupfen am Arm riß sie aus ihrer Erstarrung. Alle Leute standen schon zum Segen. Fräulein Boldt sah sie nicht an, war aber so krebsrot, wie Eveli leichenblaß war.

Als alles vorbei war und die Leute mit Gepolter und Gerutsche aus den Bänken drangen, faßte das alte Fräulein Eveli unter den Arm.

„Werden Sie ohnmächtig?“ raunte sie heiser vor Aufregung.

„Halten Sie sich fest. Herrgott, was war denn das?“

„Nichts, ich kann gehen,“ sagte Eveli, aber die eigene Stimme kam ihr geisterhaft fremd vor.

Der Schulzensohn blieb neben dem Gestühl stehen, bis alle hinaus waren. Eveli fühlte seine Blicke noch auf ihrem Rücken, bis sie hinaus waren. Als sie ins Haus kamen, war ihr einziger Gedanke: wo hat er jetzt seine Augen? Und sie konnte nichts andres denken, als daß sie durch Stein und Balken ihr nachdrängen und sie nicht losließen.

Fräulein Boldt nahm sie mit in ihr Stübchen, bettete sie auf ihr eigenes Sofa, loderte ihr die Kleider, lief und holte ihr

frisches Wasser. Eveli zitterte an allen Gliedern, die Zähne schlugen ihr zusammen.

„Gott, Gott, was war das bloß!“ sagte Fräulein Boldt, hob ihr den Kopf, schloß ihr Wasser ein. „Ich wollte schon immer mit Ihnen rausgehen, der Mensch hat ja keinen Verstand mehr, der ist ja irr. Die ganze Zeit, die ganze Zeit, o mein Gott — den werden die Eltern noch wo anders hinbringen müssen als ins Krankenhaus.“

„O still doch, still doch,“ flehte Eveli, dann plötzlich packte sie den Arm der Boldt und brach in einen wilden, erlösenden Weintampf aus.

Die alten Kirchenrats hatten nichts gemerkt; es sorgte schon jeder ganz unwillkürlich, daß auf den stillen, sonnigen Altersweg dieser beiden treuen Herzen nicht so schnell ein Schatten fiel. Und die eigene tiefe Harmlosigkeit ließ sie übersehen, was oft alle Leute sahen.

Am Nachmittag ging Eveli mit dem Onkel, wie immer, ans Meer. Sie war jetzt etwas ruhiger geworden. Selbst wenn sie ihm begegnete, sie wollte sich nicht mehr so haltlos unterjochen lassen; aber sie begegnete ihm nicht. Und die große Erhabenheit und Unnahbarkeit der gewaltigen Natur tat ihr wohl und stärkte sie.

Beim Zurückkommen am Abend sagte die Großtante: „Der arme Jung', unser Paul war hier. Lieber Gott, was ist aus dem Jung' geworden! Er läßt dich grüßen, Traugott. Siehst's mir noch an, Alter? Ich habe stundenlang geweint um den alten dummen Jung'! Er ließ sich auch gar nicht trösten, stand stur da, mit so großen blanken Augen, und sagte fast kein Wort. Ich habe ihm denn was aus dem lieben Gotteswort vorgelesen, aber ich glaube, er hat nichts davon gehört, und ich konnte vor Weinen auch nichts mehr raustriegen.“

„Ich gehe noch mal hin,“ sagte Onkel Traugott.

„Ja, ja, Altling, tu's man. Aber ob du ihn findest —“

Er fand ihn auch nicht, nicht einmal körperlich. Wo er damals herumlief, wußte keiner.

Eveli dachte, und die zitternde Angst kam von ferne wieder heran — ob sie, sie ihm nicht nachlaufen müsse. Aber dann stand sie im Abenddunkel an ihrem Siebelfenster, das auf den Garten und drüber fort auf die Schulzenwiese sah, und starrte hinunter mit einem jähen Schmerz in der Brust, der keine Erklärung hatte.

Doch nichts regte sich, weder hier noch drüben.

Beim Abendessen quoll ihr alles in der Kehle. Die Angst

in ihr stieg. Sie sprang plötzlich auf und rannte hinaus auf die Straße. Es war etwas geschehen, jemand hatte sie gerufen.

Aber alles lag still. Schwer hingen die Wolken, und nur von drüben, über die Erde her, Klang vereinzelter Lärm aus der Wirtsstube.

Die Nacht, die Nacht, wie war sie schwer!

„Morgen ist er fort, morgen geht er, er wird vergessen, er wird gesund werden. Morgen um diese Zeit ist er schon weit hinter Berlin —“

Es waren alles leere Begriffe. Der Trost war kein Trost, er half ihr nichts, er kam an die Unruhe gar nicht heran, die da drinnen wühlte.

„Schlafen, schlafen — laß doch alles — was kannst du helfen — was hast du mit seiner Krankheit zu tun — er hatte sie ja schon immer — ich bin doch nicht schuld — und was sollte ich machen? Ihn wiederlieben? Aber wird denn jeder wiedergeliebt? Kann ich dafür —? Laß doch alles. Schlafen, schlafen — —“

Aber die Unruhe wuchs; eine Angst war in ihr, wie sie noch nie gehabt hatte. Sie wollte sich zwingen, liegen zu bleiben, aber es ging gar nicht mehr, sie mußte hinaus. In bloßen Füßen ging sie ans Fenster.

Wie die Wolken zogen! Nur ein Schein des Mondes blidte hin und wieder durch.

„Mond,“ flüsterte sie, „sage du mir, ob etwas mit ihm geschieht? Ob er noch so verzweifelt blickt — kannst du ihn nicht trösten?“

Sie faltete die Hände, es war wie ein Gebet, das sie hinausschickte: O tröste ihn, tröste ihn doch. Grüß ihn von mir. Ich war ihm ja immer so gut, mußte ja viel härter tun, als ich wollte. Sag's ihm. Er soll nicht mehr verzweifelt sein. Schicke ihm Viderung. Er soll schlafen, in süßer Ruhe — — —

Es wehte vorüber wie eine Erinnerung an banges, schwermütiges Tönen. Sie griff danach. Da formte es sich zu Worten, und sie hörte sich mit der eigenen Stimme singen, aber fern wie Geisterwehen:

„Da muß in die Wolken der Vollmond gehn,
Damit seine Tränen die Menschen nicht sehn.
Da halten die Englein die Augen sich zu
Und schluchzen und singen die Seele zur Ruh.“

Am Morgen schlief sie doch noch ein und länger als sonst. Als sie um acht herunterkam, schien schon die helle Sonne. Fort war der bange Vollmondsput. Was ist denn geschehen? Ich

war überreizt. Jetzt fährt er längst in den neuen Tag hinein, dem neuen Leben entgegen.

Aber als sie in die Wohnstube kam, empfand sie einen jähen Schlag am Herzen.

Die Kirchenrätin saß in ihrer Sofaede und weinte, und der Boldt kirschrotes Gesicht war wie mit Asche bestreut. Sonst war niemand da. Und die Boldt sah Eveli an — —

Da erstarrte alles in ihr, und im selben Moment wußte sie, daß Paul nicht mehr auf Erden war.

Sie machte den Mund auf und wieder zu, ohne einen Laut hervorzubringen.

Da sagte die Boldt leise mit zitternden Lippen: „Vor einer Stunde haben sie ihn gebracht.“

„Wo — wie —“ stammelte sie, und das Zimmer begann sich um sie zu drehen.

„Am Strand hat er gelegen — angespült,“ sagte die Boldt. In Evelis Kehle rang das Wort: tot —?, aber es kam nicht heraus.

Da hob die Kirchenrätin ihr tränenbeströmtes Gesicht aus dem Tuch, faltete in namenlosem Schmerz die Hände und rief: „Das hat er vorgehabt, der Jung', unser armer, armer Jung'! Er konnt's nicht abwarten. Hörte er denn nicht, daß der liebe Gott ihn schon rief? Ach, diese Kinder, nicht abwarten, nicht abwarten! O Gott, Gott, sei ihm gnädig! Er wußte ja nicht, was er tat! Ach, der arme alte Jung'!“ Und die Tränen strömten unablässig.

Sie kann weinen, dachte Eveli in wildem Neid. Um sie her war es wie ein Entsetzen, das nie mehr weichen würde.

Da fingen die Gloden an zu gehen.

Die Boldt schrie jäh auf und brach in lautes Schluchzen aus. „Gestern um diese Zeit gingen sie auch — zur Kirche!“ jammerte sie, „da war er noch lebendig — und ich sagte noch — — ach, wer kann das all vorauswissen — ich hätte ja sonst —“

In Schluchzen gingen ihre Worte unter.

Da stand die Großtante auf.

„Komm, Kinding,“ sagte sie zu Eveli, „wir gehen mal hin. Onkel ist schon lange da. Ich muß ihm doch noch einen Kuß auf den Mund geben, dem lieben alten Jung'. Hörst du, daß die Gloden für ihn gehn? Ach, ich kenne meinen guten Alten. Er greift Gottes Gerichten nicht vor. Komm, komm, gib mir das Tuch. Nun wollen wir gehen, als seine tapferen lieben Freunde, ihn zu besuchen.“

Sie gingen nicht über die Dorfstraße, wo die Menschen in

Gruppen standen, sondern durch den Garten und den Wiesenweg entlang. Da standen die ersten frühen Weilchen dicht in Busch und Gras.

„Pflüde sie ihm, Kinding,“ sagte die alte Frau. „Wir wollen ihm einen großen, großen Strauß mitbringen.“

Eveli kniete nieder. Ihr war, als sollte ihr das Herz zerspringen.

„Blick nicht herein, blaue Blümelein,
Ihr macht meinem Schläfer die Träume so schwer.“

Hell lachte die Sonne über dem Frühlingstreiben. Von Tränen blind, konnte Eveli kaum den Weg mehr sehen.

Voll von Menschen stand der Hof. Es surrte und summtete um sie her wie in einem Bienenschwarm. Als man die Kirchenrätin sah, wurde es still. Die Männer zogen die Mützen, alles machte Platz. Sie ging hindurch an Evelis Arm. Die Tränen fielen ihr unaufhörlich auf ihr großes gehäkeltes schwarzes Tuch.

In der zweiten Vorderstube, im Wandbett der Mutter, lag der Tote. Der Kopf etwas hintenüber, die Augen, diese leuchtenden blauen Augen, gebrochen, nicht ganz von den Lidern bedeckt. Man hatte ihm den Rock abgezogen, das blonde Haar, nach hinten aus der Stirn gestrichen, war noch etwas feucht.

So jung, so jung, wie ein Knabe sah er aus.

Der alte Kirchenrat stand neben dem Schulzen, der auf einem steilen, harten Stuhl mitten in der Stube zusammengesklappt hockte. Nebenan zwischen Weibern aller Art weinte und schrie die Mutter. Da ging die Kirchenrätin still auf das Bett zu, beugte sich darüber und küßte den Knaben auf die kalten Lippen. Sie nahm das junge Haupt in die beiden alten, weißen Hände, forschte und forschte in dem Gesicht, küßte die gebrochenen Augen.

„So schlaf du man weiter, du alter törichter Jung'. Sind wir nicht am Ende alle wie du? Wollen wir nicht alle oft und oft unserm Herrgott vorgreifen? Nicht, Traugott? Komm mal her. Sag mal, wird unser Vater im Himmel strenger mit diesem Jüngling sein, als mit uns alten sündigen Leuten?“

Der Kirchenrat kam und legte den Arm um seine Frau.

„Nicht ich, Miekling — Gott war bei ihm in seiner letzten Stunde. Nicht ich weiß, was darin vorgegangen ist. Soll ich vielleicht richten, dem Gott längst vergab? Schlaf wohl, mein Jung', die Gloden gehen — dem zu Ehren, der kein Wohlgefallen hat am Tode des Sünders.“

„Gib die Weilchen her, Lütte,“ sagte die Kirchenrätin in einem beinahe heiteren Ton.

Eveli stand mit stürzenden Tränen, als die alte Frau dem toten Knaben den Strauß in die Hände gab.

„Ihr macht meinem Schläfer die Träume so schwer —“

„Komm doch auch her, Kind. Steh nicht so weit. Willst du ihm nicht einen Abschiedskuß geben? Er war doch eine lange Zeit dein guter Freund.“

Eveli wollte gehen, aber es hing ihr wie Blei in den Gliedern.

„Daß ihn dein Schatten, dein Schatten nicht weckt —“

Sie konnte nicht, sie durfte nicht. Rief es sie nicht an, wie drohendes Murmeln im Bach:

„Geh hinweg, geh hinweg, böses Mägdelein!“

Sie drückte die Hände vor die Augen. Er schläft, laßt ihn schlafen. Er mußte ja schlafen gehen. Ich darf, ich darf nicht zu ihm. Hört ihr's nicht alle? Seine arme, schwer erkämpfte Ruhe — —

„Daß ihn dein Schatten, dein Schatten nicht weckt —“

„Komm doch, Kind,“ sagte auch der Onkel.

Sie stöhnte nur.

Ich darf nicht hier sein. Ich bin nicht gekommen, als er in Sehnsucht sich verzehrte. In diesem Bett, in diesem Bett hat er auf mich gewartet. Nun bin ich hier. Aber er wartet nicht mehr, nie mehr —

„Halt doch mal das Kind, Traugott, sie schwankt ja. Mein Gott, Lütting, kannst du den Tod nicht sehen? Ach ja, junge Herzen müssen ihn erst gewöhnt werden. Bring sie zum Stuhl, Traugott.“

„Nein, Mietling, ganz fort. Es ist besser.“

„Und to diß Lied künnten wi all up de Fsenboahn führen —“ grummelte der Schulz halb blöde vor sich hin.

Behntes Kapitel

Wie ein schöner bunter Blumenstrauß, den man zerrissen, auf den Weg geworfen und zertreten hat, war jetzt das Dasein für Eveli Magnussen. Es war, als könne sie den Tag zwischen Morgen und Abend kaum mehr hinbringen in Töpensee. Alles quälte hier, alles rief Erinnerungen auf, die wie mit Dolchen und Messern sie verfolgten. Es gab kein Ausruhen, kein Entlasten hier.

Kämpfte sie mit Gedanken dagegen an, wollte sie die nervöse Schreckhaftigkeit und Berrissenheit durch vernünftige Erwägungen abtun, so wurde es nur noch schlimmer. Es kam aus allen Winkeln herbei; längstvergeffene Worte und kleine Erlebnisse, alles hatte plötzlich Gesicht und Bedeutung, warf sich über sie, daß es wie eine Erstidung war. Gar nicht darüber nachdenken, gleichsam darunter weglaufen, Stunde um Stunde, das war noch das einzige.

Im Dorf verlautete hier und da, wohl den Eltern und dem Pastor mit seinem kirchlichen Begräbnis zuliebe (auch hatte der alte Standfuß dies als selbstverständlich vertreten), daß kein Selbstmord, sondern ein Unglücksfall vorliege. Der junge Lütheen sei bei anbrechender Nacht aus irgendeiner seiner poetischen Marotten heraus auf einem Fischerboot auf die See gefahren und dann, des Segelns unkundig, über Bord gestürzt und ertrunken. Das herumtreibende Boot, das sein Besitzer noch in der Nacht bei Vollmond vermifste und dann auffand, schien das zu bestätigen. Ein paar Stunden später fand er die Leiche am Strand und erkannte den Toten. Sehr weit draußen konnte er nicht gewesen sein.

Eveli glaubte nicht an diese Auffassung. Sie fühlte auch, daß er allein seiner Krankheit wegen den Tod nicht gesucht hätte. Sein Herz war gebrochen, das war's.

Ihr blutjunges Leben sträubte sich, dieses Bewußtsein in seiner ganzen Schwere zu tragen. Sie wollte nicht, weil sie nicht konnte. Unter der vollen Anerkennung ihrer Verantwortung wäre sie schwermütig geworden. In ihr war etwas, das immer wie mit zugekniffenen Augen die Last von der gegenwärtigen Stunde hob und sie der nächsten reichte. Sie mogelte sich gleichsam an den Stunden vorbei, und trotz allem war es immer und alle Tage, als schritte sie durch eine enge und endlose Gasse von Nadeln und Spitzen, dazwischen sie keine einzige freie Bewegung machen konnte, sich nicht umsehen, nicht nach rechts noch links kehren, und doch trotz aller Vorsicht beständig geritzt und verwundet wurde.

Gerade dies stille Pfarthaus wurde für sie fast unerträglich. Die alten arglosen Leute quälten sie mehr als eine böshafte, stichelnde Umgebung dies gekonnt hätte. Denn gerade der Friede, der hier wehte, regte sie bis zum Berrücktwerden auf. Daß weder der Onkel noch die Tante auch nur ahnte, welche verhängnisvolle Rolle sie selber in dem Trauerspiel ausfüllte, machte ihr alles nur noch schwerer. Und sagen konnte sie es ihnen doch nicht. Zwar ein paarmal in ihrer äußersten Not war sie

nahe daran, aber zur rechten Zeit unterließ sie es. Es wäre Selbstsucht gewesen, sie auch dies noch mitleiden zu lassen, und ob es dann wirklich leichter für sie selbst geworden wäre, wer konnte das voraus wissen!

Nun kam auch noch der Frühling mit seinem ganzen herben nordischen Zauber.

Ein paar Wochen hielt sie es aus. Sie glaubte immer noch, sie könne es, es werde besser werden. Aber es schien sich immer noch zu verschlimmern. Ihre Angst vor dem kommenden Tag war oft so groß, daß sie den Kopf ins Kissen steckte und weiter zu schlafen versuchte, wenn längst schon Zeit zum Aufstehen war. Dann hatte sie nachher einen schweren, dumpfen Kopf und war noch um so mutloser.

Als man in Töpensee sich zum Osterfest rüstete, schrieb sie nach Hause, sie wolle fort. Sie ahnte freilich schon, daß dies nicht gut abgehen würde. Es kam auch ein sehr ärgerlicher Brief vom Vater an. Nun also sei es ihr auch da schon wieder vor der Zeit über. Das gäbe es nicht, sie habe auszuhalten. Ob sie sich nicht schäme. Also kurz und gut: sie bleibe bis zum Herbst da und damit Punktum.

Eveli war verzweifelt. Es ging doch nicht, es ging doch nicht. Ach, wenn Papa alles wüßte! Was sollte sie nur tun?

Und sie zerbrach sich solange den Kopf nach Vorwänden, bis sie darauf kam, den wirklichen Grund zu schreiben. Leicht wurde es ihr nicht, aber sie sah keine andre Hilfe.

Sie konnte es nur mit ein paar Worten sagen, eine lange Geschichte davon erzählen, ging nicht. Mit bangen Augen sah sie dem Briefträger nach. Nun trug er ihr schreckliches Geheimnis mit über Felder und Wege.

Zwei Tage später kam ein Brief von Doktor Magnussen an Onkel Traugott. Eveli müsse nach Haus kommen, seiner Frau helfen, sie habe jetzt wohl genug Kochen gelernt. An Eveli selbst kein Wort.

An einem regnerischen Frühlingstage schied Eveli von Töpensee. Sie weinte. Ihr riß ein Stück Leben ab, ein großes, schönes, das sie hier gehabt hatte. Wie doch so schwer der Abschied werden konnte nach soviel Leid und Angst!

„Grüß Matilde und die Kinder! Und Ottomar und Gottlieb und Adolf und die Mädels! Und alle und alle! Ach, Onkel Traugott, und grüße das Meer!“

„Ja, Gütting, du wirst mir sehr fehlen, da unten auf den Steinen!“

Unten auf den Steinen. Da hat sein junger Leib gelegen!

„Geh hinweg, geh hinweg, böses Mägdelein —“

In Regenschleiern, rechtsab vom Dorf, unter Lärchen und Birken sah der Kirchhof hernieder auf den Weg. Da kam im Vorüberfahren zum erstenmal ein weiches Sichlösen über Evelis krampfhaft gespanntes Empfinden.

Nun mache ich dir deine Träume nicht mehr schwer! —

* * *

Der Papa war nicht böse zu ihr, sondern gut und weich. Er setzte sich mit ihr aufs Sofa und ließ sich alles sagen. Sie hatte erst gedacht, es würde ihr unmöglich sein, aber es ging dann doch, sogar gut. Unter Tränen, in armseligen stotternden Worten kam der Bericht. Es machte das zentner schwere Herz doch ein bißchen leichter.

„Nu ja, nu ja,“ brummte der Doktor dazwischen, „der arme Jung’. Viel Widerstandskraft war eben nicht da. Traurig für dich, Lütte, aber was nützt das. Von Schuld ist dabei keine Rede.“

„Doch Vater. Das ist es doch.“

„Ja, ja. Wir sind alle schuldig aneinander. Das ist das Leben. Nicht zu machen. Ich wäre dir übrigens auch dumm gekommen, wenn du mir da einen verschwärmten Schulzenjungen hättest heiraten wollen. Also lassen wir jetzt das Kapitel. Du mußt es eben allmählich untertriegen, was andres gibt’s nicht. Wenn’s dich gar nicht angegriffen hätte, würde es mir auch nicht gefallen. Ewig Bonbon zu lutschen, dafür sind wir nicht auf der Welt. Aber was jetzt mit dir anfangen, Puppe? Eigentümliches Pech hast du mit solchen Geschichten, das muß ich sagen. Na, wir wollen die Hoffnung noch nicht aufgeben, daß es auch mal anders kommt. Also was willst du jetzt? Kochen kannst du, vom Malen hast du genug, was soll also jetzt kommen? Seilkanzen?“

„Ich weiß nicht, Papa. Sag du’s,“ bat Eveli müde.

„Ich. Na ja. Bleibst also vorläufig hier. Wollen mal sehen, ob wir nicht ein bißchen mehr Leben in die Bude kriegen. Ich werde alte Beziehungen nach Hermannspfort auffrischen.“

„Ach, Papa, laß lieber alles. Ich mag jetzt keine Gesellschaften.“

„Was? Nonsens! Ein junges Ding hat nicht melanflüterig zu sein. Der Schulzenjung’ ist tot, den machst du nicht wieder lebendig, und ist auch gar nicht nötig. Es geht wertvolleres

Leben zugrunde als seines, ohne daß wir uns alle darum in die Erde zu setzen und die Läden zuzumachen brauchen. Also nun munter! Du hast den Jüngling lange genug besetzt. Jetzt will ich keine Regentraufe im Haus haben."

Eines Tages, an ihrem Geburtstag, als sie zwanzig Jahre alt wurde und mehrere Freundinnen bei sich hatte, und als durch alles Reden und Lachen hindurch die wunderbaren Töne nicht in ihr schweigen wollten, paktete sie eine trotzige Lust. Nun, ihr Gespensler, wenn ihr nicht anders wollt, ich bin noch da, ich lebe noch!

Sie sprang auf, lief ins Gartenzimmer. Tief, tief unten, unter Notenheften hatte sie damals nach ihrer Ankunft das grüne Buch mit den Schubertliedern vergraben. So heftig kramte sie danach, daß ein Stoß Noten zur Erde glitt und sich verstreute. Sie achtete nicht darauf, setzte sich, schlug den Klavierdedel auf.

"Meine Laute hab' ich gehängt an die Wand,
Hab' sie umschlungen mit einem grünen Band.
Ich kann nicht mehr singen, mein Herz ist zu voll.
Weiß nicht, wie ich's in Reime zwingen soll.

Warum ließ ich das Band auch hängen so lang?
Oft fliegt's um die Saiten mit feuzendem Klang.
Ist es der Nachklang meiner Liebespein,
Soll es das Vorspiel neuer Lieder sein?"

Soll es das Vorspiel neuer Lieder sein?

Dieses Lied an diesem Tage war bedeutungsvoll geworden, denn es wurde wirklich ein Vorspiel. Die entzückten Mädchen liefen zu der Frau Doktor, sie zu holen. Die eine, die selber Gesangstunde gehabt hatte, erklärte, Evelis herrliche Stimme müsse unter allen Umständen ausgebildet werden. Niemand sah das schneller ein als Frau Berta. So wurde ihr schon im Kochtopf untergegangenes Eveli nun doch noch ein Stern.

Kampf im Hause Magnussen. Der Papa war wirklich zu allem Guten bereit, aber dies ging ihm doch ein bißchen über die bekannte Hutschnur. Er wurde wütend, er wurde grob — dazu war nicht viel nötig.

Eveli, erst verblüfft, beunruhigt, lehnte ab. Aber nicht lange, da glühte ihr dieser neue Plan schon in allen Adern. Sie fühlte, daß sie eigentlich schon längst die Musik geliebt habe. Nur war es unbewußt gewesen, sie hatte nicht daran gedacht, daß man darin noch so sehr viel lernen, so viel weiter hineindringen könne. Nun tat sich eine ganze große neue Welt vor ihr auf.

Ihr Zagen, ihre Angst, alles Schwarze und Bange in ihr fiel ab wie unter einem Zauberwort. Ja! sie wollte. Auf! Hinauf! Ins Leben, in die Kunst hinein!

„O Papa, o Papa, du mußt, du mußt es erlauben!“

Es haben schon mehr zwanzigjährige Töchter dem grim-migen Papa am Halse gehangen, haben den weichen Punkt bei ihm herausgefunden und alle ihre Lanzen da hineingebohrt. Es sind schon mehr unbeugsame, langbärtige Riesen mürbe gemacht worden von so zappligen Dingern, die sich an ihre sorgfältig versteckten Vaterherzen festbissen und nicht wieder los-zuwerden waren. Doktor Magnussen war nicht der erste und nicht der letzte auf Erden.

Und als es wieder Winter wurde, reiste Eveli Triumphatrig ab nach der kleinen mitteldeutschen Konservatoriumsstadt, wo es zwar keinen Onkel und keine Tante gab, wo aber eine Jugend-freundin von Frau Berta, eine verwitwete Doktorin Langerhain ein Pensionat für die Musikschülerinnen unterhielt.

* * *

Eveli war eben eine schwere, fast unerträgliche Last auf eine erstaunlich leichte und schnelle Weise losgeworden. Dieser schnelle Abwurf zitterte noch in ihr nach.

Sie war innerlich aufgereggt. Sie hastete nach neuen Freuden, nach Lebensgenuß und Leichtigkeit. Noch immer stand so etwas wie ein schwarzes Schreckbild im Hintergrund. Eine wahre Angst hatte sie vor Alleinsein, Stille, sanfter Träumerei, ja sogar vor Naturschönheit. Laute Menschen, Musik, Theater, künstliche Erregungen mußte sie haben.

Hier versanken die Müllerlieder wirklich. Sie mußte Löne singen und Übungen. Viel Musik auch hörte sie. Sie warf sich mit leidenschaftlicher Wonne, wie mit ausgebreiteten Armen hinein.

Das ganze Konservatoriumsleben behagte ihr. Es stand abseits vom Leben der übrigen Stadt, ward von den Spieß-bürgern hier ziemlich über die Achsel angesehen. Der Name Konservatorist hatte einen kleinen bösen Nebenklang hier, obwohl die Stadt dem Konservatorium viel verdankte.

Doch bei der Doktorin Langerhain merkte man nichts davon, daß man hier eigentlich zu den Parias gehörte. Es war ein leichtes lustiges Leben. Die Doktorin selbst sah bei ihren Zög-lingen an manchen kleinen Seitensprüngen vorbei, hatte zum Beispiel nie eine Ahnung davon, wenn eins ihrer sechs bis acht Mädcheln einen guten Freund bei sich im Zimmer hatte zu einer Zigarette.

Eveli gefiel es so über die Mäßen gut, daß hier alles, alles anders war, wie anderswo. Man hatte hier nie schwerfällige Bedenken irgendwelcher Art. Alles, was man tun mochte, tat man auch. Sogar die Dienstmädchen schienen nichts dabei zu finden, wenn es hier aus und ein lief von zottligen Künstlermähen.

Ihr ganzes bisheriges Leben kam ihr plump und schwerfällig vor. Sie hatte alles immer so grenzenlos wichtig genommen. Hier: wupp! sprang man über jedes Hindernis fort. Es ereignete sich im ersten Monat, daß ein junger Geiger sich mitten auf der Straße erschoss. Eine Liebesgeschichte hatte auch dabei mitgespielt; man zeigte Eveli die Betreffende, eine bildschöne Opernnovize. Kurz darauf sah man sie schon wieder wie vorher im Café und Theater. Anzumerken war ihr nichts.

Da kam Eveli sich selber in ihrer Not und Angst kindisch vor. Wie schwer hatte sie das Leben genommen.

Sie hörte auch gern zu, wie die andern erzählten. Da kamen schöne Geschichten heraus! Dann sollte sie auch beichten, aber sie tat's nicht, es war ihr plötzlich unmöglich. Auch von Peter Plot konnte sie nichts sagen. Allenfalls ihre Tanzstundenenerlebnisse, aber die waren denen hier natürlich zu dumm. Anders aber ging es nicht. Nicht einmal vom Magister hätte sie erzählen können. Bei den andern fand sie es nett, bei sich selbst wäre es ihr geschmacklos, brutal vorgekommen. Als wenn sie sich selbst zerrisse, wäre es gewesen.

Ehe es Dezember wurde, liebte sie einen.

Er hieß Egon Dörband, und war ein Klavierschüler von hervorragender Begabung. Alle Lehrer verzogen ihn. Er war ihr eigentlich schon in den ersten Tagen aufgefallen. Er war groß und schlank, trug loses schwarzes Haar, hatte ein tadelloses römisches Profil, eine edle Kopfform und einen weichen großen Mund.

Sobald er sich zeigte, mußte sie verstoßen nach ihm hinsehen. Es war erst nur die Freude an seiner wundervollen, auffallenden Erscheinung. Sie hatte gar nicht den Wunsch nach näherer Bekanntschaft. Überdies sah sie ihn an eine junge Dame geteilt, die schön und stolz wie er, auch gleich ihm das Klavierstudium betrieb.

Bei einer Nachmittagsprobe zu Ende November, als ein Orchesterstück geübt wurde, trat er in den ziemlich leeren Konzertsaal, sah sich suchend um und setzte sich dann neben Eveli. Er nannte ihr nur flüsternd seinen Namen und fragte sie, wie ihr das Stück gefiele.

Das war die Anknüpfung.

Von nun ab verfolgte er Eveli förmlich. Wenn sie sich in der Garderobe ihre Sachen holte, fand sie im Muff oder an das Futter ihrer Jacke geklebt einen Brief von ihm. In eiliger geschmierter Handschrift: „Können wir nicht zusammen sein, da, dort, zu der und der Zeit?“ — Er tat plötzlich, als könne er ohne sie nicht leben.

Die schöne Klavierspielerin ging allein, sie sah verstört und verbissen aus und schoß giftige Blicke nach Eveli. Trotz der Freiheit des Konservatoriumlebens wurde hier schon ebenso geklatzt wie überall.

Eveli hatte erst das ihr natürliche Gefühl der Zurückhaltung. Sie war eigentlich glücklicher über seine Nähe gewesen, als er sich noch nicht so stürmisch an sie herandrängte. Seine wilde Art kühlte sie ab. Wenn da ein Gefühl werden wollte (und sie hatte den großen Wunsch, daß es würde), so sollte es allmählicher kommen. Das langsame Ansteigen und Wachsen von Tag zu Tag dünkte ihr so schön und reizvoll. Jetzt, da es noch im Vorstadium alles dessen war, was werden konnte, durchbrach er plötzlich alle Schranken, riß alles um und war mitten drin. Er tat schon, als sei sie sein Eigentum.

„Mit wem gingen Sie gestern, als ich Ihnen begegnete?“

„Mit Frau Doktor Langerhain.“

„Sie hatten sie untergefaßt. Sind Sie immer so zärtlich zusammen? Ich kann das nicht sehen, es dreht sich alles in mir. Bitte, bitte, seien Sie gnädig, gehen Sie nicht mehr mit ihr Arm in Arm. Ich leide so schrecklich darunter.“

Eveli wollte ihn auslachen, ihn zum Narren haben. Das Lachen verging ihr. Es lag eine Wildheit in seiner Eifersucht, ein Schmelz in seiner Zärtlichkeit, daß er sie unterjochte.

In der Garderobe unter Mäntel und Hüten küßte er sie.

„Die Liebe ist süßer wie Honig.“

Er kam auf ihr Zimmerchen, besah all ihre Familienbilder, faßte alles an, nahm Besitz von ihrem ganzen Leben und Sein. Auf dem geblühten Divan, der ihr nachts zum Lager diente, saß er mit ihr, liebte sie mit der ganzen Raffiniertheit seines auf Genuß gestellten Wesens. Er überwand ihr Widerstreben, pflanzte den Rausch in sie über. Und nach all der Traurigkeit kam ein leidenschaftliches Verlangen über sie, das Leben zu genießen.

Kein Tag, kaum zwei Stunden vergingen, ohne daß sie einander sprachen und sahen. Mit der Freiheit der verfeimten Menschenklasse gingen sie im Winternebel draußen auf den

Wällen spazieren. Sie hatten immer nur zwei Themata miteinander, aber diese beiden, meinte Eveli, füllten auch ein ganzes Leben aus: die Liebe und die Musik. Egon Dörband hatte von Klein auf nur in der Musik gelebt. Es füllte ihn so aus, daß es außer der Liebe kein Interesse für ihn gab. In allen andern Dingen war er gleichgültig, ungebildet, ja dumm. Er wiederum hielt jeden Menschen, der nicht musikalisch war, für leicht blödsinnig; jedenfalls verstand er nichts mit ihm anzufangen.

Eveli empfand schon damals die Beschränkung in seinem Wesen, doch stieß sie das nicht ab. Sie meinte, einem der wahren Künstler des Jahrhunderts, einem der ganz Großen begegnet zu sein.

Eigentümlich waren ihre Gespräche über die Liebe.

Egon Dörband erklärte ihr gleich in den ersten Tagen, mitten im Sturm und Rausch, daß er an eine „ewige Liebe“ nicht glaube. Er habe sie noch nicht erlebt und halte es auch nicht für wahrscheinlich, daß sie jemals komme. Die Schönheit und Süße der Liebe liege gerade in ihrer Vergänglichkeit. Nur das gebe ihr den unvergleichlichen Reiz. Alles auf Flaschen Gezogene werde schal.

Dann fragte er sie ohne weiteres, sie denke doch nicht gleich ans Heiraten wie die kleinen Bürgermädchen.

Sie verneinte beschämt, weil sie nichts andres zu tun wußte, aber in der Nacht darauf lag sie schlaflos und in Tränen.

Sie hatte es ja doch gedacht! Ganz wie selbstverständlich. Als er ihre Liebe erobert hatte, war sie sich ihm auch für Lebenszeit verbunden vorgekommen. Sie konnte sich nicht denken, daß dies je aufhören würde.

Wie sonderbar grausam und schrecklich seine Worte waren!

Im Dunkel der Nacht, in großer Herzensangst, entschloß sie sich, von ihm zu lassen, solange sie noch konnte. Denn sie ahnte schon, daß die Wogen der Liebe immer höher steigen und sie zuletzt vollständig überfluten würden.

Aber als sie ihn wieder sah, war es schon zu spät. Sein bloßer Anblick löschte ihre Entschlüsse aus.

Sie wollte nicht grübeln, nicht an die Zukunft denken. Dem Augenblick sich in seliger Willenlosigkeit überlassen. Vielleicht kam doch noch alles wunderbar und schön. Konnte es denn sein, daß so etwas einfach hinstarb? Und hatte er, der Arme, es bisher nicht anders gekannt, so würde er jetzt das Wunder erleben. An ihr, mit ihr!

Es rührte und bezauberte sie auch, daß er sich ihr so ehrlich in seiner ganzen Art und Natur gezeigt hatte, er, der so leiden-

schafflich abhängig war von ihrer Gunst. Riskierte er nicht damit, sie zu verlieren? Ja, wie nahe daran war es gewesen! Er konnte doch nicht wissen, wie unlöslich die Bande sie schon umstrickt hatten.

Wie leicht belügt man sich und andere in solchen Dingen! Warum sagte er ihr, wie er war? Und es war fast ein Gefühl der Ehrfurcht vor dem großen Kern seines Wesens, das sie zu ihm zog, sie immer fester zu binden.

Nachdem Eveli diese erste Aussprache, diesen ersten Riß überwunden hatte, war es, als stürze sich die Leidenschaft der Liebe noch viel stärker über sie als zuvor.

Sie ging wie in einem Traumleben umher. Und wie bei ihm, gab es für sie jetzt auch nur noch zwei Dinge auf der Welt: die Musik und die Liebe, die sich beide gegenseitig durchleuchteten.

Alles, was er sagte und meinte, schien ihr die herrlichste Offenbarung. Auch wie er die Liebe auffaßte.

„Die Liebe ist süßer wie Honig.“ Sie blieb immer nur ein Ländeln und Naschen. Bei aller stürmischen Eifersucht nur wie das Flattern und Wehen eines spielenden Schmetterlings über einem Blumenbeet. Es kamen auf dem Konservatorium in diesem Winter Liebesgeschichten vor, die einen brutalen Ausgang hatten. Dörband sprach sich darüber zu Eveli mit dem tiefsten Abscheu aus. Er empfände das einfach als einen Mangel an Kultur, ein Mädchen zu verführen und dann nicht zu wissen, was nun. Es sei dies eine proletarierhafte Haltlosigkeit.

Eveli ging an diesem Tage von ihm, bezaubert von der Höhe seines Wesens.

Oft, wenn er spielte, stand sie neben ihm und suchte in seiner Musik nach etwas, das nicht da war. Dann aber meinte sie, es läge an einer altmodischen Gewöhnung, die ihr noch anhafte, und die immer nach einem Inhalt in der Musik suchte, und sie kämpfte dagegen an.

In den Konzerten spielte er oft, und wurde stürmisch gefeiert. Dann saß Eveli mit brennenden Backen unter dem entzückten Publikum. Dies waren fast die Höhepunkte ihres Glücks.

Dörband unterrichtete sie auch im Gesang. Er setzte große Hoffnungen auf sie, verschwieg aber nie einen Tadel. Er war ihr der beste Lehrmeister, den sie sich wünschen konnte. Bei ihrer eigentlichen und approbierten Lehrerin meinte sie in den drei Stunden nicht das gleiche zu lernen wie bei ihm in einer halben. Er war ebenso geduldig wie streng. Oft saß er bis tief in den Abend hinein in ihrem Pensionatzimmer und ruhte

nicht, bis sie die Löne in Färbung und Ausdruck heraus hatte, wie er wollte.

Als der Frühling sich meldete, fühlte Eveli sich oft todmüde. Es war, als sei dieser Winter der angreifendste ihres ganzen Lebens gewesen. Oft kam es jetzt vor, daß sie im Dämmern auf ihrem Divan lag, mit dem einzigen kaum bewußten Wunsch, daß jetzt keiner kommen möge, sie zu stören. — Gar keiner. Und daß sie dann, wenn die Klingel ging und Dörbands Stimme im Flur ertönte, ein leises Gefühl der Abwehr und des Überdrusses hatte. Aber sie stand doch immer auf, ging ihm entgegen und war dann wieder voller Liebe gegen ihn.

Die Zeit vor Ostern war besonders unruhig. Es standen Schülertonzerte bevor und es wurde geübt und geprobt bis zum Umfallen. Dazu kam, daß viele abgingen und es nun beständig hieß: „Wir müssen noch zusammen sitzen, nachher ist's doch vorbei.“ Da zog es sich fast jeden Abend bis nach Mitternacht hin.

Eveli wunderte sich, daß die andern nicht so müde waren wie sie, so unlustig zum ganzen Treiben. Sie schämte sich ihres Abfallens, suchte es zu verbergen, aber dadurch wurde es ihr noch viel schwerer.

Zu derselben Zeit, als das Musikleben, befreit vom öden Bann der täglichen Kleinübungen, eine Art Blüte, eine zusammengedrängte Stärke erreichte, empfand sie zum erstenmal mit Bewußtsein eine Leere am Wesen Dörbands.

Sie stand im Chor bei der Aufführung der Nanie von Brahms.

Und wie dies Werk, das sie in den Proben bis in die Tiefen der Seele erschütterte hatte, jetzt mit der vollen Gewalt der Orchesterbegleitung sie umbrauste, sie mit sich tragend, ihre eigene Stimme mit sich tragend, empfand sie es plötzlich wie einen kurzen Stoß am Herzen: Ihm fehlt etwas. So — ist er nicht.

Nach dem Ende suchte sie ihre Sachen in der Garderobe eilig, wie auf der Flucht. Als sie seinen Kopf von ferne sah — diesen Anblick, der sie hundertmal bis zum Tollwerden entzückt hatte — stahl sie sich davon, lief in die dunkle Frühlingsnacht hinaus, durch die noch nicht vom Strom der Heimkehrenden überschwemmten Straßen. Rechts und links taute es von den Dächern, ein lauer Wind kam drüben von den Waldbergen her.

Sie lief und lief bis in ihr Zimmer, schloß sich ein, warf sich über den Divan. In ihr bohrte es wie der stechende Schmerz einer seltsamen Enttäuschung, wogte vor ihren Augen wie eine dunkle Angst: „Was nun?“ —

Sie wartete, fürchtete das Nachkommen, das Suchen und Fragen. Aber alles blieb still, niemand kam. Da zog sie sich aus und ging zu Bett. Kaum hatte sie die Decke über sich gezogen, da fiel ihr schon der schwere Schlaf auf die Augenlider.

Am andern Morgen fragte Frau Doktor Langerhain: „Wo waren Sie denn geblieben? Wir haben noch gefeiert. Alle fragten nach Ihnen. Herr Dörband wollte Ihnen schon nachlaufen, aber wir hielten ihn fest. Sie hatten so blaß ausgesehn.“

„Ja, ich war müde,“ sagte Eveli.

Was ihr früher nie aufgefallen war, das merkte sie jetzt immerfort: Dörbands Wesen war leer. Selbst seine Musik war nicht das, was sie gedacht hatte, was wohl die meisten hier dachten. Was fehlte ihm denn? Gab es denn einen, der musikalischer war als er?

Die nächste Zeit war erfüllt von diesen staunenden Fragen und Rätseln.

Sie fiel ab im Wesen, auch gegen ihn. Er merkte es wohl. Nun meinte sie, würde der alte Sturm wieder losbrechen, die alten Aufregungen würden sich wieder einstellen. Sie wartete eigentlich darauf — in halber Furcht, in halber Neugier: wie wird das dann auf mich wirken?

Aber es kam nicht. Es war, als sei auch er müde. Er klagte gegen sie über Abspannung und Reisebedürfnis. Er hatte auch, da der Direktor ihn bei allen Vorführungen beschäftigte, mehr als die andern zu tun gehabt.

Erst berührte sie dies Versagen bei ihm sonderbar, enttäuschend. Aber dann rührte er sie. Er war blaß, schmal und nervös geworden. Sie empfand, daß irgend ein Kampf und Sturm ihm jetzt gar nicht möglich sei. Er war einfach müde wie sie.

Ihr Herz, das sich schon in eine Art Verachtung gegen ihn gesetzt hatte, kehrte leise und sanft wieder zurück. Sie glaubte jetzt eine neue Ära in ihren Beziehungen gekommen, die ihr gar nicht mißfiel, ja die sie sogar etwas erleichterte. Eine neue Aufnahme der früheren Leidenschaftlichkeit war ihr jetzt kaum genehm.

Aber auch hierin täuschte sie sich.

Die Freundschaft, die sie sich zurecht phantasiert hatte, erfüllte sich nicht. Es fehlte etwas dazu, daß es nicht werden konnte. War es der gemeinsame Grundton, die Ruhe, auch nur das Einanderbedürfnis? Ihr gegenseitiges Verhältnis hatte etwas Verbrauchtes. Sie hatten sich nichts Rechtes mehr zu sagen.

Dennoch glaubten sie alle beide, daß sie einander noch liebten. Es war eine Art geistigen Anstandsgefühls, das sie aneinander hielt. Sie gingen und saßen zusammen wie sonst, nur das gemeinschaftliche Üben hatte allmählich aufgehört. Aber das war überall so. Keiner hatte jetzt rechte Lust zum Arbeiten.

Wenn Dörband spielte, saß Eveli dabei und freute sich über sein enormes Talent. Was in ihr kritisierte oder auch nur fragte und wühlte, drückte sie nieder, erstickte es. Sie wollte keine Ernüchterung. Nur ein wenig Ruhe jetzt, gar keine Gedanken, keine starken Gefühle.

Als die roten Kastanien blühten, ging Evelis Liebe zu dem Künstler geräuschlos aus wie ein heruntergebranntes Licht.

Es war an einem sonnenleuchtenden Tag. Eveli kam aus der Theoriekunde und nahm mit ihrer Mappe den Weg über den Wall, wo die Vögel in allen Büschen sangen. Dort in den höher gelegenen Wegen setzte sie sich auf eine Bank.

Er hatte sie schon seit einiger Zeit selten mehr begleitet. Auch das hörte jetzt auf. Sie wollte es gar nicht anders und doch empfand sie es heute wie einen Stich. Wie rauschend hatte es angefangen, wie matt lief es aus! War das immer so? Kaum ein halbes Jahr dauerte das große Glück?

Ihr war sehr bange, bange vor sich selbst. Was hatte sie damals alles von ihrer Liebe geglaubt und erwartet! Weiter war es nichts gewesen? Ein kurzer, wilder Traum in Winternächten? So war sie? So schwach, so flüchtig ihre Gefühle?

Er hatte es ihr ja vorausgesagt. Er hatte auch gemeint, es sei nirgends anders. Nur die verlogene Gesellschaftsmoral zwingt dem Menschen den Schein einer dauernden Treue auf. Sie hatte ihm heimlich nicht geglaubt, es ihm an ihrer eigenen Liebe beweisen wollen, wie falsch seine Ansicht sei.

Und nun?

Ausgebraust, abgeheht wie ein gejagtes Wild war ihre Liebe hingefallen und verendet. Ausgepumpt Hirn und Herz. Nicht einmal ein großer Schmerz, eine tiefe Sehnsucht mehr da. Nur ein leises ödes Bedauern: Ja, ja, hier war es schöner, als noch die Nebel zogen um den alten Wall. — —

Auf dem unteren Weg sah sie ihn kommen. Er ging schlenkrig, nachlässig, sah nicht herauf. Ihm entgegen kam eine Konservatorin, die sogenannte Susi, ein leichtfertiges, talentvolles, aber faules Geschöpf. Wie er ihr begegnete, grüßte er, blieb stehen, sah ihr nach. Eveli sah seinen Ausdruck sich merkwürdig beleben. Dann ging er seines Weges weiter.

Er war ihr plötzlich schrecklich, der schöne Egon Dörband mit der klassischen Kopfform.

* * *

Nach den großen Sommerferien, die erst im Herbst endeten, war es im Konservatorium eine feststehende Tatsache: Egon Dörband hat die Susi zur Liebsten.

Susi war eine vom Schlage der Odalisten, eine Sklavennatur mit einem starken Schuß Verlogenheit. Er brauchte jetzt wohl diese Art.

Eveli machte es nicht wie ihre Vorgängerin in Dörbands Gunst. Sie war weder verbittert noch giftig. Nur eine Scham fühlte sie — nicht, daß es vorbei war, sondern daß es so schnell vorbei sein konnte.

Sie machte ihm auch keinen Vorwurf. Wie konnte sie? Er hatte es ihr vorher gesagt. Er war eben so. Es fehlte der Grundton bei ihm, der seine Töne zusammenhielt, im Leben — in der Kunst. Er war nicht schlecht, nicht unedel, nicht kleinlich — aber schwach und leer. Der Genius im Vorüberstreifen hatte ihn genarrt.

Ihr fiel jetzt auch das Weichliche, Unmännliche in der Bildung seines Mundes auf.

Und was ihr damals als die Höhe seines Wesens, als feinste Kultur erschienen war — es war am Ende doch nur eine Spielerei, in der sich seine Schwäche verbergte. Er war nicht einmal einer großen Sünde fähig.

Aber war sie, Eveli, denn anders? Wo war bei ihr die Kraft zur Treue, als dies bei ihm versagte? Hatte sie mehr einzusetzen? Daß sie nicht gleich wieder Lust zu einer neuen Liebe hatte, gleichsam die alte mit der linken Hand wegwarf und die neue mit der rechten aufnahm wie die Kinder, wenn sie Kreisball spielen — das war der einzige Unterschied, und doch kein so sehr großer.

Das Ärgste, was Eveli quälte, war die Abwesenheit jedes wirklich großen Schmerzes. Das beängstigte sie. Sie suchte sich die Liebe für Dörband wieder zurückzurufen, um daran zu leiden, aber es ging nicht. Es war sogar so, daß sie für Susi, statt sie zu beneiden, eine Art Mitleid fühlte. Die hatte nun alles noch vor sich. Sie war so schön durch.

Dieser zweite Winter auf dem Konservatorium, statt traurig und fade zu sein, wurde unerwartet herrlich und stark. Dörbands Liebe hatte ihr ein großes Erbe hinterlassen, das sie allein nicht so bald und schnell würde gefunden haben: die Musik. Sie

stand mit selbstvergessener, empfangender Seele mitten in diesem mächtigen Strom. Wie eine Welt schloß es sich um sie. Schon sah sie nichts mehr von den Ufern, von den Menschen, die da hin und her liefen. Mit Tränen und mit Jubelschreien im Herzen fing sie die goldenen Wellen auf, schaute ihnen mit schwindelnden Blicken nach, dahin wo der breite glänzende Streifen am Horizont das Meer kündigt, die Unendlichkeit, in der Kunst und Leben und alles Sein, dem gebundenen Menschengeiste unverständlich, einmündet.

Elftes Kapitel

Wenn man Eveli fragte, welches Ziel sie bei ihrem Musikstudium habe, so mußte sie meistens nichts zu antworten. Konzertsängerin — dazu war ihre Stimme bei aller Schönheit nicht groß, vor allen Dingen nicht widerstandsfähig genug. Gesanglehrerin — ja, wenn der Vater es erlaubte. Daran hatte sie Grund zu zweifeln. Sonst wollte sie das gern. Die Wahrheit aber war vor allem die, daß sie sich innerlich gar nicht viel mit diesen Zukunftsfragen beschäftigte. Ihr lag vor allem an dem Studium selbst, an der Musik, an der großen und gewaltigen Möglichkeit, sich damit beschäftigten, darin lernen und hören zu dürfen. Und dies schien unermesslich und unendlich.

Sie war jetzt nicht mehr das gläubige Kind wie vor einem Jahr. An ihren Lehrern fand sie viel auszusetzen. Mit dem begeisterten Radikalismus der Jugend verurteilte sie jedes Sichgehenlassen, jede Behändigkeit, jedes geteilte Interesse. Sie wollte auch die ältesten Leute hier in stetem Feuer sehen. Alltagsgesichter vertrug sie nicht. Gegen ihre alte Lehrerin, die früher eine gefeierte Sängerin gewesen war, benahm sie sich ungezogen, weil diese oft halbe Viertelstunden mit den Berichten ihrer einstigen Triumphe füllte.

Eveli begriff diese runzlige, verschminkte Person nicht.

Sie hatte doch einmal, allen Gerüchten nach, eine hochbegabte Kraft dargestellt, ihre Stimme sollte wundervoll gewesen sein. Wie war es dabei möglich, so an Außendingen Neben zu bleiben! Wie armselig und lächerlich, für Beifallklatschen, Kränze und Männerhuldigungen einen so breiten Raum im Gedächtnis zu lassen und das Wahre, Wirkliche als Nebensache, womöglich als Mittel zum Zweck anzusehen! Eveli hielt kaum an sich, um nicht mit einem Ausruf der Betachtung in diese Dokumente der Armseligkeit hineinzuplätzen.

Was sie ihr hingegen zeigte, war eine ungezogene Ungebuld,

die der alten Sängerin nicht entging. Selbst hier noch, vor gedulbigen Zuhörern, da ihr Buhnenglanz verblischen war, suchte sie eine Art Triumph zu feiern. Nun sich Eveli als widerspenstig erwies, ließ sie sie aus ihrer Gunst fallen. Sie gab sich keine Mühe mehr mit ihr und redete schlecht und abfällig über ihre Begabung.

Eveli kostete hier einen kleinen Vorgeschtmack der Buhnenintri- gen.

Das erweckte sie etwas aus ihrem Rausch. Sie blickte um sich und sah, daß die Welt, die sie umgab, recht eng und klein war. Ihre jungen Mitnovizen waren eigentlich nicht besser als die alte ausgediente Theaterheldin. Überdies wurden fast alle diese jungen Sängerinnen zu did für ihre Jahre.

Eveli schlug um sich wie ein unerzogenes Fällen. Sie fand es so empörend, so entsetzlich, daß ihr hier, an der Quelle aller Herrlichkeit, das begegnete. Sie glaubte, es ganz besonders schlecht getroffen zu haben. Hinaus aus diesen Mauern sehnte sie sich. All die Kleinlichkeit, all die Liebelei, wie war sie ihr so über! Wenn sie Ostern nach Hause kam, wollte sie den Vater so lange bestürmen, bis er sie auf eine andre Hochschule brächte. Dort mußte das Leben doch anders strömen! Dort mußte doch die Kunst zu ihrem Rechte kommen.

Hin und wieder lief sie noch im Korridor oder in den Sälen mit Egon Dörband zusammen. Auch er stand vor seinem Abschluß hier und hatte schon ein Engagement an ein großes Institut. Persönlich war er ihr jetzt eigentlich gleichgültig wie eine Wand. Seine Liebelei mit der Susi, die sich noch immer hielt, fand sie geschmacklos, aber sie versäumte nie, ihn spielen zu hören.

Sie hatte jetzt eine sachliche, kühle Kritik über ihn. Bisweilen ließ er sie vollkommen leer, bisweilen ergriff er sie bis zum Tollwerden. Sie machte sich eine Arbeit daraus, diese Eindrücke zu zerlegen, auf ihre tiefsten Ursachen zurückzuführen. Es war ein feines, raffiniertes Studium, das ihr über manchen Verdruß forthat. Sie fing an, die Tragik eines Menschen zu ahnen, dem zum Höchsten im Leben wie in der Kunst nur gerade das letzte Wort fehlt.

Dies Abgebrochene aber machte ihn jetzt zu einer Berrfigur. Zuweilen tat er ihr beinahe leid.

In diesem Jahr wurde unter anderm die Walpurgisnacht von Mendelssohn aufgeführt. Eveli hatte, ohne sich dazu ge- drängt zu haben, eine der Solopartien erhalten. Sie wußte, daß sie ihr mignnt wurde. Es war hier wieder die alte Ge- schichte: es lag den Schülerinnen nicht daran, zu hören, auf- zunehmen, sondern sich zu zeigen.

Strenger, boshafter war kein Auditorium als das der Kollegen. Das wußte auch jeder und hatte davor die gebührende Angst. Das städtische Publikum war eine Lämmerherde dagegen.

Eveli hatte nun auch schon kleinliche Anfälle. Sie freute sich darauf, den Kritikwüchtigen zu zeigen, daß sie — und so weiter. Das Übliche. Wie sie es alle machten. Sie hoffte auch, daß sie tüchtig beflatscht werden möchte und daß Fräulein Mayer und Fräulein Müller ihren Ärger davon wegbekämen.

Aber wie die geheimnisvollen, flüsternden Schauer der Walpurgisnacht über sie dahinrannen, vergaß sie alles. Sie war mittendrin im tollen Spuk. Es rieselte ihr heiß und kalt über den Rücken. Sie sah gar nicht mehr die Leute vor sich. Die Zähne mußte sie zusammenbeißen, sich zu halten, nicht vorzeitig mitzuschreien vor Lust und Entzücken.

Als sie aufstand, zu singen, war sie nicht mehr Eveli Magruffen, die eine Rolle zudittiert bekommen hatte, die auch andre gern gehabt hätten — sie hörte die Hörner um sich her rufen, auf jauchzte die Stimme ihr aus der Kehle — sie war drin —

* * *

Am frühen Morgen nach dieser Aufführung fuhr sie für die Osterzeit nach Hause.

Es war ein heller, windiger Tag. Die Fahrt war lang; aber als sie in Möllentin ankam, waren ihre Ohren noch voll Musik, ihre Sinne noch unruhig von den Zwiespältigkeiten ihres Berufslebens.

Nun geht also wieder ein Kampf mit Papa los! dachte sie. Ich weiß schon, was das heißt. Das werden stürmische Ostern, aber ich kann nicht anders. Ich will hinaus ins Große!

Es sah da vorderhand alles noch sehr friedlich aus. Ein gedeckter Tisch unter der Lampe. „Da ist ja ein Gedek mehr, Mama,“ sagte Eveli.

Die Mama war nicht ganz ohne Verlegenheit. Wenn da irgend etwas nicht ganz war, wie es sollte — der Mama war es augenblicks anzumerken.

„Papa hat bloß einen Gast hier,“ sagte sie und guckte zur Seite.

Sonst wäre Eveli nichts daran aufgefallen. Es kann doch mal ein Gast mitkommen — aber dies Gegucke und Gedrucke von Mama war äußerst verdächtig.

Was kann das denn sein? dachte Eveli, und laut fragte sie, wer es denn wäre.

„Ach — nichts. Du kennst ihn auch wohl noch. Das heißt, wenn du ihn nicht vergessen hast. Er hat sich Papa nämlich auf dem Arztekongreß vorgestellt und sich mit ihm angefreundet. Papa fühlt sich wohl ein bißchen geehrt dadurch . . .“

„Na, nun sage doch endlich, wer es ist.“

„Ja, ja, du kennst ihn ja. Doktor Cordes heißt er, Cordes, Nervenarzt, glaube ich. Er hätte dich mal in Löpensee gesehen, sagt er. Ein Freund von Ottomar.“

„Ach — der — Und der ist hier?“

„Auf zwei, drei Tage ja. Er will hier wohl ein paar Spezialstudien machen, an der alten Mätin Zieboth vielleicht, mit ihren fixen Ideen —“

Dabei sah Eveli plötzlich, wie die Mutter, die sich über das Tisch Tuch gebeugt hatte, das eine Falte warf, ganz verstohlen von unten auf einen schnellen Blick zu ihr hinübergleiten ließ.

Wie komisch guckt Mama! dachte Eveli, und im nächsten Augenblick schlug es wie ein Blitz in sie ein: sie denkt, daß Cordes — ach welch ein Unsinn!

Sie ärgerte sich, daß Mama, die immer so unabhängig und frauenrechtlerisch tat, nun sofort auf den ersten besten Mann hereinfliegt, der unter ein wenig ungewöhnlichen Umständen in ihr Haus kam.

„Na, da laß ihn nur die alte Zieboth begucken,“ sagte sie mit etwas betonter Nachlässigkeit. „Ein steifer langweiliger Patron, findest du nicht, Mama?“

„Nun — ich weiß nicht,“ sagte diese zögernd. „Er hat einen sehr großen Ruf und soll schon enormen Zulauf haben. Er ist Chefarzt in einer Berliner Heilanstalt.“

„So, ist er das?“ sagte Eveli zornig. Der Ärger über das bedeutungsvolle Wesen der Mutter schwoll so an, daß sie nicht mehr tun konnte, als verstünde sie nicht.

„Mama,“ sagte sie entschlossen. „Du denkst, Cordes kommt meinetwegen und es wird hier womöglich eine Verlobung geben. Bilde dir bloß nichts ein. Cordes und ich haben in Löpensee nicht vier Worte zusammen gesprochen, uns kaum angeguckt. Daß er mir nach drei Vierteljahren nachreisen sollte, das ist so eine phantastische Idee, wie sie nur ganz altmodische Mütter haben können. Tu mir den Gefallen und sei nicht so lächerlich, Mama. Ich schäme mich deinetwegen. Und dann — was soll mir überhaupt Cordes? Ich denke ja gar nicht an ihn. Nicht mit einem Hauch habe ich in all diesen Jahren an ihn gedacht. Ich habe ganz andre Sachen im Kopf. Ich möchte — hör' mal, ich muß dich vorbereiten, ehe Papa kommt —“

Frau Doktor Magnussen, die mit verschiedenen „Ach, aber Eveli! Aber es fällt mir doch gar nicht ein! Aber nein, nicht im Entferntesten! O, was redest du nur!“ Evelis Rede aufgeregt begleitet hatte, horchte jetzt jählings auf, den Finger an den Lippen.

„Still! Der Wagen fährt vor. Papa mit dem Doktor kommt zurück. Bist du auch ordentlich? Streich dir das Haar mal glatt. So, und nun lauf Papa entgegen. Laß dir nichts merken, Eveli, um Gottes willen. Und was du noch sonst wieder vorhast, lauf bloß, laß heute abend alles, sonst gibt's mit Papa wieder —“

Das weitere verschlang das schrille Geläut der Hausglode draußen, der Lärm, das Türenklappen, die eigene Erregung, mit der sie Eveli hinausjagte. Dann zog sie die Tür wieder zu, ging ins Zimmer hinein, um nicht etwa wie eine Lauscherin an der Schwelle gefunden zu werden und goß am Nebentisch an der summenden Maschine den Tee auf.

Dabei zitterte ihr die Hand.

Lieber Gott, das Kind! Und es hatte gleich gemerkt, dies Schlaulöpschen, was sie bewegte. Aber wie sie gleich auffällig wurde. Ach, Eveli, Eveli, was mochte da doch noch mal draus werden!

Nein, nein, sie wollte ja auch gar nicht! Sie war ja auch gar nicht fürs Heiraten, das mochte Gott wissen! Das alte dumme Heiraten! Niemand verachtete das wohl so sehr wie sie. Und Eveli war so im Aufstieg, vielleicht direkt zu einer Berühmtheit!

„Hast du schon Billette für die Magnussen?“ würde es bald heißen, wie es jetzt hieß: „Hast du Billette für die Bucca? Eile dich nur, sonst ist alles vergriffen. Man rauft sich ja förmlich schon an der Kasse.“

Ja, ja, ja — das war auch ein Traum, und doch der schönste —

Aber — wenn sich so wie hier eine der günstigsten Gelegenheiten bot, die kommen konnten, eine Berühmtheit auch, die vielleicht Evelis Talent gar nicht einengen und stören würde — ein wissenschaftlich hochbedeutender Mann, der im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stand, von dem Hans, der sich doch wirklich nicht ergaltete, wörtlich sagte: „Alle Achtung! Der hat's 'raus!“ — dann konnte man sich dem doch nicht verschließen, mußte wenigstens Tür und Tor offen halten.

Ach, daß Eveli ihr auch gleich etwas angemerkt hatte! Nun war sie imstande, aus purer Opposition sich in ihren Eigensinn zu verbohren, gerade wie Hans! Um kein Haar breit anders!

Und was hatte sie eigentlich getan? Sich doch mit keiner Miene verraten, alles abgestritten.

Na, Eveli besann sich vielleicht noch, wenn sie ihn sah. Ach, wie aufregend das alles war!

Das Getöse im Hausflur war längst verhallt, Eveli hatte wohl den Papa in sein Zimmer begleitet, ihn dort aus seinem schweren Mantel herauszuschälen. Und Doktor Cordes stand dabei. Wie ihn es wohl entzückte, denn es stand ihr gar zu niedlich, wenn sie sich mit dem Ungetüm von Mantel abquälte.

Ach ja, ach ja, ein Nichts hatte sie an ihrer Tochter auch nicht gerade herzugeben — und diese Begabung außerdem!

Daß Cordes der alten Zieboth wegen hergekommen sei, so interessant ihre Ideen auch sein mochten, Cordes, mit dem Krankenmaterial, das er in Berlin hatte — das konnte ja kein Dummgelobener glauben. Den hatte einfach das Eveli in Löpensee entzündet, und er schleppte seine stille Liebe zwei und drei Vierteljahr herum mit sich, bis er nun es nicht mehr aushalten konnte. — —

Die Tür ging auf, die drei kamen herein. Zuerst als Dame, ein klein bißchen verlegener, als sie hinausgelaufen war, mit heißen Baden vom Wiedersehenstrubel, das Eveli. Dann die beiden Herren, die sich an der Schwelle um den Vortritt becomplimentierten, und Alter und Lebensstellung einen jener unfreiwilling komischen Höflichkeitkämpfe aufführen ließen. Nur daß gerade jetzt niemand da war, den belustigten Zuschauer abzugeben.

Denn Frau Doktor Magnussen, die eben in den höchsten Wolken gefegelt war, forschte jetzt eilig in Cordes Gesicht nach der mühsam bewältigten Erregung einer Liebe, der er nun doch erlegen war.

Aber davon war leider äußerlich nicht viel zu sehen.

Cordes trug nun allerdings einen Kneifer, dessen Gläser vor den Augen spiegelten und oft deren Ausdruck verdeckten. Aber auch sonst hatte sein langes niederländisches Gesicht mit dem schmalen Munde einen kalten, unbeweglichen Zug. Man mußte da schon außerordentlich stark wünschen, wenn man sich eine Erregung hineindenken wollte.

Er saß ihr und ihrer Tochter gegenüber. Das Gespräch erhielt sich oberflächlich und allgemein. Cordes hatte eine zu gute Erziehung, um die Fachgespräche mit dem Hausherrn hier am Familientische fortzusetzen, obwohl Doktor Magnussen einige Anläufe dazu machte. Doch war es verstimmend für die Doktorin, daß er ihre Tochter kein einziges Mal ansah, noch weniger an-

redete, während es ihm an gesellschaftlicher Sicherheit bei aller Steifheit doch nicht fehlte. Er tat beinahe, als sei sie gar nicht da, nahm von ihren gelegentlichen Bemerkungen nur aus Höflichkeit Notiz, und es schien wirklich eine reine Phantasie gewesen zu sein, seinen Besuch mit Eveli in irgend eine Beziehung zu setzen.

Frau Doktor Magnussen verlor ihre ganze Laune. Auf ihren Badentknochen zeigten sich zwei empörte rote Flecken, sie stocherte einsüßig auf ihrem Teller herum, und der ganze berühmte Gast, der ihr vorher so wichtig gewesen war, wurde ihr mit einem Male widerwärtig. Sie wünschte ihn zum Hause hinaus; was lag er ihnen hier herum, nur zu seinen eigenen Zwecken?

Sie versuchte krampfhaft, an Evelis musikalische Zukunft zu denken. Es war doch am Ende das Allerbeste, daß sie nun der Gefahr der gewöhnlichen Frauenversimpelung durch eine so triviale Heirat entging. Sie drückte die Augen zu und stellte sich schon den dichtgedrängten Konzertsaal vor. Aber es wollte nicht so recht gehen, die Verstimmung saß noch zu sehr oben auf.

Als das Abendessen vorüber war, lud sie den Gast gar nicht erst in ihr Wohnzimmer, sondern schlug ihm selber vor, in ihres Mannes Stube eine Zigarre zu rauchen. „Die Herren vom Fach sind doch sicherlich am liebsten unter sich. Ich habe meine Tochter auch solange nicht gesehen, habe viel mit ihr zu plaudern.“

„Nu, nu, Berting,“ brummte ihr Mann unzufrieden, „so geheimnisvoll wird's ja wohl nicht gerade sein.“ Er wäre sichtlich lieber mit dem Fremden hier drüben geblieben. Aber sein Berting war unzugänglich.

„Geheimnisse nicht, aber wir haben auszupacken und sonst allerlei. Laß uns nur heute abend.“ Hans Magnussen war es sonst eigentlich nicht gewöhnt, sich seiner Frau aufdrängen zu müssen, nun stand er diesem Einfall von ihr ziemlich hilflos gegenüber.

Frau Berta ging mit einem Gefühl des Triumphes zum Auspacken mit Eveli nach oben. Dort in dem alten lieben Stübchen, in dem die Wände reden konnten, setzte sie sich auf das geblümete Rattensofa; das beschirmte Lampenlicht beschien den unteren Teil ihres feinen versorgten Gesichts, und sie sagte zu Eveli, nun möge sie ihr sagen, was sie vorhabe nach ihren vorherigen Andeutungen.

Eveli atmete tief auf, als wenn diese Wendung des Gesprächs sie erleichterte, gab sich dann einen Ruck und begann von ihren Konservatoriumsnöten zu berichten. Erst kam es

noch etwas gezwungen und ausdruckslos heraus, aber nach einer Weile kam sie in Fluß, und alles wurde ihr wieder lebendig.

Ihre Mutter hätte zu anderer Zeit einen Schreck gekriegt; das gibt wieder etwas mit Hans — wäre ihr erster Gedanke gewesen. Heute in der rebellischen und etwas gewaltsamen Stimmung, in der sie war, nahm sie es ganz anders auf. Sie stimmte Eveli sofort zu. Ja, ja, das Kind mußte ins Weite, ins Große. Dafür war nichts zu schwierig.

Der dumme Mensch — was er sich nur einbildet. Als wenn er so ein Mädchen auf jedem Schritte finden könnte — albern geradezu — stumpfsinnig — — diese Gedanken stahlen und wanden sich durch alle eifrigen und übereifrigen Erörterungen, die sie mit Eveli über den Fall Konservatorium anstellte. —

Als Eveli am andern Morgen herunterkam, saß der Gast noch bei der Mutter am Frühstückstisch. Papa hatte Sprechstunde. Die Mama strickte und gab sich aus Piktiertheit keine Mühe mit der Unterhaltung. Dadurch spielte der große Mann eine etwas unglückliche Rolle. Das reizte Eveli plötzlich zum Lachen. Sie setzte sich ihm gegenüber, schenkte sich von dem jetzt (trotz Mamas Verachtung) besonders starken Kaffee ein, zog sich den Honigtopf heran und richtete dabei ganz led und gleichmütig ein paar Fragen an Cordes. Nach Ottomar, seinen Patienten, dem Berliner Leben, was ihr gerade einfiel.

Er antwortete auf alles, aber merkwürdig halb und abgebrochen. Wenn er es nicht gewesen, hätte man denken können, er sei verlegen. Das steckte Eveli nun wieder an. Nach ganz kurzer Zeit war ihr Mut fort; sie gudte schief in ihre Kaffeelasse und wußte nicht recht, wie es nun weitergehen sollte.

Es blieb aber so, und um diesen komischen Zustand nicht wieder Gewalt über sich gewinnen zu lassen, stand sie ziemlich brüskt auf, ohne ihre Tasse ganz auszutrinken, nahm sich im Flur ein Tuch um und lief in den Garten. Es mußten doch schon Weilchen im Gebüsch stehen.

Es regnete nicht, aber es war kalt und ohne Sonne. Der Frühling kam spät in diesem Jahr. Wie kahl und dürftig noch die Bäume standen. Es war ihr, als sei sie durch ihre Abwesenheit mit daran schuld, als litten all ihre lieben Plätze unter ihrer Vernachlässigung.

Sie ging durch die Steige. Strich lieblosend über die grünenden Sträucher. Sie und da regte es sich doch schon. Im Gebüsch schlug ein Fink.

Als sie im Hedensteig war, sah sie plötzlich vom Hause her Doktor Cordes durch den Garten kommen. Er spähte durch den

Kneifer in die Luft, als suche er etwas. Eveli wunderte sich noch darüber. Sie dachte: er sieht beinahe komisch zwischen den kahlen Bäumen aus. Er gehört nicht in den Garten. Aber bei Mama war es ihm auch wohl nicht mehr wohl.

Er erschien ihr hier in der ihm fremdstehenden Umgebung weder imponierend noch gefährlich, eher hilfesuchend, und sie ging ihm entgegen. Als er sie gewahrte, verlangsamte sich plötzlich sein Schritt und — sonderbar, dies bei ihm zu sehen — in der Helle der Draußenluft lief ein flüchtiges Erröten über seine Züge.

Auch darüber wunderte sich Eveli und kam nicht dahinter, was er vorhabe. Ich glaube, wir überschätzen alle seine Sicherheit, dachte sie, seine ganze Kälte ist am Ende nur Unbeholfenheit.

„Haben Sie unsern Garten noch nicht gesehen?“ fragte sie, als er heran war.

„Nein. Nur vom Fenster aus. Ich muß doch noch, ehe ich abreise, einen Gang hindurch machen. Ich wollte heute abend reifen.“

„Heute abend gerade? Warum nicht morgen früh?“

„Ich muß morgen beizzeiten wieder an der Arbeit sein. Durch Nachtreisen verliert man am wenigsten Zeit.“

„Aber dann sind Sie morgen müde.“

„O nein,“ sagte er und lächelte etwas. „Ich brauche wenig Schlaf.“

„Wie wenig?“ fragte Eveli. Denn wie einer, der die Nächte durcharbeitet, sah er aus.

„Bis fünf Stunden genügen reichlich. Auch drei sehr oft.“

„Können Sie das aushalten?“ fragte sie erstaunt, denn sie dachte daran, wie wenig Muskelkraft und Energie sie ihm in Löpensee zugebraut hatte.

„Vollkommen. Ich merke es gar nicht — aber wollen wir nicht —“ er stockte und wieder lief das eigentümliche Erröten über sein Gesicht — „Sie waren bei irgendeiner Beschäftigung, ich möchte Sie nicht hindern. Kann ich nicht mitgehen, Ihnen vielleicht helfen?“

„Nein,“ sagte Eveli und lachte, „ich wollte übrigens nach den Weilchen sehen. Dabei können Sie mir gern helfen.“

Er schloß sich ihr schweigend an. Im Hedensteig dachte sie: Er ist doch eigentlich ein sonderbarer Mensch, aber, wenn er verlegen ist, da hat er so etwas Liebes. Und er ist wirklich verlegen. Ich glaube, wir haben ihn falsch behandelt, viel zu feierlich. Er hätte sich viel glücklicher gefühlt, wenn wir natürlicher mit ihm gewesen wären.“

Und aus diesem Impuls heraus bückte sie sich im Gesträuch, wo aber noch keine Beilchen, sondern nur Schneeglöckchen in Hülle und Fülle standen, pflückte eine Handvoll ab und gab sie ihm.

„Da! Das nehmen Sie mit nach Berlin, da gibt's ja nur gekaufte.“

Er war von der Gabe so förmlich erschrocken, daß er sie nicht gleich nehmen wollte, so daß Eveli das Sträußchen einen Moment im Leeren hielt. Schon wollte sie, tief beschämt und zornig, die Hand zurückziehen, da griff er danach und hielt beides fest, die Schneeglöckchen und die Hand.

„Ich bin —“ sagte er, und es war, als spränge etwas, was schon lange in ihm herumrumorte, wie mit einem Knall heraus, „ich bin — Ihrewegen gekommen, gnädiges Fräulein.“

„Aber nein!“ schrie Eveli beinah empört, denn dies schlug ihr direkt über dem Kopf zusammen.

„Ja, ja,“ sagte er, ließ ihre Hand los, vergaß dabei auch ihre Schneeglöckchen zu nehmen, und nahm sich den Aneifer ab, ihn zu putzen. So stand er vor ihr, halb blind, so unsicher und verloren wie möglich in einer Situation, die er nicht beherrschte, zwar nicht im geringsten für Evelis Empfinden lächerlich, eher rührend, und doch war die ganze Sache ihr bis zum Lachen unglaublich.

„Das geht ja gar nicht,“ sagte sie verständig, als müsse sie einen im Fieber Redenden überzeugen. „Meinetwegen können Sie gar nicht gekommen sein, denn wir kennen uns ja überhaupt kaum.“

Er setzte jetzt den Aneifer wieder auf und sah sie an. „Doch,“ sagte er. „Was mich betrifft, so kenne ich Sie einigermaßen, gnädiges Fräulein. Ich habe Sie in Löpensee kaum aus den Augen verloren —“

„Mich?“ schrie sie entsetzt. Im Fluge relapitulierte sie alles, was sie damals gesagt, getan, angestellt haben konnte. Herrgott, wenn sie das geahnt hätte: kaum aus den Augen verloren! Nein, welch schreckliche Blamage! Was er da wohl alles Dumme an ihr gesehen hatte.

Er lächelte jetzt, als ob er ihre Gedanken lese.

„Es war wirklich gar nicht so schlimm, Fräulein Magnussen,“ sagte er, „aber da war etwas andres. Erstens war ich damals noch unfertiger, auch in meiner äußerlichen Stellung, und ich war ein wenig — wie soll ich sagen, daß es Sie nicht häßlich berührt — abgestumpft gegen das weibliche Geschlecht. Sehr wenig eindrucksfähig und recht langweilig kritisch. Aber da war vor allen Dingen etwas andres, das ich respektieren mußte.“

Ich weiß, Sie wissen jetzt davon: Ottomar. Wir haben manche Stunde über diesem Thema veressen —“

„Über dem Thema von mir —?“ fragte Eveli entgeistert.

„Ja, von Ihnen.“

„O Gott, wie schrecklich!“ stieß sie heraus.

Sie kam sich wirklich wie auseinandergerissen vor. Daß so etwas sein durfte! Einfach sitzen da zwei junge Männer und zerlegen einen. Das ist ja eine Peinlichkeit ohne Grenzen. Wenn man denkt: man hat sich da so gegeben ohne Arg und Mißtrauen, und nun jedes Wort, jede Bewegung, womöglich jeder Blick wird analytisch zergliedert. O diese Angst! Nie wieder konnte sie sich unbefangen gehen lassen!

Der Doktor Cordes aber stieß ein kurzes herzliches Lachen aus, das so froh und ordentlich entzündet klang, wie nichts, was Eveli je an ihm gesehen und gehört hatte.

„Es war wirklich nicht schrecklich,“ sagte er tröstend, „und dann,“ fuhr er ernsthafter fort, „kam die Sache zum Ende. Ottomar machte sich da selber sein Programm. Ich konnte, durfte ihm auch gar nicht dabei helfen, eben weil ich selber nicht sachlich war. Er wußte das auch. Ist das ein ganzer Kerl, ihr kleiner Onkel, Fräulein Magnussen! Obenauf der reine Wind und drunter Fels und Granit. Sehen Sie, ich bin sozusagen berühmt geworden, und er wird immer nur so ein Hausdoktor bleiben, eben weil ihm die Lust an der wissenschaftlichen Ochserei fehlt. Aber das glauben Sie mir: unsre besten Ärzte, diese ganzen Kerle, die das Leben packen, wo es noch voller Leben ist, die finde ich noch mehr unter diesen Wald- und Wiesendoktoren, als da oben in meiner Kapazitätensphäre. Vielleicht hätten Sie an dem Ottomar mehr gehabt als an mir. Das war nämlich auch so eine Frage der allerletzten Zeit: ja, Mensch, wenn sie es nun auch wirklich täte — du hast doch die Verantwortung, daß es auch wirklich gut für sie ist.“

Eveli kam in große Angst, besonders bei seinen letzten Worten, und sah ihn mit ratlosen Augen an. Er wollte sie heiraten, das war ja jetzt sonnenklar, aber ging denn das?

Er war gewiß in einem ganz schrecklichen Irrtum. Was er sich wohl in seinem Kopf für ein falsches Bild von ihr zurechtgemacht hatte. Lieblich, treu, gut, ein harmloses Backfischchen, das ihm gerade als Gegensatz zu den Damen der Welt in Erinnerung geblieben war und ihm paßte.

Sie schämte sich seiner hohen Meinung von ihr bis zum Umfallen. Langsam stieg ein dunkles Rot ihr ins Gesicht. „Ach — lassen Sie das doch,“ sagte sie stotternd. „Ich bin ja gar nicht so —“

Er wurde immer fröhlicher und freier in seinem Wesen. „Wie sind Sie nicht?“ fragte er ordentlich behaglich.

Dieser Ausdruck an ihm ärgerte sie plötzlich. Sie kam sich wie ein kleines Kind behandelt vor. „Ich bin eben ganz anders, wie Sie denken, und habe schon viel durchgemacht,“ sagte sie, widelte sich in finstrem Trotz in ihr Tuch und begann den Fedensteig hinunter zu traben, als sei es höchste Zeit, an den See zu laufen und dem Doktor Cordes und seiner falschen Meinung zu entgehen.

Er hielt aber mit seinen langen Beinen Schritt neben ihr.

„Denken Sie doch nicht, daß ich ein Idealbild in Ihnen sehe,“ redete er dringend auf sie ein. „Ich bin doch kein Primaner mehr. Ich kann mir ganz gut denken, daß Sie allerhand durchgemacht haben. Aber es kommt jetzt viel mehr darauf an, ob es Ihnen der Mühe wert erscheint, sich ein wenig mit mir zu beschäftigen, mich näher kennen zu lernen.“

„Ja — das schon —“ sagte Eveli etwas verwirrt. „Aber das könnte ja doch kaum in Betracht kommen.“

„Warum nicht?“ fragte er rasch und besorgt.

Sie trabten immer noch nebeneinander her, als ob es einen Gillauf gelte. Unten zwischen den unbelaubten Büschen, die im Sommer hier fest zusammengewachsen waren, tat sich schon der See auf. Gluckend schlugen die kleinen Wellen an das Ufer, und Schaum blieb an den zahllos verstreuten Steinchen hängen.

Eveli schüttelte den Kopf.

„Sie sind, wie Sie sind,“ sagte sie, „und wenn ich Sie falsch beurteilen würde, wäre es doch nur, daß ich Sie nicht begriffe. Während Sie bei mir —“

Er verstand sie ungefähr.

„Sehen Sie doch einmal von meiner Berühmtheit ab,“ bat er bedrückt. „Ihr Herr Vater ist daran schuld. Er setzt mich hier im Hause auf solch ein Piedestal. Das verschiebt mir ja bei Ihnen alles. Ich wäre so gern als einfacher Mensch zu Ihnen gekommen, ohne Feierlichkeit und Nimbus. Dann wüßte ich es ganz genau, sowohl das Bittere wie das Süße —“

Er brach plötzlich ab. Sie standen jetzt am Seeufer. Grau spannte sich die Luft über die weite Wasserfläche, die jenseitigen Ufer lagen in weißlichem Dunst. Es war, als stünden sie beide hier allein in der Welt.

„Ich habe in diesen Tagen gedacht,“ hob er mit schwerer Stimme wieder an, „es gäbe nur ein Glück für mich. Weil ich mich danach sehnte, war ich gedankenlos und frei wie ein Knabe.“

Jetzt empfinde ich wieder, daß doch alles auch im günstigsten Falle noch sehr relativ und problematisch ist."

Er versank in tiefes Schweigen.

Nach einer Weile sagte Eveli: „Ich weiß nicht, ob ich es richtig sagen kann. Sie denken, daß mich der Name und der Ruf, den Sie haben, so in Respekt setzt und blendet, daß ich, wenn Sie mich heiraten wollten, darum ja sagen würde. Und ich weiß nicht, ob es nicht wirklich so ist. Ich habe ja gar kein Urteil über Sie."

Er drehte sich ihr jählings zu. „Sie geben das zu!" rief er aus. „So kann ich wenigstens mit Ihnen darüber sprechen. Ja, nicht wahr, es lag eine Möglichkeit vor, daß Sie mich heirateten, ohne mich im entferntesten zu lieben?"

„Ich weiß es nicht," sagte Eveli blaß und ernst. „Ich kann das nicht voraussagen, denn ich habe nicht geahnt, daß Sie so etwas wollten. Aber eines weiß ich schon: lieben will ich niemals wieder."

„Sie wollen niemals wieder lieben?"

„Nein. Ganz und gar niemals. Ich habe es mir fest vorgenommen. Ich habe schon zu oft geliebt. Nun müßte ich mich schämen, es nochmals zu tun."

Als sie Doktor Cordes unwillkürlich leise lächeln sah, geriet sie in Zorn.

„Sie denken, das ist Spielerei gewesen. Sehen Sie, Sie beurteilen mich ganz verkehrt. Ich habe Schweres und Schreckliches durchgemacht. Jetzt ist das alles vorbei. Jetzt lebe ich in der Musik. Etwas andres will ich nicht."

„Ich dachte," sagte Cordes und befaß sich, „Sie hätten damals Malerei studiert."

„Ja! Sehen Sie wohl! Ich habe die Malerei geliebt wie nichts. Ich dachte, Höheres gibt es nicht. Dann wurde es mir über. Jetzt habe ich die Musik. Vielleicht bleibt das auch nicht. Ich bin wohl untreu. Aber ich will jetzt in der Musik bleiben. Ich wechsele jetzt nicht mehr. Mit nichts. Wie ich jetzt bin und denke, so bleibe ich."

„Wollen Sie mir sagen," fragte Cordes und stieß, vor sich hinblickend, einen Stein ins Wasser, „wen Sie geliebt haben und wie das war?"

„Nein!" sagte Eveli schroff und zornig. Es kam ihr vor, als stünde der Spezialist neben ihr und frage sie aus. Aber in dem nämlichen Augenblick schon verwandelte sich alles. Ihr Blick schweifte über die weite graue, uferlose Fläche. Eine jähe Sehnsucht zitterte ihr im Herzen. Sollte das möglich sein?

Alles, was geschehen war, was quälte und sorgte, herauszagen, einem guten, starken Herzen anvertrauen — zum erstenmal im Leben nicht mehr allein sein mit den eigenen Verwirrungen —
„Doch —!“ sagte sie plötzlich leise, und ihr Herz begann zu schlagen.

Noch eine Pause.

Noch standen sie miteinander: zwei Fremde, zwei Unbekannte, sich scheu und zögernd Betastende. Noch lag die Luft unausgesprochener Erlebnisse zwischen ihnen wie die unbestimmte graue Wasserfläche. Ein atemloses Warten nur stand über dem Wasser.

Dann sagte Eveli entschlossen und mutig: „Jetzt sag' ich alles!“
Und langsam senkte sich die Zugbrücke nieder.

* * *

Sie waren noch nicht verlobt.

Als sie miteinander dem Hause zuschritten, versprachen sie einander beide zu schweigen. Es war noch zu neu und zu seltsam; auch zitterte die Erregung heftig in ihnen nach. Eveli wußte nicht, was sie dachte und empfand.

Aber sie war in stiller, weicher Stimmung. Dem Manne, der ihr stark und treu, eigentlich ohne alle Worte die Qualereien und die Irrungen, die wilden Freuden und den öden Nachjammer ihrer Erlebnisse abgenommen hatte, dem hätte sie gern die Hände geküßt.

War das Verehrung, war das vielleicht gar wieder Liebe?
Wer konnte das wissen!

„Wenn Sie nun doch noch einmal wieder lieben könnten, Eveli,“ hatte Cordes gesagt, „dann soll es nun gewiß und wahrhaftig das unwiderruflich allerletzte Mal sein!“

Und Eveli sah in sein Gesicht, auf seinen Mund und dachte:
„Was ist denn das? Cordes hält ja einen Schalk in sich versteckt!“

Zwölftes Kapitel

Und nun hatte das Leben doch wieder sein Gesicht verändert.

Die Musik war vom Programm abgesetzt worden, als habe sie nie etwas darauf bedeutet. Der Papa wollte das so, und es geschah. Der Plan mit der größeren Hochschule wurde ohne Anlauf fallen gelassen. Eveli saß den ganzen Sommer zu Hause, in Bergen von Wäsche, mit dem glänzenden Verlobungsring am Finger, stickte Monogramme und nähte Bändchen an Küchentücher.

Sie war jetzt das verhätschelte Kind des Hauses. Der Papa hatte beinahe zuviel Hochachtung für sie. Er brummte gar nicht, er brauchte gar keine gewalttätigen Ausdrücke. Es war eigentlich gar nicht mehr so nett mit ihm wie früher. Er hatte so etwas Vorsichtiges angenommen, ging förmlich auf den Zehen, wenn er ins Zimmer kam, strich ihr mit zwei Fingern übers Haar. Es war geradezu beängstigend, von Papa respektiert zu werden.

Mama dagegen benahm sich wie eine ganz natürliche und gewöhnliche Mama in solchen Fällen. Sie hatte alle Aufstreb- und Berühmtheitsgedanken so lautlos fallen lassen, wie eine welke Rose ihre Blätter. Daß der Mann nun wenigstens berühmt war und nicht so ein hausbadener Doktor wie ihr Hans, schien ihr alles andre zu ersetzen. Es war wohl auch so etwas wie leiser Zweifel an Evelis großer Zukunft in ihr aufgestiegen. Ganz unbewußt relapitulirte sie ein bißchen: die Wissenschaft — nichts; die Malerei — nichts. Die Musik — —? Schon wieder Unruhe, Ungeduld an der Lernstelle. Andre halten da doch auch aus. Wer kann wissen —? und: sicher ist sicher.

Nun rettete man vor allen Dingen die Reputation auch vor Hans. Man konnte ihm später immer noch sagen: ja, du hast sie ja durchaus verheiraten wollen, das arme Kind! Sie war so schön im Aufstieg. Wer weiß, was aus ihr noch hätte werden können!

Frau Berta war nicht berechnend, gar nicht. Das alles wogte und brodelte nur so bei ihr in der Tiefe ohne ihr Zutun, ein einfacher Ausfluß ihrer schüchtern rebellischen Frauennatur.

Eveli stand in der ganzen kleinen Stadt da wie ein Wunderthier. Alte Damen hinter ihren Spionen rissen das Fenster auf, beugten sich vor, ihr nachzusehen. „Die macht aber eine Partie! So ein Glück, das junge Ding!“

Eveli schämte sich im Innern, kämpfte gegen dieses alles an. Sie wollte eigentlich gar nicht vergnügt sein. Was war sie doch für ein ödes, flatteriges Balg! Nun hatte sie es doch getan, sich doch von ihm den Ring ansteden lassen! Wenn er sie so ansah, dann kam sie sich mit einmal so losgelöst vor, von ihrer ganzen früheren Welt. Aber sie wollte immer noch nicht, sie fand es so dumm, sich fortwährend zu ändern. Sie plagte Cordes redlich mit ihrem ewigen Zurückkommen auf diesen Punkt. Sie hatte schon den Ring am Finger, da nannte sie ihn immer noch Sie. „Sagen Sie es mir doch: wer bin ich nun eigentlich? Was ist echt an mir? Bin ich überhaupt eine Person oder zwei, drei — zwölf? Was macht überhaupt das Ich aus? Sie müssen's doch wissen. Erklären Sie es mir.“

Aber Cordes war noch nie so wenig in Stimmung für Psychiatrie und Philosophie gewesen wie jetzt. Seine Antworten litten an Oberflächlichkeit, Ungeduld, ja (merkwürdig bei ihm): an Spasssucht. Indessen versprach er Eveli, wenn er länger hier sei und nicht mehr so verwirrt von diesem großen Umsturz in seinem Leben, dann wolle er alle diese Fragen so gründlich, wie es ihm selber möglich sei, mit ihr durchnehmen.

Das beruhigte sie etwas. Überhaupt hatte sie das Gefühl einer unendlichen Sicherheit bei ihm. Sie glaubte an ihn, wie kleine Kinder an Vater und Mutter: sie wissen alles und können alles.

Ach, so ein Orakel auf Erden, unschätzbar ist es an Wert. Man packt einfach ab. Die ganze große Selbständigkeit, auf die man früher so stolz war, ist plötzlich eine langweilige Quälerei. Man kriecht unter. „Du, es regnet, breit den Mantel aus.“

Aber nun war es so, daß Eveli mit den zartsparehenden, ewigfreundlichen, sogar beinahe höflichen Eltern, all ihrem Ausstattungsfram und den kleinstädtischen Bewunderern ihres Glücks allein war, ohne Heinrich Cordes, denn gerade jetzt, da er aus der Anstalt ausscheiden und eine eigene Praxis gründen wollte, hatte er unmäßig viel zu tun. Von Herkommen war nicht viel die Rede; er schrieb außerdem an einem Werk, das ihm die halben Nächte kostete. Davon wußte Eveli nur den ungefähren Grundgedanken, der sich mit der Frage der unbewußten Anknüpfung an früher empfangene Eindrücke beschäftigte.

Für Eveli war bei seiner raschen und knappen Art zu erklären, wobei er unwillkürlich viel voraussetzte, fast alles dunkel geblieben. Sie ahnte dabei schon mit Schrecken, daß es ihr auch später nicht leicht werden würde, ihn zu verstehen. Er war kein geduldiger Schulmeister. Sie hatte das Gefühl: was er ihr gab, warf er ihr aus seiner Höhe herab, im sicheren Glauben, daß sie es auffassen müsse. Es war ihm wohl unmöglich, mit ihr auf der untersten Stufe wieder anzufangen.

Würde das später anders werden? Vielleicht, wenn sie ihn dazu brachte, einzusehen, wo sie eigentlich stand. Aber das konnte eine peinliche Stunde für sie werden.

Nun — das war heute die größte Sorge noch nicht. Ihr lag jetzt andres am Herzen.

Sie hatte eine beständige Unruhe in seiner Abwesenheit. Die allgemeine Glücksstimmung um sie her, in der ihr Herz unwillkürlich immer mitklingen sollte, war ihr nicht recht. Sie wäre lieber melancholisch gewesen und hätte Vorwürfe und Papas bärbeißiges Gebumm um sich gehabt. Dies war ja alles zu leicht, zu behaglich.

Kampf und Leid, das hätte sie haben müssen. Dann wären ihre Gefühle geläutert und erprobt worden. Was war denn jetzt? Sanft und lau wie eine weiche Flut floß es über sie dahin. Wenn sie Cordes abgesagt hätte — alle hätten sie für verrückt gehalten — und sie sich selber auch. Denn: was wollte sie noch andres? Wieder in die Musik zurück?

Die Musik — die sie schon in diesen kurzen Wochen halb vergessen hatte, oder doch: den jähen, blinden Mut verloren, der an ihren höchsten Höhen empor wollte! Wenn sie jetzt wieder zurückging, was war das für ein Wiederkommen! Mit halber Kraft, mit heimlichem Zurückschauen, mit lähmendem Zweifel: Ja, kann ich auch wirklich das, was ich dachte? Bin ich nicht nur ein Stümper?

Es blieb ihr ja einfach nichts weiter übrig, als Cordes zu heiraten. Wo wollte sie hin? Dort wenigstens konnte sie noch einen Menschen glücklich machen. Nein, das vielleicht nicht einmal, aber ihm dienen doch, ihm in seinem überschweren Berufe insofern beistehen, als sie ihm sein Heim behaglich machte.

Das war doch auch ein Zukunftswert und wohl nicht der schlechteste. Ja vielleicht sogar der beste!

Was war ihre ganze Musikstudiererei denn eigentlich? Ein Genuß für sie selbst allein, weiter doch nichts. Ein edler, erlesener Genuß, aber doch immer nur ein unfruchtbares, selbstsüchtiges Ding. Nie würde ja ihre Stimme so weit reichen, daß sie andern Menschen wirklich schöne Stunden bereitete. Und auch wenn sie das täte: was sie ihnen gab, war doch auch wiederum nur Genuß.

Es war am Ende gut, daß sie dies Feld verließ.

Als Ehefrau von Cordes aber konnte sie an wirklichen Menschheitswerten mitbauen helfen. Wie viel und wie weit, das sollte erst die Zukunft lehren. Vielleicht konnte es sehr viel sein —

Nur nicht wieder Glück und Lust suchen, wie sie alle dachten. Das wollte sie nun und nimmermehr. Sie hatte zu viel genascht, es widerte ihr vor Süßigkeiten.

Ernst und schwer, mit einem großen, starken, tiefen Willen wollte sie in die Ehe gehen. Dann mußte Gott im Himmel ihr ihre Untreue und Flatterhaftigkeit verzeihen. Nie mehr an sich selber denken! Für den Mann leben, dem sie sich ergab — und durch ihn für die Menschheit, der er diente. —

Nun war es aber das Schlimme, daß diese Erwägungen ihr wieder ein Glücksgefühl erzeugten, das sie doch gerade nicht haben wollte.

Sie saß zwischen ihrer rauschenden, blendendweißen Wäsche

und mühte sich ab, ernst, unpersönlich, schwer zu empfinden. Aber immer wieder huschte es wie hüpfende, tanzende Sonnenstrahlen über die weißen Berge.

Und der Gedanke, bald mit Cordes ganz vereint zu sein, ließ sie in bangem Schreck die Schultern einziehen und den Kopf tief auf die Arbeit senken.

Sie stemmte sich dagegen, wie sie konnte. Aber durch die offenen Fenster zwitscherten die Vögel es herein, flüsterten die grünen Blätter, spottete der Sonnenschein: Du liebst ihn ja doch! Du liebst ihn ja doch!

* * *

Einmal, als es regnete, ging Eveli einen seltsamen Weg.

Es hieß ja jetzt, Abschied nehmen so nach und nach von allen in Möllentin. Ob sie schon oft hier weg gewesen war — so war sie doch noch nie gegangen: für immer. Ihr Vaterhaus gab sie auf, ihren Namen, ihre ganze alte Welt.

Da kam es ihr in den Sinn, auch dem Magister Schönlein ihren Abschiedsbesuch zu machen.

Niemals hatte sie ihn wiedergesehen, seit sie als vierzehnjähriges Kind in Kummer und aufbäumender Not unter seinen letzten Schmähworten gestanden hatte. Sie hatte ihn vergessen wie ein altes verstaubtes Bild in der Kumpellammer. Er hing ihr zusammen mit ihrem vierzehnjährigen Leben, und die kommenden Jahre mit ihren Erlebnissen spülten alle Farben von der Erinnerung ab. Nie auch wurde im Doktorhause sein Name genannt. Der Doktor mochte ihn nun einmal nicht, und auch für Frau Berta wurde er bedeutungslos, als ihrer Tochter Bildungsgang nicht mehr durch ihn hindurchging. Die Leute aber, die jetzt ihm ihre Kinder in den Unterricht schickten, standen mit Magnussens kaum in Verbindung.

Eveli suchte jetzt alle Menschen auf: Fräulein Dachsteiger und auch die seitdem pensionierten Lehrer und Lehrerinnen, ihren alten Pastor Kabelsdorf, der sie eingesegnet hatte; Mädchen und junge Frauen, die ehemals auf derselben Schulbank mit ihr gesessen hatten. Da fand sich unter all diesen alten Bekanntschaften auch der Magister.

Es war ihr doch wunderbar, als sie in die Bäderstraße kam. Niemals seitdem hatte sie wieder hier etwas zu tun gehabt. Die enge Gasse, die Häuser — wie grüßte es sie seltsam fremd und doch vertraut.

Über diese breite Rinnsteinausbuchtung war sie immer mit Vorliebe gesprungen, besonders wenn es ergiebig geregnet hatte

wie heute. Die Ausbuchtung war noch dieselbe, aber sie hatte sich seitdem verändert — sie war kein springendes Kind mehr, sondern eine junge Dame, eine Braut.

Unten im Hausflur klappte sie den triefenden Regenschirm zusammen. O, wie plötzlich die Luft hier sie eigentümlich erinnerungsvoll berührte! Sie kam sich wieder vor, als trüge sie noch halbblange Kleider und müsse sich auf der Treppe schnell ein paar Jahreszahlen überdenken.

Ja, ja — wo war die Zeit geblieben!

Und der alte Mann da oben, das war ihre allererste Liebe. Damals, als sie noch gar nicht wußte, was Liebe sei!

Mit einem leise schwermütigen Empfinden stieg sie hinauf. Wie war ihr Liebhaben damals so frei und verantwortungslos, so unbedenklich gewesen. War das nicht vielleicht das einzige Rechte? Sie hätte Schönlein treu bleiben sollen, ihn einfach heiraten, mit ihm im Dachstübchen sitzen, für ein ordentliches und interessantes Essen sorgen! Das wäre Friede, Stille, Beglückung gewesen.

Ach, diese Jagd an allen Wüldern vorbei, was brachte es ein! Nun hatte sie solches Bangen vor der Liebe.

Ob er wohl noch mit derselben Stimme Herein rief?

Ja, er tat's. Mit ganz derselben. Und es war Eveli plötzlich, als sei sie erst gestern zum letztenmal hier gewesen.

„Es ist noch nicht vier —“ sagte die Stimme unwirsch, als sie eben die Tür aufmachte. „Zu früh kommen ist auch unpünktlich, Hermine.“

Hermine Rau meinte er, die Tochter des Rektors.

„Ja, ich bin's aber,“ sagte Eveli.

Der lange Hals, noch ebenso aus fragenloser Foppe ragend, fuhr wie gestochen herum. Dann kam eine Art halbheiserer Schrei aus der trotz allen Sprechens doch wie eingerosteten Kehle.

„Du — Eveli — aber wie kommt denn das?“

Er stand nicht einmal auf, fackelte und drehte nur mit Hals und Kopf herum wie ein festgebundener Kondor. Eveli trat zu ihm an den Schreibtisch heran.

Hier war alles, wie es gewesen war. Es schien ihr: dieselben Papierblättchen mit Notizen sogar. Hier hatten die Jahre stillgestanden.

„Ich wollte —“ sagte sie schüchtern.

„Nein, nein,“ rief er ganz aufgeregt, wischte mit den langen Händen über die Papiere hin, faßte dann den angenagelten Stundenplan so heftig an, daß er unten einriß. „Ich habe jetzt

keine Stunde mehr frei, Eveli. Ich möchte auch nicht — das konnte ich damals wohl, aber jetzt —“

„Ich will ja auch gar keine Stunden mehr haben,“ sagte Eveli und dachte entsetzt: Ist er denn ein bißchen gestört? „Ich habe mich mit einem Berliner Arzt verlobt und wollte vor meiner Hochzeit von Ihnen Abschied nehmen.“

„Ach so, ach so!“ rief der Magister.

Er schien jetzt plötzlich zu sich zu kommen, sprang auf, sein Gesicht bedeckte sich mit dunkler Röte. „Ja natürlich, ich weiß ja alles. Ich war eben nur so ein bißchen verwirrt, wie du da hereinkamst, ich hatte so tief in den alten Vätern gesteckt. Aber ich weiß jetzt, ganz gut, ganz gut. Du hast dich also verlobt, nicht? Ja, sie haben es mir erzählt. Nimm doch nur Platz, Eveli.“

Er zog ihr ordentlich den Tisch ein bißchen zurück, damit sie auf dem Sofa sitzen könne, setzte sich selber auf den Schülerstuhl.

„Ein bißchen schlechtes Wetter heute, nicht? Na, du bist ja immer durch Wind und Wetter gesprungen. Bist du noch ebenso? Weißt du wohl noch, unsre Mathematik? Und wie du bei dem Libanon nicht aufpaßtest?“

„Ja, ich weiß noch,“ sagte Eveli.

Das aufgeregte Wesen ihres alten Schulmeisters zerstörte ihr ein wenig die Stimmung. Er hätte ganz ruhig und so wie früher sein müssen, aber das konnte er wohl auch nicht.

Nachdem bei ihm der erste Ansturm vorüber war und er ihr gegenüber saß in umgedrehter Anordnung (sie auf seinem Platz), saß er plötzlich mit dem Unterhaltenwollen fest. Er empfand doch wohl jetzt in ihr das Fremdgewordene, Damenhafte. Nun begann er krampfhaft nach Stoff zu suchen.

„Geht's dir gut? Du bist in München gewesen, wie ich höre. War das schön? Geht es deinen Eltern gut? Wann soll die Hochzeit sein?“

Eveli antwortete auf alles, aber es war ihr nicht möglich, mehr als das Nötigste zu sagen. Der Magister wurde ihr fremder mit jeder Minute. Wie ein alter, sonderbarer, eingesperrter Vogel kam er ihr vor, der zwischen seinen Folianten sitzt und die gewöhnliche Sprache der Menschen kaum versteht.

Er selbst rückte auf seinem Stuhle unruhig hin und her.

„Ich muß jetzt wohl Sie sagen?“ stieß er plötzlich heraus. Eveli verstand ihn jählings, auch er wußte jetzt, daß sie sich fremd geworden waren. Mit einer jungen Dame, die er Sie nannte, was hatte er da noch zu tun.

Sie saß ja hier nur und störte ihm seine Erinnerung an das wißbegierige Kind, mit dem er sich so gut verstanden hatte. Wie können einem die eigenen Erlebnisse so wildfremd werden!

Als sie aufstand, um zu gehen, sagte er sichtlich erleichtert: „Leben Sie wohl. Ich wünsche Ihnen Glück. Empfehlen Sie mich Ihren Eltern und dem Herrn Bräutigam. Ja ja, recht viel Glück.“

Er sah ihr mit einem wie eingetrodneten Lächeln nach, als sie zur Tür ging. Was war darin? Ein halb verächtliches Erstaunen: Sind denn alle Wesen nur Schatten und zergehen einem unter den Händen, wenn man danach greift? Oder war er schon wieder in seinen Büchern und dachte nur: Gut, daß das sentimentale Dämchen, das hier durchaus alte Erinnerungen aufwärmen wollte, zu Ende ist?

Mit seltsam verstörten Gefühlen ging Eveli die Treppe hinunter.

Soll man die Gräber alter Liebe nicht besuchen? Wenn man mal schon untreu ist, es auch ganz und gar sein?

Glaube ich denn jetzt noch selber daran, daß ich den Magister je hätte heiraten können? Also mußte ich ihm untreu werden, oder hätte ich ihn nie liebhaben dürfen?

O, Heinrich Cordes, komm und sag's mir. Du weißt das alles, aber sage es deutlich, daß ich es auch verstehen kann.

* * *

Aber als es nun an der Zeit gewesen wäre, alle solchen Fragen in Wirklichkeit zu stellen — als beim Fallen der ersten Blätter Eveli Magnussen ihren Mädchennamen aufgab und mit ihrem Manne in dessen laute, unruhige Welt zog — da waren diese Fragen schon von den lebendigen Interessen der Gegenwart verdrängt.

Sie waren plötzlich so gleichgültig, bedeutungslos geworden; wie ausgeblasen waren alle diese Bilder. Es lohnte sich nicht mehr, um ihretwillen eine Frage zu stellen.

Heinrich wußte es ja alles, und sie sah, daß er darüber fortging wie über eine Spielerei aus Kinderzeiten. War es denn auch wahr? War all dies Schwärmen, Lieben, Sichlosreißen, Ländeln, Weinen, Triumphieren denn jetzt überhaupt noch eines Gedankens wert? Es erschien ihr so unreif und läppisch. Jetzt fing ja erst das wahre, ernste Leben an.

Zwar eine Frage aus diesem Wirrwarr schleppte sie mit in die Ehe hinein und legte sie bald nach ihrer Verheiratung ihrem Manne vor, als er, wie er gern tat, zwischen den Konsultationen

einmal herübergekommen war, den Nachmittagsstee mit ihr zu trinken.

Es war ein schöner sonniger Herbsttag. Evelis freundlich möbliertes hellgraues Teezimmer ging auf eine breite geräuschvolle Hauptstraße des neuen Berliner Westens hinaus. Man sah die von Straßenstaub grau und matt gewordenen Blätter der Baumkronen, in denen jetzt doch die gelbe Tönung und der Sonnenschein darin etwas von der fröhlichen Wehmut schöner Herbsttage gaben. Unaufhörlich summt die elektrischen Bahnen vorbei, klappten die Pferdehufe auf dem Asphalt.

„Heinrich,“ fragte Eveli, „was ist das eigentlich: ich? Was macht das Ich aus? Ich verstehe das gar nicht. Die Persönlichkeit ändert sich doch soviel, Eveli Magnussen und Eveli Cordes sind kaum dieselben, und doch ist beides: ich.“

Heinrich Cordes sah wohl und frisch aus. Die innere, kraftfrohe Spannung zeigte sich in seinem Ausdruck. Er saß hier eigentlich nur auf der Stuhlkante, wußte, daß er sich eigentlich jede Minute von drüben abstehle, aber es war doch ein Genuß sondergleichen für ihn, dies kleine, verstoßene und verbotene Rippen am Glücksbecher.

„Ach, du Maus,“ sagte er, „das ist ja eines unsrer ganz großen Kapitel, das du da aufschlägst.“

Und obwohl er gar keine Lust zum Belehren hatte und nur hier saß, um ein bißchen Luft zu schnappen, tat er ihr doch den Gefallen und sagte ihr ein paar Worte über Kant und Cartesius, wie sie ihm gerade in den Mund kamen. Er glaubte dabei, es ihr in der gemeinverständlichsten und populärsten Form gesagt zu haben, denn obwohl er auch wußte, daß sie nichts Gründliches über diese Dinge wissen könne, so verglich er sie doch keineswegs mit dem Gros seiner Patientinnen, den nervenkranken Damen reicher Kreise, die zumeist an Hysterie, an dem horror vacui eines total unausgenutzten Lebens litten.

Nun war Cordes kein rechter Lebensmensch. Seine Stärke bestand mehr in den abstrakten Wissenschaften. Er war geradezu berühmt als Seelenkenner, aber trotz seiner oft blendenden Erfolge beruhte sein Ruf auf einer Überschätzung seiner wirklichen Fähigkeiten. Sein Intellekt band die Fäden zusammen, die sein Instinkt niemals gefunden hätte.

Er meinte, seiner jungen Frau vorläufig ein Seil zugeworfen zu haben, an dem sie sich halten könne, bis er Zeit fand, sich einmal gründlich mit ihr abzugeben. Darauf freute er sich eigentlich. Es lag ihm gar nichts daran, nur ein freundliches, teebereitendes und küssendes Weibchen zu haben. An leeren Frauen-

hirnchen hatte er in seinem Beruf mehr als zuviel. Daß sie ihn ein bißchen mit ihrer Lernbegier plagte, war ihm ganz recht, auch wenn ihm das Antworten langweilig war. Es war ihm wie die Verheißung verborgener Schätze, die alle noch in der frühlingajungen Erde steckten. „Dieser Garten wird noch einmal sehr viel tragen.“

Er legte seine Zigarette fort, stand auf, bog leise ihren Kopf nach hinten und küßte sie. „Mußt du denn schon wieder fort?“ fragte sie bänglich.

„Die Glücksuhr ist abgelaufen,“ sagte er.

Als er hinaus war, saß sie neben dem Messingtischchen, auf dem die Leegeräte standen. Leichte Wölkchen von Zigarettenrauch hingen noch in der Luft und vergingen langsam. EVELI hatte ein leises Gefühl der Gereiztheit, daß er sie immer so schnell wieder verließ. Ob nun wirklich die Menschen drüben eine Viertelstunde mehr oder weniger warteten! Das hätte er ihr doch tun können, das angespinnene Gespräch erst zu Ende bringen, sie nicht mit so abgerissenen Fäden dasitzen lassen. Ging denn ihre geistige Verfassung ihn so wenig an?

Es war ihr schon öfter zum Bewußtsein gekommen, daß sie eigentlich alle Tage nach ihrer Heirat dieselbe Enttäuschung durchgemacht habe. Er war immer eilig, immer! Immer nur auf einen Sprung bei ihr! Andre Frauen haben schließlich die Abendstunden, da schrieb er. Fast alle Abend mußte sie ohne ihn schlafen gehen. Um drei, halb vier kam er dann nach.

Zwar immer zwischenein, oft ganz unerwartet, kam er zu ihr. Er war dann ein ganz Glücklicher. Auf diese Minütchen hatte er sich gefreut wie auf etwas Großes. Er trank sie mit bewußtem Entzücken, dann stürzte er wieder fort, ließ sie unruhig, gleichsam angerissen zurück.

Sie konnte sich nicht in ihn hineinversetzen. Er hatte sein Leben, seine Arbeit, die ihn erfüllte, wie immer. Nur etwas Neues, Goldenes war noch hinzugekommen. Diese Unterbrechungen gaben seinem gewohnten Tagesleben einen Zauber, der ohnegleichen war. Auf allem, was er wie gewöhnlich tat und trieb, lag es wie zitternde Lichtstrahlen. Bald, bald! In einer halben Stunde kann ich abkommen, da laufe ich mal davon. — Oder: ehe ich dahin oder dorthin gehe, gude ich mal bei ihr hinein.

Das alles konnte sie ihm nicht nachfühlen. Sie merkte nur: sie war da, sollte immer da sein, sobald er sie zu sehen wünschte, konnte nachher wieder in der Versenkung verschwinden.

Als sie heute neben dem Messingtisch saß, merkte sie, daß sie anfang, hiervon nervös zu werden.

Sie hatte hier nichts Rechtes zu tun. Dienerschaft gab es genug. Um das, was sie etwa in seiner Abwesenheit treiben sollte, hatte er sich nun freilich nicht gekümmert. Plötzlich empfand sie: Ja, habe ich denn das erwartet?

Es mußte doch wohl so sein. Sie hatte sich hier hereinstellen lassen, hin und her ziehen und schieben lassen wie ein totes Stück Möbel. Heimlich grollte sie ihm — worüber denn?

Daß er sie nicht wie ein kleines Kind betrachtete, dem man alles zurechtstellen und einrichten muß? Für dessen Unterhaltung man sorgt, wenn man weggeht?

Er hatte das Gespräch eben wieder nach ein paar ihr fast unverständlichen Hinweisen fallen lassen. Das reizte sie, aber wußte sie denn den Grund? Wie — wenn er nun nicht glaubte, unverständlich gewesen zu sein? Wenn er ihr genügend geantwortet zu haben dachte?

Die Wangen wurden ihr plötzlich heiß, sie stand auf, ging hin und her.

So sonderbar sahen die zierlichen hellen Möbel sie an.

Dann ging sie hinaus, nahm Mantel und Hut und hinterließ dem Mädchen den Auftrag, daß sie für eine kurze Besorgung in die Stadt gefahren sei.

In der Buchhandlung wandte sie sich an einen weißhaarigen Verkäufer, der ihr vertrauenswürdig erschien. Ob er ihr nicht ein Buch nennen könne, in dem man sich über die philosophischen Systeme und ihre Begründer unterrichten könne. Sie kam sich vor, als triebe sie etwas Heimliches und Verbotenes; ihre Wangen brannten ihr beim Sprechen.

Der alte Mann versteckte ein Lächeln in seinem weißen Bart. Dies sah so recht rührend nach einer banger kleinen Liebesgeschichte aus. Das Bräutchen eines Gelehrten, vielleicht auch bloß eines Großmauls, das sich ihrer vermeintlichen Dummheit bis zur Verzweiflung schämt und nun auf Siebenmeilenstiefeln dem Herrn und Meister nachlaufen möchte.

Er war schon selber mehrfacher Großvater und kannte den Lauf dieser komischen Welt. Am liebsten hätte er Eveli den ganzen Krimskrams ausgeredet. „Du hast andre Machtmittel, Braunäugelein!“ Aber es half doch nichts, er mußte schon raten, was seines Amtes war, und schlug ihr nun Schwegler, Geschichte der Philosophie, vor.

Daß aber nicht alle mehrfachen Großväter auch recht haben müssen, das bewies Eveli Cordes glänzend und schlagend in der Folgezeit. — — —

Denn nun lernte sie. Sie saß mit den Fingern in den Ohren

hinten im großen Bücherzimmer, wo man die Schritte der Ankommenden schon drei Räume weit hört und verstecken kann, was man nicht sehen lassen will. Das breite Fenster ging auf den künstlich bepflanzen, mit Brunnen und Steinfiguren geschmückten Hof. Wenn die Sonne schien, sah es hier noch eingeschlossener, öder und großstadtkläglicher aus, als wenn es regnete. So recht trüber Herbstregen gehörte hierher, auf diese gewaltsame Gartenherrlichkeit, zwischen die hohen Häusermauern.

Der Platz war zum Lernen wie gemacht. Nichts störte hier, nichts fesselte den Blick, wenn man erst mal mit den Sandsteinbüchchen und der schöpfenden Nymphe oberflächliche Bekanntschaft gemacht hatte. Das Studium machte reißende Fortschritte. An jedem dritten oder vierten Tag wurde Relapitulation angefügt. Eveli fieberte jetzt ordentlich: Wird Heinrich nicht einmal so zufällig sagen: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge —“, daß sie ganz nebenher und selbstverständlich einwerfen konnte: „Ja, Protagoras —“ und dann nachdenklich hinzuzufügen: „Daß man doch schon im fünften Jahrhundert zu dieser schwindelnden Erkenntnis kommen konnte, wie relativ alle Dinge sind!“

Diese Wendung hatte sie sich zwar ein bißchen eingepaukt, doch nur erst, nachdem sie sich selber dabei betroffen hatte, wie sie es ganz für sich und in ehrlichem Erstaunen dachte. Da hieß es eben nur festhalten, falls Heinrich gerade darauf käme.

Aber natürlich kam er nie gerade darauf, so nahe es auch oft lag.

Indessen Eveli hatte doch ihre Erntezeit nach langer, mühseliger Ackerarbeit.

Sie ließ sich in den Schwegler hinein und lernte immer schneller. Ihr Kopf war noch jung und frisch. Viel Zeit hatte sie auch. Es kam auch allmählich eine Lust an dem Gegenstande selber auf. Was sie wie ein Schulkind begonnen hatte, wuchs ihr plötzlich unter den Händen zu einem stolzen Riesenbau, dessen kühne Säulen das Dach des Himmels trugen. Das Ringen des Menschengesistes nach Einverständnis mit dem Unendlichen, nach Erklärung der eigenen Struktur glitt hier an ihr in mächtigen, stark bewegten Zügen vorbei. Die Fragen, so alt wie der Menschengesist, immer wieder neu geboren mit jedem neuen Geschlecht, erschienen in den gewaltigen Umrissen der Zeitgeschichte.

Und kein Fertigwerden jemals! kein Zuendekommen! Jede Antwort gebiert ein neues Problem. Man versucht stückweise die Verschlingungen dieses gigantischen Wirrals aufzulösen, zu durchschneiden — Lösungen sich zu erschleichen.

Und dann kommt der eine Mann, vor dem alles verstummt,

der an die Wurzel alles Rätsels gerührt hat: Kant. Er, der die Grenzen unsres Landes absteckte. —

Eveli hatte eine Stunde tiefer, jüher Erschütterung.

Ihr war, als breite sich ein Licht über alles Leben auf Erden. Alle Kämpfe und Zwistigkeiten, die blutigen Religionskriege, die stillen Totschläge im Reich des Geistes, die fanatischen Engherzigkeiten, die Leiden und Schmerzen unbefreiter Seelen, die Mißverständnisse, die Entfremdungen aus Irrtum, die Einseitigkeiten und Verblendungen — wie waren sie jählings so hell beleuchtet, so erkannt, so verstanden! Wie löste sich in dem Doppellicht aus dieser wunderbaren Kamera der wirre, unverständliche Klumpen menschlicher Verstrickung auf in lauter scharf beleuchtete, klar umrissene Einzelgestalten!

Er rührte an die Wurzel des Rätsels, das immer Rätsel bleiben wird.

Eveli war so hingenommen, daß sie in Tränen saß und Heinrichs Kommen nicht hörte. Als er in die Tür trat, konnte sie es nicht mehr verstecken.

Da kam er zu ihr, hielt das Buch fest, das sie beschämt in ein Schubfach werfen wollte, sah hinein und sah auch seines jungen Weibes helle Tränen.

„Kind — was ist das — Eveli —“

Da sprang sie auf, warf die Arme um seinen Hals und schluchzte an seiner Schulter.

„Es ist bloß — bloß wegen Kant —“

„Wegen Kant, Eveli — du weinst wegen Kant?“

„Ja, ja. Wegen Kant. Weil er das alles gesehen und durchschaut hat. Wie groß ist der Mensch, Heinrich! Von heute ab weiß ich viel mehr!“

„Hast du denn Kant gelesen?“

„O nein, nein. Muß ich das? Ich hab's versucht. Hier, sieh mal —“

Sie lief an den einen Bücherschrank, holte einen Band heraus, las laut und langsam: „Über die objektive Realität derjenigen Begriffe, denen keine korrespondierende sinnliche Anschauung gegeben werden kann“ — du, das versteh' ich ganz gut, Heinrich. Aber es hält mich zu sehr auf, weißt du, alle diese furchtbar schweren Sätze. Schwegler sagt das so kurz und klar.“

„Eveli,“ sagte Cordes; eine leise Bewegung klang durch seine Stimme. „Kind, sage mal: hast du dich früher schon mit diesen Dingen beschäftigt?“

„Nein,“ sagte Eveli befangen und wurde rot.

„Erst seit — seit wir verheiratet sind, Ebeli?“

„Ja.“ Sie sah, daß es ihn aufregte, und wurde plötzlich trotzig.

„Du brauchst nicht zu denken, daß ich es nur dir zuliebe tue,“ sagte sie. „Anfangs kam es wohl so, weil ich merkte, du dachtest, ich verstünde manches, was ich nicht verstand. Heute weiß ich viel mehr, auch zum Beispiel ganz genau, was Cartesius, den du damals nanntest, sagt, und daß er keineswegs so konsequent ist, wie er tut. Aber dann habe ich gar nicht mehr für dich gearbeitet, sondern für mich. Es ist so schön! Nein, wie schön, Heinrich! Du brauchst wirklich nicht zu denken, daß ich es für dich tue.“

„Nein, das brauche ich nicht zu denken,“ sagte Heinrich Cordes. Er war wie trunken.

* * *

Es fehlte nun eigentlich nichts mehr zu dem Glück dieser Ehe als eben die Zeit. Damit aber war es schlimm und wurde immer schlimmer.

Recht zum Überfluß hatte sich Cordes nun auch noch einem psychologischen Verein angeschlossen, in dem Ärzte über ihre Einzelerfahrungen Bericht erstatteten. Auch Pädagogen wurden gehört. Damen, außer Studentinnen oder solchen, die studiert hatten, war der Zutritt nicht erlaubt. Selbst die Ehefrauen der Vortragenden waren ausgeschlossen.

Die Versammlungen fanden einmal monatlich statt. Doch da Cordes den Vorsitz führte, auch im Lauf des Winters einen Vortrag übernommen hatte, war er seiner Frau hierdurch viel entzogen. Zu gesellschaftlichem Verkehr hatte sie, besonders im ersten Jahr ihrer Ehe, keine Lust. Das einzige war, daß sie Konzerte aufsuchte.

Die Musik hatte sie doch nicht verloren. Aber sie war ihr ferner gerückt. Es war ihr wie das Land der Sterne, in das sie ihre Blicke und ihr Herz schickte, aber in das hineinzugehen sie nicht hoffen konnte. Nun soviel Zeit und Erleben sie von dem damaligen Studium trennte, empfand sie auch: es war wohl am besten, wie es gekommen war. Sie hätte zwar die Schar der Glücklichen, aber auch die der Halbtalente und Überflüssigen vermehrt. Was sollte sie dort, wo eine solche Fülle von Begabteren schon am Wege stand? Nicht einmal Egon Dörband erlangte den Kranz, der in den Sternen hing.

Vollgetrunken von Musik und doch mit dem Gefühl, als lehre sie von einer Irrfahrt heim, kam sie nach Hause und erwartete

ihren Mann, der aus diesen Sitzungen selten vor eins zurückkam. Sie bereitete ihm noch in der stillen Wohnung, in der sie die Diensthoten schlafen geschickt hatte, den Teetisch, ließ nur ein verhangenes elektrisches Lämpchen, das gerade nur die Platte und die Tassen beleuchtete, brennen und wartete auf ihn in einem weißen losen Hausgewand.

Sie wußte es jetzt längst und gab sich keine Mühe mehr, sich dagegen zu wehren; mehr als alles auf der Welt liebte sie ihn. Diese Liebe war ihr wie der große reife Sommer nach den Frühlingsstürmen. Aber ob sie gleich seiner Liebe so gewiß war, wie der Sonne am Himmel, so war ihr Lieben doch ein beständiges Leiden, ein beständiges Entbehren, ein Zittern um die kurze Minute, ein Nachtrauern und Sichfassen, ein stilles Arbeiten und Hoffen.

Das war ihr Leben auf der Sommerhöhe.

Er kam dann um eins oder in der zweiten Stunde zurück. Wenn der Schlüssel im Schlosse klang, durchfuhr es sie: Das ist doch reines Glück!

Er schalt, wenn er sie fand. Das tat er immer, oft ganz heftig und poltrig, und sie war ihm immer ungehorsam. Er hatte nicht viel Macht über sie. „Ja, ja, Heiner, das nächste Mal tu' ich's auch,“ sagte sie. Glaubte natürlich selbst nicht daran. Aber er durfte dann doch nicht weiter schimpfen. Er nahm dann den Kneifer ab und küßte sie, blind, selig.

Dann tranken sie Tee, mitten in der Nacht.

„Na, Heiner, wie war's? Erzähl mal, aber ordentlich.“

Er erzählte auch allerhand psychologischen Kram. Sie war mitten drin mit allen Sinnen. Eine Weile ging's so fort, sie fragte dazwischen, drauflosfahrend wie ein Stoßvogel, sowie ihr auch nur ein Satz nicht deutlich war. Das wollte sie und mußte sie jetzt: Schritt halten, mitgehen, wohin er ging. Er stand ihr Rede, alles war gut. — Plötzlich, da kam's wieder. Ihr wurde schon ganz kalt, sie wußte, wie es nun wurde. Ein Stoden, ein Stolpern im Satzbau, ein mechanisches Wiederholen der letzten Worte — ein Versinken —

„Heinrich, red doch weiter. Also, wie man der Kranken ihre alten Kleider zeigte —“

„Ja, gleich, Herz. Wart einen Augenblick, ich will nur erst mal über etwas nachdenken.“

Die Erfahrung hatte sie zudringlich gemacht. Ach, sie kannte diesen „einen Augenblick“.

„Über was willst du nachdenken, sag's mir doch auch.“

„Es geht nicht, Eveli,“ sagte er abwesend, „es ist zu weit-

läufig dazu. Ich muß da nur noch einen Faden verfolgen. Laß mich nur einen Augenblick."

Wieder der „eine Augenblick“. Der ging nun nicht mehr vorüber. Heinrich war schon gar nicht mehr hier, sein Geist wanderte irgendwo im fremden Land.

Mit Tränen in der Kehle stellte Eveli das Teegeschirr zusammen, verschloß die Kassettsbüchse im Schrank.

„Wollen wir jetzt zu Bett gehen, Heinrich?"

„Geh du nur, Eveli. Geh du ja, daß du endlich deinen Schlaf kriegst. Ich muß noch einmal hinüber in mein Zimmer. Nur etwas aufnotieren, ganz kurz. Ich komme dir gleich nach. Aber warte ja nicht auf mich, schlaf schnell ein.“

Dreizehntes Kapitel

Manchmal schien es unmöglich für Eveli, sich zurechtzufinden.

Die Liebe zu ihrem Manne bekam etwas Krampfhafes. Durch das ewige Entbehren, Warten, Hoffen, Enttäuschtsein war eine stete Konzentrierung des Empfindungslebens eingetreten. Gerade das Flüchtige, Abgerissene ihres Verkehrs rief fortwährend Wünsche nach einem Länger und Mehr wach, die nie gestillt wurden.

Eveli war zuviel allein.

Ihr Mann konnte das nicht abmessen, da er sich damit nicht beschäftigte, denn sie war ja nicht krank, sondern gesund und eigenwillig genug. Er hätte ihr gern Zerstreuung und Verkehr, soviel sie mochte, gewährt. Ihm war es überhaupt eine der schönsten Empfindungen, die er haben konnte, sie auf Händen zu tragen. Sobald er nur argwöhnte, sie könne irgendeinen Wunsch haben, erfüllte er ihn schon.

Nur auf der Stelle, um die es sich handelte, war er wie blind und taub. Es war ihm unmöglich, sich vorzustellen, daß Eveli unter der Kürze ihres Zusammenseins, seinen gleichsam nur gelegentlichen Besuchen bei ihr, seiner häufigen Zerstreuung in ihrer Gegenwart wirklich leiden könne.

Ihr Zeren und Betteln an ihm, wenn er gehen mußte, nahm er nicht einmal ernst, glaubte es mit einer flüchtigen Lieblosgung und Bertröstung zu stillen wie das Quengeln eines verzogenen Kindes. Er selbst war dann innerlich schon wieder befriedigt, seine Sehnsucht erfüllt, er lebte schon wieder in seiner Arbeit. Es drängte ihn mit Gewalt fort von ihr.

Eveli war jetzt mit der Geschichte der Philosophie fertig. Sie hatte sich vorgelesen, sie später noch einmal von neuem an-

zufangen, da ihr doch manches wieder ent schlüpft war, wie Stichproben ihr bewiesen. Auch war noch für sie so unendlich viel zu tun! In den Schränken und Regalen und drüben in ihres Mannes Sprechzimmer sah sie Bücher über Psychologie, über das Verhältnis der verschiedenen Glaubens- und Aberglaubensformen zur Wissenschaft, über die Geschichte der Wunder, über sexuelle Probleme, und was es noch alles war. Das mußte sie alles noch nach und nach lesen. Sie hatte ja auch noch soviel Zeit vor sich, das ganze Leben! Wenn sie hierin sich erst ein tüchtiges Stück durchgefressen hatte, mußte sie doch auch ihrem Mann näher kommen. Statt wie jetzt mitten im Gespräch zu versinken, würde er dann einfach auf diesen andern Gegenstand überspringen und ihn mit ihr durchsprechen, weil sie ihn verstand.

Daß ihm das Belehren und Einführen langweilig war, konnte sie ihm nicht verdenken. Diese Anfangsarbeit mußte sie eben selber leisten.

Manchmal graute ihr doch ein bißchen vor dem Berg. Aber dann tröstete sie sich, es sei Unsinn, an der steilen Höhe emporzublicken und sich dadurch abschrecken zu lassen. Schritt für Schritt, Stein für Stein galt es emporzuklettern, immer nur das Stückchen vor Augen, das zu überwinden war. So war sie oben, ehe sie wußte, wie.

Nur erst mit einem Buch anfangen. Mit welchem? Ach, wer ihr da raten könnte! Heinrich? Nein, es war eine Scheu in ihr, ihn auch nur merken zu lassen, wie sie sich mühte. Das sollte kommen, ganz unmerklich für ihn, es sollte ihm scheinen, als sei es von selbst geworden.

So nahm sie das erste beste und geriet damit in die Hegelsche Schule hinein, die ihr vollkommen unverständlich war. Sie wechselte schnell und verfiel jetzt auf ein ziemlich kompaktes medizinisches Werk über die Ursachen der Hysterie, das sie teilweise anekelte, das sie aber doch begriff und daher nicht gleich wieder aufgeben wollte.

Wie es andre Frauen wohl machen, dachte sie, die Kochen und Staub wischen müssen und dabei doch auch Männer haben wie ich. Sie geben es einfach von vornherein auf, ihnen nahe zu kommen. Oder die Männer sind dann geduldiger, als Heinrich mit mir ist.

Es war nahe daran, daß die Arbeit von Eveli in ein krampfhaftes Martyrium ausartete. Sie las nicht mehr, wie sie den Schwegler gelesen hatte: mit Lust und dem Gefühl inneren Mitlebens, Wissens, sondern wie eine Pflicht, die geleistet werden

mußte, mochten auch in ihr die feineren Sinne sich krümmen, mochten zarte Saiten der Seele dabei zerrissen werden.

Sie fastete sich auch darin, daß sie aufhörte, Cordes zu halten, wenn er gehen wollte. Eine Art grimmigen Stolz setzte sie jetzt darein, stoisch zu werden. Sie konnte ihn eben noch nicht festhalten, sie war noch nichts für ihn, als eine bloße Augenweide. Wenn er genug an ihr hatte, durfte sie auch nicht einmal daran rühren, als solle er noch nicht genug haben.

Als ihr Empfinden in Krankhaftigkeit zu fallen drohte, regten sich die ersten Mutterhoffnungen in ihr.

Sie war noch mitten in dem greulichen Werk. Die ersten Anzeichen des neuen Lebens ließen sie beinahe gleichgültig. Sie konnte es sich nicht vorstellen, daß sie ein Kind haben, daß sie den Namen Mutter tragen solle. Ihr Denken war so eng gebunden auf dem einen Fled, daß es sich nicht bis in diese Region schwingen konnte. Ja, es war unter dem Eindrud der Lektüre so verschüchtert worden, daß es sich vor dem Wichtigem, Wunderbaren, das da plötzlich ins Dasein treten wollte, fürchtete und verkroch.

Aber kurz darauf geschah etwas Seltsames.

Sie hatte sich nach dem ersten Frühstück zum Studium niedergesetzt wie immer. Kaum aber schlug sie das Werk auf und die bekannten Seiten blickten ihr entgegen, da faßte sie ein Widerwille, so stark und herrisch wie nie zuvor. Es war ganz etwas andres wie das Gefühl hilfloser Quälerei wie sonst. Ein jähes Ausfleuchten war es des gesunden Urteils, des Willens, des aufbäumenden Selbstgefühls. Ich will nicht mehr!

Mit einem Knall schlug sie das Buch zu. In ihr klopfte das Herz mit lauten Schlägen. Es war, als höbe sich ein dumpfer massiger Riesenträuel, der ihr auf dem Wege gelegen, löse sich auf, zergehe in Luft, und der blaue Himmel lache plötzlich auf sie hernieder.

Was quälte ich mich nur! dachte sie ganz erstaunt. Was war das? Warum tat ich das?

Unten im künstlichen Hofgarten keimten schon die ersten Narzissen. Noch hingen schwere Wolken über dem Dächermeer. Aber der Frühling pochte leise an die Scheiben.

Sie stand auf. In ihr war das dumpfe Herz plötzlich so leicht und licht. Es war wie ein Erwachen aus einem Fiebertraum. Ich brauche ja all das Eklige gar nicht!

Aber noch war ihr keineswegs bewußt, daß es ihr kleines kommendes Kind war, das sie so froh und sicher machte.

Als Heinrich einmal herüberkam, nahm sie das dicke Buch,

das sie so gequält hatte, packte es ihm auf den Arm und sagte: „Da, trag's wieder weg. Ich wollte es lesen, aber ich mag nicht mehr. Ist es sehr bedeutend, Heinrich?“

Er schlug den Dedel auf, schüttelte den Kopf, lachte halb ärgerlich.

„Aber, Maus! Womit schlägst du dich herum! Ein geistreicher Lärmmacher ist der Kerl, weiter nichts. Mußt du dir denn von solchen Käuzen Rat holen? Bin ich nicht da?“

Da flog ihm Eveli plötzlich um den Hals. Nichts schien ihr heute mehr schwer, nichts traurig. „Ja, du bist da,“ jubelte sie. „Wie war ich dumm! Ich dachte, ich müßte durch alle diese gräßlichen Bücher hindurch, um dich zu finden. Du bist da, du bist da!“

Er hielt immer noch das dicke Greuelbuch fest, als sei es aus feinstem Porzellan. Jetzt lag es zwischen ihnen eingepreßt, als sie sich umarmten. Es drückte sie, sie achteten es nicht. Sein Kneifer verschob sich, fiel herunter, tanzte am Bande. Heller Frühlingssjubel schlug über ihnen zusammen.

* * *

Aber er war danach nicht öfter bei ihr wie immer. Er liebte sie so sehr, wie ein Männerherz nur lieben kann, und er konnte sie seit jenem Vorfrühlingstage nicht mehr lieben, als er das schon vorher getan hatte. Wenn seine Gedanken wieder von ihr wegliefen, so hatte er ihr doch gegeben, was er für sie hatte: seine ganze starke, reine Männerliebe.

Sie lernte das auch noch wieder. Sie hatte wieder aus ihrem unsinnigen Jubel herauszukommen. Und Frühlingssregen floß aufs Frühlingsland.

Nein — nie würde sie ihn ganz besitzen. Nie würde sie der Stunden mit ihm ohne Furcht und ohne leise bange Trauer froh werden. Und wenn er jetzt wüßte, daß sie bei der Geburt des Kindes sterben würde, so würde das auch nichts ändern. Denn seine Liebe war schon heute ganz bei ihr.

Das aber gab ihrem Eheleben eine Schwere und ein geheimes banges Unterleben, in dem nur immer wieder von neuem das Glück geboren werden mußte.

Eveli hatte nicht das Gefühl, daß sie durch das Kind ihm näher kommen werde. Er war fertig und abgeschlossen wie er war; Ereignisse, und seien sie die stärksten und nächsten, konnten ihn nicht mehr verändern, sie spülten gleichsam nur um ihn herum, Blümlein wedend, bunte Steine abwerfend, aber den Felsen rüdten sie nicht von der Stelle.

Er war ganz und gar berechenbar für den, der ihn verstand. Das war zugleich schön und hoffnungslos.

Und durch Studium — und läse sie alle seine Bücher durch — konnte sie sich ihm auch nie zu dem machen, was sie ersehnte: dem unerseßlichen Kameraden, mit dem er alles beriet. Von dem nie mehr seine Gedanken abirrten, der ihm, seinem Geiste — interessant war.

Dazu war er ihr doch für alle Zeit zu weit voraus. Wie wollte sie die Jahre seines scharfen, starken Studiums einkolen können! Sie mit ihren Mitteln, sie mit ihrem anders gebauten Verstand!

Daran war nun wohl schon ganz zu verzagen.

Ja — wenn man verzagen wollte! Man durfte das eben nicht. Einfach herumwerfen die ganze Geschichte. Das war die einzige Rettung, die einzige Möglichkeit, sich als Frau von Heinrich Cordes dem Leben, dem Kommenden zu erhalten. Die Saite nicht zu hoch spannen, das hieß es. Sich nicht nach etwas abzappeln, abhängstigen, das unerreichbar war. Sondern — im Tal bleiben.

Eveli las auch im kommenden Frühjahr und Sommer weiter, aber nicht mehr so im Krampf, so regellos, in Hast und Not. Sie ließ sich von ihrem Manne Bücher geben. Ja, sie tat noch mehr: sie gewann es über sich, sie ihm wieder zurückzubringen und zu sagen: „Das ist mir zu schwer“.

Sein unwillkürliches Staunen bei solcher Gelegenheit hieß es nun zu ertragen. Er sah sie sogar einmal enttäuscht an. Was half das? Nur nicht wieder diese Maskerade vor ihm, dieser elende Flitterputz! Nur wenigstens sein dürfen, wie man war.

Sie wußte eins nicht: daß er unter diesen Erfahrungen zu ihr in die Schule ging. Daß seine konstruierte Psychologie einen starken Schlud Wirklichkeit nahm, daß er, fast zum erstenmal, am gesunden natürlichen Leben selber lernte.

Dies Lesen und Studieren, nun es seine märtyrerhafte Hast und Not verloren hatte, ließ Eveli doch noch viel Zeit vom Tage. Der Haushalt, von guten Kräften besetzt, verlangte sie gar nicht, zu wenig. Es war ein älteres Wirtschaftsfraülein da, das jede Arbeit der Dienstboten überwachte. Morgens um halb sechs ging das leise Huschen und Gleiten schon los. Das Fraülein stand dabei, wenn der neuangestellte Diener die Dielen bohnernte, wenn das Stubenmädchen die Waschgeräte ausseifte, wenn die Köchin den Braten begoß. Eveli hätte gern in ihres Mannes Zimmer den Staub gewischt. Aber selbst das ging nicht. Das Fraülein war genau darauf eingeübt, hätte es auch übel-

genommen, wenn das geändert worden wäre. Sogar die Blumen und Blattpflanzen waren begossen und gesäubert, wenn Eveli danach sah.

Es war ein schlimmes Ding.

Förmlich mit Gewalt zwang man ihr das Bewußtsein auf: du bist überflüssig. Nirgend's braucht man dich. Nirgend's füllst du eine Lücke aus. Der Diener, die Köchin, alle sind wichtiger und nötiger als du. — Und es war nur noch übrig, daß sie dies in sich aufnahm.

Es war oft nahe davor. Zu kompakt waren die Tatsachen. Aber sie hielt, sie hielt halb wie im Traum das leise dämmernde und doch sonderbar unbewegliche Gefühl fest, das dahinten wie ein Traum im Morgennebel stand, das mächtiger, das wirklicher war als alle Tatsachen.

Nicht nötig — und doch notwendig — war es so mit ihr?

In großen scharfen Umrissen zog in dieser wunderbaren Zeit ihre Vergangenheit an ihr vorüber. Es war wie ein langer Zug von Gesichtern. Wieviel hatte sie erlebt! Wieviel war stürmisch durch ihr Herz gezogen!

Manch einer war ihr sehr, sehr lieb gewesen — und jetzt war er nur noch wie eine Silhouette am hellen Hintergrund. Paul Passow — hatte sie nicht gedacht, er wäre der erste und letzte? Wer war der überhaupt gewesen, dieser gestuppte Held ihrer Tanzstunde? Hatte sie auch nur einen wesentlichen Zug von ihm gekannt?

Peter Klot — der unbesonnene Stürmer. „Ich liebe zwei! Ich habe soviel Glücksfähigkeit wie keiner. Ich genüge zweien. Ich mache zwei glücklich —“ was war daraus geworden? Ach, der liebe Träumer! Und nun so gut, so gut, wie es gekommen war. Hätte sie ihn denn ewig lieben können? Wie bald war ihr Schmerz verweht! Vielleicht waren sie einander zu ähnlich gewesen oder zu jung.

Die Liebe liebt das Wandern,
Gott hat sie so gemacht,
Von einem bis zum andern,
Feinsliebchen, gute Nacht.

Eine wandernde Liebe — war das ihr Los? Sie lächelte nur. Still ging sie durch die Räume, die ihr Mann ihr geschaffen hatte, in denen, so selten und kurz er hier war, sein Geist und sein Wesen wehte.

Sein Wesen nur? Das ihre ebenso und auch nicht allein. Konnte man eines vom andern abtrennen, hier an dieser Stätte?

Willst du noch weiter wandern, Liebe?

Wohin denn? Gibt es denn noch ein Weiter, ein Anderswo?
Ist es denn nicht wie ein zusammengeschütteter Trank aus
zwei Gläsern?

Aber warum?

Ist Heinrich höher geartet, als alle die andern waren? Hatten
nicht auch sie ihre Eigenart? Ist sie ihm unerfeglich? Liebt
sie ihn mehr? Hat sie wohl jemand mehr lieben können als
den feinen unruhvollen Peter? Als den berausenden Egon
Dörband? Ist denn ein Mehr möglich gewesen?

Das war doch alles gekommen und gegangen wie ein bunter
Traum. Gibt denn der Ehering solche Macht? Wird nicht
einst auch Heinrich sein, was die andern waren, ein Schatten
an der hellen Wand?

Die Liebe liebt das Wandern,
Gott hat sie so gemacht.

Eveli ging summend im Zimmer herum. Leise fuhr ihre
Hand über die Möbel. Auf dem Büchertisch lag ein dickes Werk.
„Über die Gründe und die Dauermöglichkeiten psychischer
Sympathieen.“ Sie las nur den Titel.

Im Herzen blieb das Lächeln, das von den Lippen gewichen
war. Das goldene Rätsel des Lebens spann sie ein. Und
träumend summt sie fort und fort dieselben alten süßtraurigen
Töne:

Die Liebe liebt das Wandern,
Feinsliebchen, gute Nacht.

* * *

In den Stunden, in denen ihr Kind geboren wurde, war
ihr Mann ganz bei ihr. Mit keinem Gedanken anderswo. Alle
die Unruhe seines auswärtigen Berufs war wie begraben.
Kein Blick zuckte, keine Miene verriet: es gibt noch etwas draußen
für mich. Ganz und allein gehörte er ihr.

Das waren wundervolle Stunden! Und wundervoll das
Klingen des Lebens ans Licht. Jede Minute brachte es näher!
Und wenn es schwarz wie Todeswellen über sie dahinstürzte,
wenn es wie ein Lösen und Händeausstrecken war: Jetzt sterben,
zu dieser Stunde. Ich bin auf der Höhe! O du seliger Tod —
dann brach der Schrei des Lebens wieder durch: Hierbleiben!
Bei euch! Bei euch!

Und gut, daß sie hiergeblieben war. Denn nicht geringer
waren die Stunden, die folgten.

Die Kräfte waren fort, aber es strich durch das hohe helle Zimmer wie Lebensluft, in der jeder Atemzug neue Kräfte brachte.

Eveli hatte in ihrem jungen Leben viel Schönes hören dürfen: Musik und süße Worte. Nichts war je so schön gewesen, wie das Schreien ihres Kindes.

Die großen Stunden gingen vorbei. Er kam wieder, der zerstreute Blid. Er kam wieder, ehe noch der Doktor selber daran dachte, sein Amt bei Weib und Kind niederzulegen und zu seinen Patienten zurückzugehen. Eveli sah ihn, ehe er sich seiner abschweifenden Gedanken bewußt war, und es stürmte durch sie eine jähe Rebellion. Ein wildes Sichanflammern an die kurze selige, überfelige Zeit.

Im Dämmer des niedersinkenden Sommertages lag sie still in den Kissen. Unter den geschlossenen Lidern tropften die Tränen durch.

Sie wußte es ja immer im voraus schon, wie es dann kam, und so auch hier. Am andern Tag verabschiedete sich Cordes mit Fuß und Blid von seinem Weib und seinem Buben. „Jetzt muß es wieder in die Arbeit gehen.“

Und dies ist nun also vorbei, dachte Eveli trübe hinter ihm her.

Wie schwach oft das Leben ist! Es kann nicht einmal mehr das Glück verstehen. Es liegt und weint den zergehenden Wibern seiner Tage nach und hat nicht Auge, nicht Ohr für das junge herrliche Glück, das da schreit und bläht und kleine Fäuste ballt!

Bis zum Abend dauerte es, einen vollen langen ganzen Lebenstag, bis Eveli sich zu ihrem Jungen fand.

* * *

Er hieß Hans nach dem Großvater. Die alten Magnussens waren zur Laufe da. Der Doktor fand sein Eveli dünngeworden und bildete sich von da ab ein, es ginge ihr schlecht bei ihrem Mann.

Nun er den zum Schwiegersohn hatte und noch dazu zum ungenügenden Schwiegersohn, wie er sich in den Kopf setzte, tat er gar nicht mehr ergeben gegen ihn; er verfolgte Eveli mit seinem gewalttätigen Mitleid, ging in die Küche und polterte darin umher, daß alle Pfannen an den Wänden sich zu entsetzen schienen über das Unerhörte, das geschah. Das Fräulein blaß, die Köchin rot. Ihn störte es nicht.

Viel zu wenig nahrhaft sei der Frühstückstisch besetzt für eine nährrende Mutter. Wer denn hier im Hause den gesunden Menschenverstand repräsentiere, der sei wohl auf Urlaub? Ob

es denn in diesem hochachtbaren Hause keinem auffalle, daß die gnädige Frau einfach langsam verhungere? —

„Aber der Herr Doktor habe doch nie —“

„Der Herr Doktor, jawohl,“ äffte Großvater Magnussen nach. „Der soll wohl die Suppen auch noch selber kochen. Wozu sind denn die Damen hier in der Küche, möchte ich mir doch mal zu fragen erlauben?“

Eveli hörte das Geschimpfe und kam ängstlich nachgeschlattert. Nein, wie sie sich vor dem Fräulein genierte. Ach dieser Papa! Er stellte doch alles auf den Kopf.

Aber dann hörte sie später doch mit einem Gemisch von Ärger und heimlicher Hoffnung zu, wie der Vater ihrem Mann bei Tisch dieselbe Bolterszene vorspielte.

Ach, diese dumme, dumme Hoffnung! Sie konnte ja doch nicht tot bleiben, immer war sie wieder da! Nun ging sie schon auf diesen Köder los, nun sollte Heinrich schon durch eine ganz überflüssige Sorge um ihr albernes Ergehen, das nichts, aber auch gar nichts zu wünschen übrig ließ, an sie gefesselt werden!

Sie schämte sich so toll, daß sie paßig wurde, als Cordes umgehend Feuer fing und sie nun ganz entsezt anstarrte. „Eveli, um Gottes willen, bist du nicht wohl? Ist du nicht genug? Aber Kind, wie kannst du nur — ich dachte doch — nein, da soll doch gleich —“ und nun klingelte er wie ein Berrückter, und das aufwartende Mädchen bekam eine Flut von Sätzen an den Kopf, in denen sich Vorwürfe, Aufträge, zurückgenommene Aufträge, neue Aufträge in gräßlichem Durcheinander verstrickten.

„Nein, Papa, sage, findest du Eveli wirklich elend?“

„Zum Umblasen geradezu,“ sagte der ungerührt.

„Ach, ihr seid ja alle,“ schalt Eveli erbost. „Was ist das für ein Unsinn. Mama, sage doch, das ist ja alles Unsinn!“

Die Mama machte einen gekniffenen Mund, sah vor sich hin, als höre und sehe sie nichts von dem ganzen Tumult um sich her, trat aber dabei Eveli auf den Fuß.

Das war sehr ausdrucksvoll und hieß: „Sei doch nicht dumm, laß sie sich doch ein bißchen um dich ängstigen, das ist ganz in der Ordnung. Sie kümmern sich sonst wenig genug um unser Wohl.“

Sie fand auch nicht, daß Eveli besonders elend sei, aber den gelehrten Männern mit all ihrer medizinischen Weisheit gönnte sie diese kleine Angst von Herzen.

Ihr Entelchen fand sie sehr süß und lieb, aber es hätte nun schon ein kleines Mädchen sein können. Diese ewigen Jungens,

das war dann doch immer wieder dasselbe. Entwicklung, Bildungsgang, Beruf, alles das alte, wie seit Jahrhunderten.

Die Mädchen — das war doch die neue Welt. Das war das Kommende, das Umgestaltende. Immer durfte sie das nur in Frauenrechtszeitschriften lesen, so gern hätte sie das einmal in der Familie erlebt. Mit Eveli, das war kaum halb geglückt; nun hier in Berlin, an der Quelle allen geistigen Lebens eine aufwachsende junge Enkelin — das hätte doch endlich einmal etwas nach ihrem Herzen werden können. —

Und da mußte es wieder ein Junge sein.

Vierzehntes Kapitel

„Frühling, sind das alle deine Blümelein?“

An dem Bettchen ihres Kindes lernte Eveli das Singen wieder.

Du junger Toter dahinten unter dem grünen Hügel, wo der Seewind durch die Bappeln geht, schläfst du jetzt in Frieden, stört dich mein Singen nicht mehr? Nein, es macht deinen Schlaf noch tiefer, du ungeduldiges Herz.

Hans, mein kleiner Hansel, viel heißes Leben hat in deinem Schlafliedchen schon geklopft und gebraust. Es klopft auch bei dir an, mein kleines, kleines Kind.

O, wenn Mutterhände schützen könnten!

Als der Junge schon auf seinen Beinchen stehen konnte, litt Eveli immer noch unter der alten Not mit ihrem Mann.

Je nachdem, bald stärker, bald schwächer, bald nur so schwach wie ein verwehender Hauch, dann wieder bis zu Tränen aufgeregter. Es war sogar, als habe das Muttertum sie noch abhängiger, empfindlicher, leidensfähiger gemacht. Sie litt in ihrem Jungen mit: auch für ihn hatte Heinrich keine Zeit!

Manchmal war sie ganz mutlos. Statt des Kampfes, Bernens, Ringens, ihm nahezu kommen, ein passives Warten und Abhängigsein. Es war wie ein stilles Herausfordern durch den Jungen: nun habe ich den, nun mußt du uns doch ganz gehören.

Und dann trank der kleine Hans die Tränen mit in seiner Milch.

Aber sie schadeten ihm nichts. Vielleicht sind Muttertränen eine ganz gute Kost für solchen jungen, werdenden Helden. Hans Cordes wenigstens führte den Beweis. Seine Stimmkraft nahm zum Schrecken der Hausbewohner mit jedem Tage

zu, seine Ungeduld, sich ans Tragkissen gebannt zu sehen, ebenso. Er machte sich oft urplötzlich steif und warf sich hintenüber, so daß man ihn nur mit raschem Griff vor dem Sturze retten konnte. Als sein schwermütiges Mütterchen seine jungen Beine noch sorgsam einwindelte und weich bettete, stießen die schon alle Hüllen von sich, stemmten sich an, verlangten ungestüm nach selbständiger Lebensstellung.

In der Zeit zwischen den Ereignissen, daß Hans seine Beine zum Stehen anstemmte und daß er die ersten Schritte machte, war eine Veränderung in Ebelis Innenleben vorgegangen.

Wann, war nicht genau zu bestimmen. Jedenfalls, wenn sie später darüber nachdachte, wußte sie, daß sie noch vor sich hingeweint hatte, während sie Hans mit beiden Händen festhielt, als er solange strampelte und wirtschaftete, bis er auf ihren Knien aufrecht stand. Sie hatte sich noch, das fiel ihr ein, die herablaufenden Tränen fortledern müssen, weil sie keine Hand zum Abwischen freihatte. Hatte dann auch noch ihr Gesicht an des Jungen kleiner behemdeter Schulter trocken gerieben. Das stand also fest. Damals hatte sie noch Zeit gehabt, sich wegen Heinrich aufzuregen und zu grämen.

Wo war doch nur nachher alle die Zeit geblieben? Sie hatte ja einen wahren Luxus damit treiben können! Jetzt, soviel war gewiß, hatte sie keine mehr.

Es war nicht das, daß sie sich ewig mit dem Jungen abzugeben hatte. So stand es denn doch nicht. Er hatte seine Schlafzeiten, seine ruhigen Strahlzeiten, und ihn beständig herauszunehmen und mit ihm herumzutanzten, hatte ihr Heinrich einbringlich verwehrt. „Junge Pflänzchen wollen im Dunkeln keimen.“ Aber dafür war ihr Tag doch anderseits bis zum Überlaufen voll, auch wenn sie nicht, wie andre Frauen, die Küche auf sich sitzen hatte.

Da war vor allen Dingen wieder die Musik. Es war doch kein Vorkommen mehr davon. Und so ganz fern bleiben, so nur hinaus- und hinüberschauen wie zu Bergen und Sternen, das wollte nicht mehr gehen. Zu tief hatte ihr Herz dort schon einmal drin gefessen. Nun, als sie ihrem Bübchen die alten Müllerlieder wieder vorsang, da merkte sie, daß der goldene Klang in ihrer Kehle ein wenig Rost angelegt hatte.

Das war ihr jählings wie eine Schmach und Not. Sie schämte sich vor Hans. „Warte nur, morgen klingts besser.“ Und sie begab sich ans Üben.

Eines zog das andre mit sich. Zur Musik gehört eigentlich

ein ganzes Leben. Aber das hatte sie nun nicht mehr. Ach, ob sie es hatte! Wie rasend schnell ist ein Tag herum!

Ehe sie ihr Kind hatte, als einsame, junge Frau, hatte sie immer so allein gegessen. Jetzt, da sie eigentlich gar keine Zeit hatte, kamen die Menschen zu ihr, nicht nur in ihre Stuben, auch in ihr Interesse und ihr Herz. Es war plötzlich nicht mehr zu begreifen, wie sie immer so für sich hatte sitzen können, während nebenan so viel Großes, Schönes, Trauriges geschah.

Cordeß sah eine Weile zu, wie sie gut und lieb zu den Menschen war, die ihr so zufällig durch gesellschaftliche und kollegiale Veranlassungen in den Weg kamen, und zwar ohne große Auswahl. Es waren Leute drunter, die das Interesse kaum lohnten. Anfangs erfaßte ihn darüber ein leiser Schreck. „Sie wird doch nicht gesellschaftshungrig werden?“ dachte er.

Seine alte Instinktlosigkeit machte ihm wieder zu schaffen. Er mochte zu Eveli nicht darüber reden, weil er sich gleich sagte, daß er möglicherweise im Unrecht wäre. Aber es quälte ihn doch mehr, als er selber klar wußte. Er dachte sehr hoch von Evelis Charakter! Gerade er, der nur an oberflächliche Gesellschaftsdamen und an Kranke gewöhnt war. Ihre Natürlichkeit und innere Bornehmheit war ihm immer eine so sichere Sache gewesen. Auch hatte es ihn gefreut, daß sie das ganze erste lange Jahr ihrer Ehe nach keinem andern Menschen verlangt hatte als nach ihm.

Er ging da wieder zu sehr von sich selber aus. Er, der täglich Duzende von Menschen sah und sprach, konnte sich in dies Ausgehungertsein nicht leicht hineinversetzen. Er nannte es gleich Vergnügungssucht, und daß der noch nicht übersättigte Mensch am Menschen noch immer das Interessanteste findet, überließ er, konnte es wenigstens vor sonderbarer persönlicher Angst und Beklemmung nicht deutlich erkennen.

Es war eine größere Angst in ihm, als er sich selber eingestand. Mehr von seinem Leben, als er wußte, baute sich auf Eveli auf. In der Liebe zu ihr ankerte sein erstes wirkliches Herzensglück, aber zu gleicher Zeit auch eine Abhängigkeit, wie sie sonst niemals zu ihm gehört hatte. Ein Sturz hier an dieser Stelle mußte ihm das ganze Haus seines Daseins einreißen.

Er rekapitulierte jetzt auch, was Eveli ihm über ihre früheren kleinen Liebesgeschichten erzählt hatte. Damals hatte er sie sehr natürlich und unschuldig gefunden. Es hatte ihn kaum berührt. Daß ein lebhaftes, lebensfrohes Mädchen nicht kühl und unbewegt bis zu dem Tage ihrer Verlobung dahin geht, fand er ganz begreiflich. Er hätte an ihrem Temperament,

ja an ihrer Intelligenz gezweifelt, wenn es anders gewesen wäre.

Heute erschien ihm alles in andrem Licht. Sie war am Ende doch nur flatterhaft. Ebenso gut, wie sie die andern abgetan hatte, konnte sie ihn abtun. Wollte er sie am Ehering halten, an ihrem Jungen? Was war zu tun, wenn sie ihm davon ging? Gibt es zwischen Himmel und Erde ein Mittel gegen entfliehende Liebe?

Er kam nun viel öfter herüber als sonst. Mitten in seiner Arbeit faßte ihn die Unruhe. Dann drüben bei ihr schämte er sich plötzlich seines Belauerns und eilte davon.

Das war ein paar Tage gegangen, aber auch nur ein paar Tage. Nicht von einem Sonntag zum andern dauerte diese Not. An einem leuchtenden Septembertage versank sie mit einem Schlage, als wäre sie nie gewesen.

Woran? In welche psychologische Rubrik paßte dieser Vorgang?

Eveli hatte den Jungen auf dem Arm, als er am Morgen fortgehen wollte. Der strampelte ihm zu: „Mit! mit!“ Da stopfte sie ihm einen Fuß in das ungeduldig aufgerissene Mäulchen. „Da, bring das Papa, Hans!“

Und er nahm seinen Jungen, und er holte sich den Fuß ab. Er war plötzlich so erschüttert, daß er sich kaum halten konnte. Aus dem dummen kleinen Mäulchen trank er sich des Lebens großes Glück, des Lebens leuchtendes Vertrauen.

Wo war ich denn nur? O du heilige Psychiatrie!

Drüben hatte er heute eine Patientin, eine gescheiterte Seele. Es war viel Hysterie in ihr, aber mehr noch eine wirkliche Lebensangst, eine Zersplitterung von Kräften, die in ihren Ansätzen Herrliches verheißen hatten. Was hatte an dieser Seele nicht alles gerissen! Die vornehme Familie, die Liebe, die Kunst, ein schweres Körperleiden und zuletzt — der Psychiater. Wie er sie heute wieder sah, als erste, und dabei noch das Gefühl des nassen Mäulchens am eigenen Munde hatte, ging es ihm jählings auf: die gehört nicht zu mir, die gehört an Frauenhand. Und impulsiv und unbesonnen, wie er noch nie gewesen war, bat er, sie zu seiner Frau bringen zu dürfen, und er tat es.

Eveli war gerade dabei, den Hans zu baden. Da setzte sich die junge Gräfin mit in die Badestube und reichte ihr die Tücher zu. Der Doktor aber ging wieder hinüber.

Das war des großen Psychiaters erstes wirkliches Meisterstück. Aber Ruhm brachte es ihm weiter nicht ein.

Jetzt bekam Eveli erst recht zu tun. Ihr Mann besann sich

plötzlich auf alle seine Rechte. Er nahm ihr Besucher fort, die ihm nicht paßten, und gab ihr neue, die oft zehnmal anspruchsvoller waren für ihr Interesse und ihr Herz. Das Leiden, das durch die Welt, durch die Großstadt, durch alle Zeiten geht, packte er ihr auf.

Dann drängte sich auch plötzlich das vernachlässigte Stiefkind ihres Lebens, die Malerei, wieder in ihren Weg. Sie wurde plötzlich von Sehnsucht gepackt und lief ins Museum, war etliche Zeit dort unter den Qualen eines schlechten Gewissens. Kam sie nach Hause, war großes Geschrei: ihr Mann hatte nach ihr gefragt, der und der, die und die hatten hier gefessen, auf sie gewartet; der Junge hatte die ganze Zeit gebrüllt.

Und unter all diesem Treiben und Jagen kam das zweite Kind ans Licht. Zu Großmamas Genugthuung ein Mädchen.

* * *

Eveli war ihrem Mann untreu geworden. Er mußte es schon mit ansehen: ihre Liebe war eben das Wandern gewöhnt, sie konnte nicht mehr anders.

Er nahm es zuzeiten tragisch genug. Er war nicht mehr eifersüchtig auf die Draußenleute, — diese Geschichte hatte er nun endgültig als eigenen Fehler in seinem Berufskonto gebucht, aber er war eifersüchtig auf Hans und Käthe, auf Rembrandt, Botticelli, Brahms und Beethoven. Er sah ein: die Liebe, die wirkliche Liebe ist kein Ruhelissen. Die hat immer einen dunkeln Unterton von Not, Sorge, leisem Schmerz in sich mitbringen. Erst dadurch wird sie vielleicht, was sie ist. Wer kann das wissen? Muß es denn sein? Warum ist sie denn kein Ruhelissen? Das wäre doch viel schöner!

Dem guten Doktor Cordes kann auf der ganzen Welt kein Mensch diese Frage beantworten, wenn er es nicht selber kann, der berühmte Psycholog.

Bei Hans und Käthe blieb es nicht, es kam ein Bübchen, das Eveli aus Neiderei gegen ihren Mann nach ihrer Tanzstundenliebe, aus zarter Ehrfurcht für ihren jungen Toten Paul nannte. Und in den ersten Tagen nach der Geburt, die immer wahre Friedenszeiten waren in dem Kriegsgetümmel ihres häuslichen Lebens, lag sie und fühlte wie im Traum den Seewind über ihre Stirn gehen.

„In diesem Sommer nach Töpensee,“ bat sie ihren Mann. Jetzt konnte sie auch an Gräber wieder gehen. Blumen sollten ihre Kinder auf den Hügel tragen. Ist denn einer noch zu stören, den das ewige Meer in Schlummer sang?

Das vierte Kind, Aribert, war viel zarter als seine Geschwister, ein Sorgenkindlein, das Tag und Nacht seines ersten Lebensjahres wie im Sterben lag. Da war es, als sei Evelis Liebe, des Wanderns müde, zum letzten Ziel gekommen. Alle andern Kinder, ihr Mann, die fremden Menschen, die Künste traten zurück. Sie lebte nur für ihr krankes Kind. Es war, als brauche sie weder Schlaf, noch Erholung, noch sonst etwas auf Erden.

Aber es war ein Irrtum. Die Liebe hört nicht auf zu wandern, solange sie lebt. Als Aribert sich kräftigte, kehrte Eveli zu den andern wieder zurück. War sie je fort gewesen? Wer konnte das sagen? Sie selber am wenigsten. Wer läuft denn immer der eigenen Liebe nach auf ihren seltsamen, geheimnisvollen Wanderungen?

Weiß denn eine Mutter auch nur, wen sie mehr liebt: ihren Mann, ihre gesunden Kinder, ihre kranken Kinder? Was weiß das vielgeschüttelte Menschenherz denn überhaupt? Daß die Liebe ein unruhiges Ding ist, das niemals stille steht!

Es kamen noch zwei Mägdelein und ein kleiner Bube. Dann war's aus. Aber nun fing's wieder von vorn an.

Nun machte Hans seine Streiche, verfiel in Schulstrafen und allerlei Not. Dann fing Rätke an und wurde, wie ihre Großmutter es sich gewünscht hatte, unter den beständigen Übergriffen der Brüder zu einer ganz rabiaten kleinen Frauenrechtlerin. Es konnte etwas werden aus dem Ding, bei solchen Anfängen!

Bald hatte dies und bald das Kind die Oberhand im Interesse. Bald eins im Guten, bald eins im Schlechten. Ganz ruhig wurde es nie. Am sichersten monopolisierten sie Mutters Liebe, wenn sie einmal krank waren. Aber war das auch wirklich so unfehlbar sicher?

Die Liebe liebt das Wandern,
Gott hat sie so gemacht.

Siebenfaches Leben, siebenfache Unruhe. Ist nicht da die größte Liebe, wo die größte Unruhe ist? Denn stille und stumm wird's auf Erden und im Himmel, wenn die Liebe einmal in ihren Hafen eingefahren ist.

E n d e

89007159957



In Engelhorn's allgemeiner Romanbibliothek ist von

Marie Dierx

erschienen:

Im Herrenhaus von Luchmühlen

(XXI. Jahrgang, Band 20)

Wer bist du?

(XXII. Jahrgang, Band 3)

Der alte Timm und seine Nachbarn

(XXVI. Jahrgang, Band 3)

Fünftehnter Jahrgang. Band 1. 2. **Hopsen**, Der Väter zweie. — 3. **Mil**, Um eines Haars Breite. — 4. **Sarkis**, Willkürd Menz. Sabakuten. — 5. 6. **Ohnet**, Nimrod & Cie. — 7. **Malling**, Der alte Herrenhof. — 8. **Griffiths**, Im Expreßzug Rom-Paris. — 9. 10. **H. v. Sobeltk**, Talmi. — 11. **Worke**, Um des Kindes willen. — 12. **Clarcke**, Das Auge des Toten. — 13. 14. **Croker**, Verheiratet oder ledig? — 15. **Jhrenberg**, Neue Bahnen. — 16. **Murray**, Ein Spitzbubengewissen. — 17. 18. **Schubin**, Bollmondsjauber. — 19. **Clifford**, Ein sonderbarer Stellvertreter. — 20. v. **Sonnen**, Auf Riedenheim. — 21. 22. **Markewitsch**, Prinzessin Nina. — 23. **Boyle**, Ein gefährlicher Ausflug. — 24. **Georgy**, Aus den Memoiren einer Berliner Ränge. — 25. 26. **Rameau**, Die Letzten aus dem Hause Montberthier.

Sedzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **Ohnet**, In der Tiefe des Abgrunds. — 3. **Skowronnek**, Hans der Sieger. — 4. **Joti**, Ein Seemann. — 5. 6. **Croker**, Miß Balmaines Bergangenheit. — 7. v. **Wondz**, Im eigenen Nest. — 8. **Hope**, Dr. Witts Witwe. — 9. 10. **Pöring**, Jadwiga. — 11. **Hornung**, Der neue Herzog. — 12. **de Sidurz**, Tante Baby. — 13. 14. **H. v. Sobeltk**, Das Heiratsjahr. — 15. **Wahlenberg**, Marta Hilding. — 16. **Alden**, Seine Tochter. — 17. 18. **Hopsen**, Die ganze Hand. — 19. **Gerard**, Eine vergessene Sünde. — 20. **Walters**, Der Wohlthäter. — 21. 22. **Cheuriet**, Die Zukunft. — 23. **Grahams**, Das goldene Zeitalter. — 24. v. **Pandiffin**, Im engen Kreise. — 25. 26. **Croker**, Berechtigter Stolz?

Siebzehter Jahrgang. Band 1. 2. **Davis**, Soldaten des Glücks. — 3. **Skowronnek**, Ihr Junge. — 4. **de Wailly**, Lucettes Schwur. — 5. 6. **Kipling** und **Balestier**, Kaulakha. — 7. **Misch**, Der Adelsmensch. — 8. **de Tinsau**, Durch fremde Schuld. — 9. 10. **Schulte von Brühl**, Frühlings-Evangelium. — 11. **Murray**, Die Jagd nach Millionen. — 12. **Busse**, Rösschen Rhobe. — 13. 14. **Leyz**, Das Geheimnis des Rechtsanwalts. — 15. **H. v. Sobeltk**, Die Tante aus Sparta. — 16. **Cheuriet**, Unter Rosen. — 17. 18. **Schubin**, Im gewohnten Geleis. — 19. **Lie**, Im Märchenland. — 20. **Hopsen**, Zehn oder elf? — 21. 22. **Croker**, Die Dorf Schönheit. — 23. **Blücher-Clausen**, Inga Heine. — 24. **Griffiths**, Ein schneidiges Mädchen. — 25. 26. v. **Ortzen**, Eine glückliche Hand.

Achtzehnter Jahrgang. Band 1. 2. v. **Woljogen**, Die arme Sünderin. — 3. **Sodkin**, Verschwindende Diamanten. — 4. v. **Sülow**, Im Hegenring. — 5. 6. **Jesneur**, Slavische Leidenschaft. — 7. **Poff**, Der gute Fra Checco u. a. Geis. — 8. **de Pere-Stracpool**, Toto. — 9. 10. v. **Roberts**, Schwiegerwäther. — 11. **Aide**, Die Erzieherin. — 12. **H. v. Sobeltk**, Frau Karola. — 13. 14. **Robinson**, Jung-Nin. — 15. v. **Ortzen**, Frei für die Ehre! — 16. **Bourget**, Das Spigenmäuschen und andre. — 17. 18. **F. v. Sobeltk**, Die papierenen Macht. — 19. **Glyn**, Elisabeths Besuche. — 20. **Pöring**, Der Förster. Heinrich Limm. — 21. 22. **Ohnet**, Die lichteue Dame. — 23. **Croker**, Die Spinne u. a. Geis. — 24. **Heine**, Bis ins dritte und vierte Glied. — 25. 26. **Burnett**, Eine vornehme Dame.

Neunzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **H. v. Sobeltk**, Der Badfischkasten. — 3. **Onida**, Zwei Sünder. — 4. **Schubin**, Marsta. — 5. 6. **Malot**, Daheim. — 7. v. **Rom**, Man lebt so hin. — 8. **Sodkin**, Ein weiblicher Detektiv. — 9. 10. v. **Ortzen**, Irrelichter. — 11. **Pod**, Auf halbem Wege. — 12. **Westkirch**, Geschichten von der Nordlant. — 13. 14. **Hunt**, Kein Herz. — 15. **Pöring**, Deutsche und polnische Liebe. — 16. **Poradowska**, Die Stimme des Blutes. — 17. 18. **Skowronnek**, Das rote Haus. — 19. **Gobb**, Skrupel. — 20. **Lie**, Nordwärts. — 21. 22. **Ohnet**, Der Schritt zur Liebe. — 23. **Croker**, Eine verhängnisvolle Fahrt. — 24. **Olden**, Die erste Krawatte und andre Geschichten. — 25. 26. **Warden**, Das Gasthaus am Strande.

Zwanzigster Jahrgang. Band 1. 2. **Poff**, Ein Königsdrama. — 3. **Johannsen**, Die Amazone und andre Geschichten. — 4. **Melégari**, Geseit. — 5. 6. **Schubin**, Maximum. — 7. **Hornung**, Ein Einbrecher aus Passion. — 8. **Hornung**, Die schwarze Mäste. — 9. 10. **Champol**, Goldene Blumen. — 11. **de Pere-Stracpool**, Der Bourgeois. — 12. **Glahn**, Heiratskitter. — 13. 14. **Croker**, Angelika. — 15. **Chanteleure**, Blütenumranke Ruinen. — 16. **Sudde**, An stillen Wassern. Aus der Zukunft. — 17. 18. **H. v. Sobeltk**, Krach. — 19. **Glyn**, Ambrosjines Tagebuch. — 20. **Skowronnek**, Sommerliebe und andre Geschichten. — 21. 22. **Armstrong**, In der Gewalt der Umstände. — 23. **Poff**, Die neue Circe. — 24. **Croker**, Das stolze Mädchen und andre Geschichten. — 25. 26. **de Conlevain**, Eine segreiche Eva.

Einundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Boy-Ed**, Heimkehrstieber. — 3. **Höcker**, Frühlingsküme. — 4. **Mc Donnell Bodkin**, Gistmischer. — 5. 6. **Posh**, Die Reife nach Mentone. — 7. **Marschal de Pierre**, Trautchen. — 8. **Zemlak**, Unter der Krute. — 9. 10. **Croker**, Die Rakendpote. — 11. **Blütigen**, Bekenntnisse eines Häßlichen und andere Geschichten. — 12. **Humre**, Verwehte Spuren. — 13. 14. **Chantepleure**, Ein Aprilscherz. — 15. **Fahrom**, Schwarz-Rot-Gold. — 16. **Harte**, Pioniere des Westens. — 17. 18. **F. v. Jobelkith**, Kreuz wende dich. — 19. **Harland**, Des Cardinals Schnupftabakdose. — 20. **Piers**, Im Herrenhaus von Ludmühlen. — 21. 22. **Merriman**, Der rothe Brief. — 23. **Rosner**, Der Fall Verseyg. — 24. **Finn**, Die zweite Generation. — 25. 26. **Kameau**, Die Nudelprinzessin.

Zweiundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **F. v. Jobelkith**, Die arme Prinzessin. — 3. **Piers**, Wer bist du? — 4. **Harrod**, Das verborgene Modell. — 5. 6. **Posh**, Samum. — 7. **Graf**, Von kleinen und großen Leuten. — 8. **Chantepleure**, Eine Heiratskomödie. — 9. 10. **Fowler**, Ein gewagtes Spiel. — 11. **Stik**, Der heilige Ehestand. — 12. **Hornung**, Kein Geld. — 13. 14. **Poradowska**, Eine romantische Heirat. — 15. **Höcker**, Von Juans Frau. — 16. **Sims**, Die junge Frau Raubel. — 17. 18. **Busse**, Die Referendarin. — 19. **Harte**, Auf der alten Fährte. — 20. **Deledda**, Elias Portolu. — 21. 22. **Adams**, Bekenntnisse einer Frau. — 23. **Lehne**, „Einsamkeit 19“. — 24. **Harland**, Eine erlauchte Frau. — 25. 26. **F. v. Jobelkith**, Des Lebens Enge.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Skowronnek**, Die beiden Wildtauben. — 3. **Mihelson**, Im Wagen des Bischofs. — 4. **Seeliger**, Auf Tod und Leben. — 5. 6. **Pierantoni**, Die Stärkere. — 7. **Croker**, Das glückliche Tal. — 8. **Blicher-Clausen**, Sonja. — 9. 10. **Hornung**, Der Schatten des Stricks. — 11. **Chantepleure**, Huguettes Abenteuer. Glaube Chamboches Sekretär. — 12. **Mr Carthy**, Wenn ich der König wär! — 13. 14. **Boy-Ed**, Die holde Ibrin. — 15. **Ahlberg**, Ein modernes Mädchen. — 16. **Bennett**, Ein großer Mann. — 17. 18. **Ohnet**, Die Siegerin. — 19. **Hillinger**, Das Erbichweinehen und andere Geschichten. — 20. **Harland**, Mein Freund Prospero. — 21. 22. **Busse**, Das Gymnasium zu Lengowo. — 23. **Glyn**, Evangelines Schicksal. — 24. **Rosner**, Der Puppenspieler. — 25. 26. **Croker**, Ihre Familie.

Vierundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Posh**, Die Schulbige. — 3. **Hirschberg-Jura**, Die Willa des Gerechten. — 4. **Hornung**, Ein ritterlicher Buschlepper. — 5. 6. **Höcker**, Paradiesvogel. — 7. **Chrencron-Müller**, Der geeignete Tag. — 8. **Heine**, Der Wegweiser. — 9. 10. **Douglas Wiggan**, Rebekka vom Sonnenbadhof. — 11. **Wasner**, Der rote Faden. — 12. **Croker**, Ein verlorener Posten und andere Geschichten. — 13. 14. **Tesneur**, Die Macht der Vergangenheit. — 15. **Stegemann**, Die Befreiten. — 16. **Osbourne**, Silliput, der Schiffsalmotor. — 17. 18. **Skowronnek**, Der rote Kerzen. — 19. **Harte**, Das unvertraute Gut und andere Geschichten. — 20. **Hillinger**, Die Dachprinzess. — 21. 22. **Croker**, Mary am Gittertor. — 23. **Bourget**, Schwestern. — 24. **Conrad**, Im Taisun. — 25. 26. **F. v. Jobelkith**, Die Kinder des Herrn von Garthausen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Boy-Ed**, Ein Echo. — 3. **Hornung**, Ein Dieb in der Nacht. — 4. **Gerken**, Lebensstrühe. Verlorenes Land. — 5. 6. **Croker**, Das spanische Halsband. — 7. **Wasner**, Dornröschen. — 8. **Grath**, Der Mann auf dem Bod. — 9. 10. **Schubin**, Erbschhof. — 11. **Jérôme Charaud**, Aus Sturm und Not. — 12. **de Vere Harpool**, Fanny Lambert. — 13. 14. **Bourget**, Der Emigrant. — 15. **v. Wolzogen**, Der Bibelhaje. — 16. **Ritterbocker** Viele, Die Herberge zum Silbernen Mond. — 17. 18. **Busse**, Die Hoermanns. — 19. **Orzpy**, Die Leuchter des Kaisers. — 20. **Bourget**, Herz und Handwerk. — 21. 22. **Foche**, Carlotta. — 23. **Höcker**, Prinzgemahl. — 24. **Glyn**, Jenjenseits der Wirbel. — 25. 26. **Wasner**, Vater.

Sechsendzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Der rote Kurs. — 3. **Piers**, Der alte Kimm und seine Nachbarn. — 4. **Bennett**, Hugo. — 5. 6. **Skowronnek**, Armer Jenner. — 7. **Zemlak**, Der unreine Geist. — 8. **Raff**, Naturgewalten. — 9. 10. **Croker**, Die jüngste Miß Mowbray. — 11. **Sturmfels**, Liebe Mädchen. — 12. **Bronson-Howard**, Meeresgold. — 13. 14. **F. v. Jobelkith**, Eva, wo bist du? — 15. **Wiggan** u. a., Was sich in dem Gasthaus begab. — 16. **Höcker**, Das goldene Schiff. — 17. 18. **Mrs. Humphry Ward**, Daphne. — 19. **Rosenkrantz**, Gräfin Polly. — 20. **Posh**, Romeo und Julia im Albaner-gebirge. — 21. 22. **Tesneur**, Eine Energietur. — 23. **v. Alindkowskrom**, Das Hohenlied des Lebens. — 24. **Cook**, Montana. — 25. 26. **Busse**, Vena Küppers.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.

Die Faust des Riesen. Von Rudolph Stratz. 2 Bände.

Das Paradies der Erde. Von Ada von Hersdorff.

Antel William. Von Jennette Lee. Aus dem Englischen.

Der Kampf um den Mann. Von Carry Brachvogel. 2 Bände.

Der weegrüne Wandschirm. Von Edgar Franklin. Aus dem Englischen.

Das padend erzählte Abenteuer eines jungen amerikanischen Millionärs, der seinem Gang zum Außergewöhnlichen und Erzentrichen folgt. Die reichbewegte Handlung vor einem modernen Hintergrund hält den Leser bis zum letzten Augenblick in Spannung und macht die Lektüre zu einer außerordentlich unterhaltenden.

Vor den großen Mauern. Von Katharina Zitelmann.

Die hochinteressante Schilderung der unüberbrückbaren Kluft zwischen gelber und weißer Rasse und die packende Darstellung von Episoden aus den Vorerfassanden geben dem Buche einen hohen Wert. Der Leser wird durch die vortreffliche Zeichnung des seit kurzer Zeit wieder unsere Aufmerksamkeit beschäftigenden Missiens, das die Verfasserin auf mehrfachen Reisen nach China studiert hat, ebenso in Atem gehalten wie durch die dramatische Ausprägung der Ereignisse bis zum Eintritt der Katastrophe.

Entgleist. Von B. M. Crofer. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Der ganze geheimnisvolle Zauber des Landes der Wunder liegt über diesem spannenden Roman ausgegossen, in dem die gefeierte Erzählerin uns die wechselvollen Schicksale eines entgleisten jungen Mannes miterleben läßt, der sein Brot als Angestellter einer indischen Eisenbahngesellschaft verdienen muß.

Die Kleine. Von André Lichtenberger. Aus dem Französischen.

Der köstliche Humor und Wis, mit dem hier die weiterschütternden Leiden und Freuden eines Wadtschleins ausgesplaudert werden, dürften dem lebenswürdigen Büchlein aller Herzen gewinnen.

Paul Beck's Gefangenahme. Von M. Mc Donnell Bodkin. Aus dem Englischen!

Der Detektiv Paul Beck ist zu einem Typus geworden, der Sherlock Holmes in nichts nachsteht. Auch in dieser glänzenden geschriebenen Erzählung, wo der Held nach hitzigem beruflichem Wettstreit von der Feiern der Romanbibliothek längst bekannten Geheimpolizistin Dora Myel schließlich „eingefangen“ wird, läßt der bekannte Verfasser alle Register seiner Erfindungs-gabe spielen und weiß den Leser aufs trefflichste zu unterhalten.

Schweigen im Walde. Von Richard Stowronnek. 2 Bände.

Aus einem Erbsolgeseitig zweier Linien eines ostpreussischen Geschlechts entwickelt der rühmlichst bekannte Verfasser eine Reihe reizvoller Bilder, in deren Mittelpunkt eine prächtige Liebesgeschichte steht. Das Ganze ist durchtränkt von einem wahrhaft goldenen Humor.

Das Geipenst. Von Arnold Bennett. Aus dem Englischen.

Der bekannte Schriftsteller erzählt hier eine richtige Geistergeschichte, die eine Fülle amüsanten

Erlebnisse und aufregender Abenteuer enthält. Der Roman ist ein dramatisches Phantasiegemälde; er will nichts weiter als unterhalten — und das tut er in höchstem Grade.

Lichterfelberstraße Nr. 1. Von Hanns von Sobeltitz.

Eine übermüßige Berliner Eigener, eine Bohemegeschichte, die viel Selbstelebene und Selbsterlebtes enthält. Aber Hanns von Sobeltitz schildert in ihr nicht die Berliner Boheme von heute, nicht die hohlwangigen Köpfe des Café Größenwahn. Seine lustigen Gestalten sind vollsäftiger und warmerziger, sie kommen aus einer gesünderen Zeit, aus dem glorreichen Jahre 1870, dessen Ereignisse wirkungsvoll in den Gang der Erzählung verflochten sind.

Die Primadonna. Von S. Marion Crawford. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Einen tiefen Einblick in die in jedem Sinn dramatische Laufbahn eines gefeierten Opernsternes gewährt uns dieser Roman des berühmten amerikanischen Schriftstellers. Die spannende Handlung, das interessante Milieu und die geistreiche Schreibweise fesseln den Leser in höchstem Grade.

Angst und Emma und andere Geschichten. Von Georg Hirschfeld.

Zwei Gruppen bilden diese Novellen des so rasch berühmt gewordenen Verfassers. Von Liebeden erzählt die eine, Mann und Weib im Kampf und Jubel der ersten Frühlingsneigung; die andere zeigt eine Reihe von menschlichen Tragikomödien — Einzelercheinungen, die uns wie gute Bekannte entgegenkommen.

Übertrumpft. Von Samuel M. Gardenzhire. Aus dem Englischen.

Geistvolle Detektivgeschichten, die sich durch ihre originellen Motive und die außerordentlich spannende Durchführung auszeichnen. Eine amüsanteste und anregendere Lektüre läßt sich kaum denken.

Lebende Bilder. Von Paul Oskar Höcker. 2 Bände.

Unter dem äußeren Glanz der Berliner Hofgesellschaften spielt sich das tragische Schicksal einer jungen Aristokratin in packenden „Lebenden Bildern“ ab, deren Farbenreichtum und dramatische Steigerung die reise Künstlerschaft Höckers verrät.

Fatme. Von Borge Janssen. Aus dem Dänischen.

Dieser in Bosnien spielende Roman ist eine an spannenden Momenten reiche Schöpfung, die das Interesse des Lesers durch die vortreffliche Schilderung des eigenartigen Milieus ebenso erregt, wie durch den Hauch von romantischer Poesie, der über dem Ganzen schwebt.

Die Geschichte einer wandernden Liebe. Von Marie Diers.

Die Hauptvorzüge der feinsinnigen Dichterin — tiefe Seelenkenntnis und eine biegsame, farbenreiche Sprache — treten uns in diesem an entzückenden Episoden überreichen Roman auf Schritt und Tritt entgegen. Die zahlreichen Freunde von Marie Diers werden diese außerordentlich anziehende Schöpfung mit Freunden begrüßen.

89007159957



b89007159957a